
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06584531 9





Seinen Pflegeeltern Carl und Anna Ruprecht
in inniger Liebe und Dankbarkeit
zu Weihnacht 1897.
Hermann Fischer.
der Medizin u. aller freien Künste
Doctor.

Freund Allers

In demselben Verlage erschienen noch folgende Werke von

C. W. Allers:

Unser Bismarck. 280 Seiten Text mit 42 Extra-Vollbildern und über 200, davon 100 ganzseitigen Textillustrationen. In 14 Lieferungen à 2 Mark.

La bella Napoli. 220 Seiten. 4°. Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen. Elegant gebunden 40 Mark.

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh. Text von Sidney Whitman. Mit einem Gedicht von Felix Dahn. 70 Blatt in Lichtdruck. Elegant gebunden oder in Mappe 50 Mark.

Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz. 30 Blatt Originalzeichnungen. In Prachtmappe 20 Mark.


1894



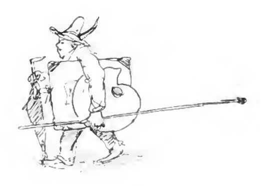
Freund Allers

Ein Künstlerleben

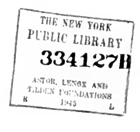
von

Dr. Alexander Olinda

Mit Bildern von C. W. Allers



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Autotypie-Klischees aus der Chemigraphischen Kunstanstalt A. Schuler in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. Das alte Hamburg 1

(Papa und Mama Allers, sowie der Held der Geschichte werden dem Leser vorgestellt. — Erste Wanderungen und Kriegszüge. — Das Waisengrün. — Ausrücken mit dem Bürgermilitär. — Schulsklaverei. — Die Aesthetik des Häßlichen im Gängeviertel.)

Zweites Kapitel. Aus kleinen Nestern 23

(Die holsteinischen Großeltern. — Ein enfant terrible des Dorfes. — Ein Abstecher von Friedrichsruh nach Dauenhof. — Die Abstammung und das Heim der mecklenburgischen Urgroß- und Großeltern. — Willys Zigeunerleben. — Die Elbfähre. — Bleckede. — Boizenburg, seine Idyllen und sein Schützenfest.)

Drittes Kapitel. Erzählungen aus Papa und Mama Allers' Jugendzeit . . . 60

(Aus Papa Allers' Jugendzeit: Ein Krämerlehrling von Anno 1839. — Aus Mama Allers' Jugendzeit: Erlebnisse in Bradede: Tanzmeister Tide. — Brautzeit. — Hochzeit. — Ein Doktor in der Kuhhaut. — Pastor Gecker. — Ein Dorfschrecken. — Erntefest und Weihnachtsabend. — Hans Lanz und Jakob Lanz. — Erlebnisse in Bleckede: Auf Pfaden höherer Bildung. — Die Familie Kuken. — Auf der Koch-Universität. — Erlebnisse in Hohenfelde und Dauenhof: Auf der Brautvisite.)

Viertes Kapitel. Scherz und Ernst aus der Knabenzeit 101

(Der Hamburger „Dom". — Die Tragödie des französischen Katers Miau. — Umschlag in den Glücksumständen der Familie Allers. — Feiner Mittagstisch. — Der Auscharplatz. — Märsche mit dem Turnverein Hamburg-St. Pauli. — Die damaligen Umgebungen Hamburgs. — Das Heim auf dem Alten Wall. — Der Antiquar Benjamin. — Zur Charakteristik der Hamburger Dienstmädchen. — Zwei köstliche Exemplare männlicher Domestiken.)

Fünftes Kapitel. Lehrjahre 119

(Das Heim in der Deichstraße — Willys Zeichenstudien. — Seine Lehrjahre als Lithograph — Deutsche Sprachstudien eines Franzosen — Ein jugendlicher Attentäter. — Ein seltsames Geburtstagsgericht — Die Hamburger „Löwen".)

Sechstes Kapitel. Aus der Welt des Scheins und des Flitters 143

(Die Tanzstunden in der Königsstraße. — Eine Segelpartie auf der Elbe. — Wie Willy Statist wurde. — Die Statistengarderobe. — Statistenwitze — Vernes „Reise um die Welt". — Unberechtigte Eigentümlichkeiten der ersten Garnitur. — Willy im „Propheten", in der „Schlacht im Teutoburger Walde", im „Don Juan", in der „Zauberflöte" und als Mitglied des römischen Senats — Der Mann mit der Hasenscharte — Fatalitäten in der Wolfsschlucht und in Shakespeares Drama „König Richard der Dritte". — Evviva Capri!)

Siebentes Kapitel. Nach Karlsruhe 170

(In der vierten Klasse. — Rheinfahrt. — Erste Eindrücke von Karlsruhe. — Die Größen der Akademie — Abreise nach München.)

Seite

Achtes Kapitel. Zwei Jünger Barnums 183

(Plan zu einer großartigen Künstler-Weltfahrt. — Luftschlösser, welche auf dieselbe gebaut werden. — Zusammentreffen der beiden Jünger Barnums in München. — Explosion in Augsburg. — Erste und letzte Erfolge in Ulm. — Flüchtige Umschau in Kempten. — Großer Krach in Lindau. — Verjungen und verthan!)

Neuntes Kapitel. Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n? 196

(Eine geniale Idee, um das leere Portemonnaie zu füllen. — Fahrt über den Splügen und Comer-See nach Parma und Verwirklichung dieser Idee daselbst. — Unsere „Stagione“ im „Cappello Verde“. — Dieselbe findet ein vorzeitiges Ende auf den Wunsch des Polizeimeisters von Parma. — Unsere zeitweilige Trennung und unser Wiedersehen in Neapel. — Eine seeräuberartige Mittelmeerfahrt Willys. — Seine Landung auf Capri. — Unsere Rückkehr nach Deutschland.)

Zehntes Kapitel. Bettelstudenten- und Akademiezeit 217

(Auf dem Holländischen Brook in Hamburg. — Erfolglose Stipendienjagd. — Geldsorgen. — Karlsruher Künstlerleben. — Die Professoren Poeckh und Keller. — Wieder einmal in Bradede. — Eine Moselfahrt mit Hindernissen. — Aufenthalt in Trier. — Ein Zahlmeister-Applikant-Anwärter in spe. — Studienreise nach Südtirol. — Ein originelles Wirtshausschild.)

Elftes Kapitel. Kulileben 239

(Willy beteiligt sich am Tage seiner Ankunft in Kiel an der feierlichen Einholung des Prinzen Heinrich. — Einkleidung als Matrose. — Eidesleistung. — Fegefeuer des Exerzierens. — Die Marinehunde.)

Zwölftes Kapitel. Ein Matrose als Lebemann 257

(Sonntags-Träumereien. — Ende der Rekruten-Drangsale. — Talent für Malerei bei den Marineoffizieren. — Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Tschudi. — Eine junge, schöne Kollegin. — Gesellschaftliche Annehmlichkeiten. — Eine fidele Hochzeit in Hamburg. — Kaisertag. — Vierundzwanzig Stunden bei Vater Seemann. — Der Rokoko-Matrose. — Abschied vom Marinedienst.)

Dreizehntes Kapitel. Bunte Welt 279

(Zwei Studienjahre in Karlsruhe. — Reisen in den Sommerferien. — Schicksale einer Kommode. — Ablauf der Studienzeit und selbständiges Arbeiten. — Sorgenvolle Tage in Hamburg. — Die vierbeinigen Künstler des Affentheaters. — Ein bewegliches Heim. — Hinter den Coulissen des Cirkus Renz. — Der Düsseldorfer „Artist“. — Die Schmierencirkus und Menagerien. — Hinter den Coulissen des Karl Schulze-Theaters zu Hamburg. — Bilder aus dem Theaterleben. — „Der Mikado“.)

Vierzehntes Kapitel. Auf der Hochflut des Daseins 305

(Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und das Meininger Hoftheater. — Berlin W. — Die Jours fixes und großen Soireen. — „Klub Eintracht“ und „Die silberne Hochzeit“. — „Spree-Athener“. — Klaus Groth und seine Häuslichkeit. — Reisen en grand seigneur. — Humoristische Reiseabenteuer. — Beim Fürsten Bismarck.)

Fünfzehntes Kapitel. Orientfahrt 327

(Der „Kanaltürke“. — Kaisers Geburtstag an Bord. — Straßenleben in Gibraltar und Linea. — Aegypten. — Jaffa. — Jerusalem. — Bethlehem. — Oelberg. — Beirut. — Ueber den Libanon. — Damaskus. — Der Jude Alphons. — Allers-Pascha. — Athen. — Die Akropolis. — Die Geschichte vom Löwenköpfchen. — Malta. — Lissabon. — England. — Ankunft in Hamburg. — Wieder nach Capri. — Reiseepilog unsres Freundes am Stammtisch.)

Sechzehntes Kapitel. Das Künstlerschloß am Meer 358

(Capri, der schönste Punkt der Erde. — Ein Rundgang durch die Villa Allers. — Einweihungsfeier. — Schluß.)

Vorwort.

Capri,
Villa Allers, Strada Tragara.

Lieber Freund!

Du willst mich litterarisch verwerten? — — — Meinetwegen, ich bin überzeugt, Du machst keine Traktätchen daraus mit moralischer Nutzanwendung, was mich sehr kränken würde! Ich stelle Dir daher alle für diesen Zweck passenden Briefe an meine Eltern zur Verfügung. Darin ist immer alles am klarsten zu sehen. Man schreibt ja so verschieden — je nach den Personen, für die der Brief bestimmt ist! Wie oft kaut man an der Feder und findet nicht einmal den Anfang! Und bei den meisten Briefen malt man seine auswendig gelernten Phrasen hin, wie den modernen Zeitungsstil. Aber bei wenigen guten Freunden fließt es nur so, daß schon das ewige Einstippen der Feder langweilig ist. Besonders die Briefe an die Eltern werden bei Durchschnittsmenschen immer am einfachsten und wahrsten sein und diese Dir daher als das beste Hilfsmittel zu Deinem mehrpfündigen Werke dienen. Auch meine Tagebücher über unsre gemeinschaftlichen Reisen sende ich Dir mit. Wenn Du auch selber alles mitgemacht, selber über unsre abenteuerlichen Touren ein eigenes Tagebuch geführt hast, so bin ich doch meinerseits im Vorteil, da ich jünger war und es meine ersten größeren Reisen waren. Mit zwanzig Jahren hat alles viel mehr romantischen Reiz wie zehn oder gar fünfzehn Jahre später, wo man die höheren Wagenklassen, bequeme Betten und eine gute Küche mehr schätzen lernt.

Zuerst war's mir etwas fatal, durch Dich so in die Tinte zu geraten. Im allgemeinen wird man ja erst nach dem Tode für die Leihbibliotheken einbalsamiert, aber für einen Band habe ich schon genug Stoff zusammengelebt und ich hoffe es noch lange genug mitzumachen zu einem fidelen „Fortsetzung folgt". Als Maler, der

sich selber, wie es ja Mode ist, anfangs schwer durchschlagen muß, erlebt man zwar einfache, aber doch für viele amüsante Begebenheiten. Das Gucken hinter die Coulissen des Hoftheaters, des Cirkus, der Akademie und andrer dem Publikum verschlossener Lokalitäten reizte von jeher, und da so viel davon phantasiert und geschwindelt worden, so ist es gewiß nützlich und interessant, einmal ganz einfach und en plein air davon zu erzählen. Alle Schöpfungen meines Stiftes sind direkt nach der Natur erlebt und gezeichnet und repräsentieren mit den noch kommenden Bildern eine gezeichnete Geschichte meines Lebens und meiner Zeit. Da scheint es nun unnütz, dazu noch den Text zu schreiben, aber das Publikum liebt nun einmal die erklärenden und begleitenden Texte, und außerdem gibt es doch viel, was man besser schreiben als malen kann — gerade wie andre Motive nur gezeichnet wirken. Da ich vielerlei sonderbare, komische Käuze sowie interessante Zeitgenossen kennen gelernt, da ich ferner mit hohen Herren, Schustern, Handwerksburschen und Clowns meistens gleichzeitig verkehrt, auch mancherlei romantische und pittoreske Gegenden durchstrichen habe, so werden meine von Dir zu erzählenden Erlebnisse von der Nachwelt einst wieder ausgegraben werden als ein harmloses Spiegelbild unsrer Zeit, ohne jeden politischen oder tragischen Hintergrund.

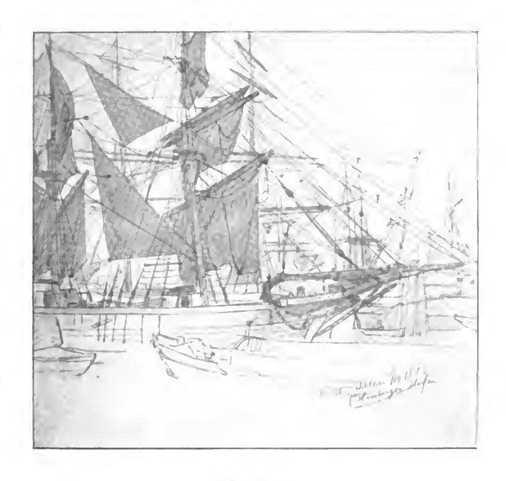
Wenn auch unsre Zeit durch Presse und Buchfabriken für unsre Nachkommen gleichsam in elektrischer Helligkeit strahlt, so kann eine einfache Privatmenschenexistenz doch immer noch als angenehme Zugabe, wie der Schweinsknochen beim Beefsteak (eine ganz unberechtigte Eigentümlichkeit der Karlsruher Metzger) genommen werden.

Also nur zu, alter Reise- und Theaterkollege! Oeffne Deine Bude und Dein Raritätenkabinett: „Immer heran, meine Herrschaften, die Vorstellung wird sogleich beginnen!"

Weidmanns Heil!

Dein getreuer

C. W. Allers.



Erstes Kapitel.

Das alte Hamburg.

(Papa und Mama Allers, sowie der Held der Geschichte werden dem Leser vorgestellt. — Erste Wanderungen und Kriegszüge. — Das Waisengrün. — Ausrücken mit dem Bürgermilitär. — Schulsklaverei. — Die Aesthetik des Häßlichen im Gängeviertel.)

Das alte Hamburg mit seiner Gemütlichkeit und seinem Frohsinn — mit seinen Volksfesten und seinem Bürgermilitär —, mit seinen charakteristischen Architekturverhältnissen —, es ist ins Meer der Vergangenheit hinabgesunken wie ein flüchtiger Traum —, lebt nur noch fort in der Erinnerung „wie eine alte, halbverklungene Sage!“

Wo früher in engen, krummen Straßen spitze Hausgiebel mit merkwürdigen Schnörkelverzierungen in den Aether ragten, wo auf den Sandsteinstufen, welche zu den Hausthüren



primitiver Fachwerkbauten emporführten, blondhaarige Kinder spielten, wo hie und da eine uralte Linde, in deren Krone Haufen von Spatzen krakeelten, das Pflaster mit ihren Zweigen beschattete, wo man an den auf einsame Höfe hinausgehenden Fenstern Comptoiristen sitzen und eilfertig mit ihren Federn über das Papier fahren sah — da erheben sich jetzt die Riesenbauten sechs- bis achtstöckiger Speicher, da rollen beständig die Wagen der Pferdebahn auf und nieder, da entstehen große, palastähnliche Gebäude, jedes gleichsam ein Bienenstock, als dessen einzelne Waben die Handlungscomptoire zu betrachten, da flammt von Sonnenniedergang bis Sonnenaufgang das elektrische Licht, einen Strom von Helligkeit über das ganze, durch seine Großartigkeit imponierende Straßenbild, über das nimmer rastende Leben und Treiben ausgießend!

Und wo früher in den Gartenvorstädten, die von der Stadt nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlten, ein stiller, idyllischer Naturfrieden waltete, wo überall aus üppigem Baumgrün reizende kleine Villen und Cottages hervorschimmerten, wo uns die Szenerie anmutete wie die Umgebung eines deutschen Badeortes — da errichtet jetzt die in fiebernder Hast schaffende Bauspekulation ihre hochragenden, einen grimmigen Kampf gegen Luft und Licht führenden Mietskasernen, in deren Räumen von der Poesie des Daseins wenig oder nichts mehr zu finden ist!

Hamburg ist jetzt eine moderne Weltstadt geworden wie Berlin, Wien, Paris —, es bietet dem Maler, dem Feuilletonisten nicht viele charakteristische Motive mehr. Anders war es im alten Hamburg, das wir jetzt vor dem geistigen Auge des Lesers wiedererstehen lassen wollen, denn wenn der Held unsrer Erzählung jetzt für unsre Zeit (wenigstens mit dem Bleistift Numero drei) ein zweiter Adrian von Ostade, ein zweiter Chodowiecki geworden, so hat er dies nicht bloß seinem hervorragenden Talent, sondern in nicht geringem Grade auch den Eindrücken zu verdanken, die ihm das alte, romantische Hamburg während seiner Jugendzeit auf Schritt und Tritt bot — Eindrücke, die sein Künstlerauge beständig anregten und schärften!

Am 6. August 1857 las man in den „Hamburger Nachrichten" folgende Geburtsanzeige:

> Heute wurden durch die Geburt eines gesunden, kräftigen Knaben erfreut
>
> H. C. Allers und Frau.
>
> Hamburg, den 6. August 1857.

Der junge Weltbürger, von dem in den vorhergehenden Zeilen die Rede und der in der Taufe die Vornamen Christian Wilhelm erhielt, fand sich ein weiches, molliges Nest bereitet — lebten doch seine Eltern damals noch in gediegenem Wohlstande. Papa Allers erfreute sich des Besitzes zweier Häuser: das eine derselben, worin er mit seiner Familie wohnte und eine, reichlichen Verdienst abwerfende Materialwarenhandlung (in Hamburg „Krämerei" genannt) betrieb, lag auf den Großen Bleichen nicht weit vom Jungfernstieg, in welchen die erwähnte Straße mündet. Der andre Wigwam, den Papa Allers sein eigen nannte, stand in der


Vierländerin.
(Hamburger Bilder.)

Steinstraße und enthielt in seinem Erdgeschoß ebenfalls einen Laden, der die Hausfrauen mit allerlei Fettwaren, wie Käse, Butter, Schmalz u. s. w. versorgte.

Allers war kein geborener Hamburger, sondern, um sein Glück zu machen, aus Holstein in die Elbstadt als Handlungslehrling eingewandert. Seine Vorfahren hatten ursprünglich in Holland gewohnt. In jenem Lande gibt es noch jetzt viele Familien, die den Namen Allers führen — dieser Geschlechtsname vertritt dort die Ahlers und Albers von Norddeutschland. Als der fanatische Graubart Alba gegen die Protestanten in den Niederlanden heranzog, um sie mit Schwert und Scheiterhaufen zu vertilgen, verließ ein Teil der Angehörigen des Allersschen Geschlechts mit vielen andern seiner Landsleute, die ebenfalls freieren religiösen Anschauungen huldigten, die Heimat und siedelte sich in Mecklenburg und im Hamburgischen am Elbufer an, in den genannten Gegenden Windmühlen und Meiereien nach holländischem Stil errichtend. Abkömmlinge dieser ausgewanderten Protestanten werden noch jetzt hie und da die „Holländer" genannt. (Willy fand einst in Brackede, dem Geburtsort seiner Mutter, in einem Hause, welches früher ebenfalls von einer Familie Allers bewohnt worden, eine alte Elle in Kerbschnitzmanier, worin das Maß mit Elfenbein eingelegt war, und welche die Inschrift trug: „Anna Allers Anno 1633".)

Unsres Helden Urgroßvater väterlicherseits, der etwa um das Jahr 1760 geboren, hieß mit Vornamen Karl, war mit einer geborenen Schultz verheiratet und betrieb als Pächter eine Meierei. Dessen Sohn Johann Joachim Peter, geboren den 24. August 1796 zu Broda in Mecklenburg, siedelte 1824 nach Holstein über, woselbst er sich in dem Dorfe Dauenhof (Grafschaft Breitenburg) ein Anwesen gründete. Seine Frau Helene Marie Regina Christine, deren Familiennamen Hinze, stammte aus Bleckede an der Elbe (Amt Lüneburg), und ihr Geburtsdatum war der 11. Juni des Jahres 1800 gewesen. Sie hatte ihrem Gatten elf Kinder — sieben Söhne und vier Töchter — geschenkt. Der zweite Sohn dieses Ehepaars war der Vater unsres Malers; er führte die Vornamen Heinrich Christian. Mit dem ältesten Sohn, dem Spaßvogel Karl, werden wir im Lauf unsrer Erzählung noch zusammenkommen.

Vermitteln wir jetzt auch die Bekanntschaft des Lesers mit Mama Allers! Helene Allers, geborene Porth, hatte das Licht der Welt zu Brackede im Hannöverschen, woselbst ihren Eltern ein schmuckes Landgut gehörte, erblickt. Wie jeder der sieben Weisen Griechenlands sich einen besonderen Leibspruch zugelegt, so besaß auch sie einen solchen, welcher lautete: „Thue nichts im Leben, ohne vorher gehörig zu futtern!" Demgemäß war sie für das leibliche Wohl ihres Gatten, ihrer Kinder und ihrer sonstigen Pflegebefohlenen stets emsig besorgt — die Charakteristik der unermüdlich thätigen Hausfrau, welche uns Schiller in seinem ewig schönen Lied von der Glocke gezeichnet, entsprach ihr wie ein Spiegelbild — sie regte ohn' Ende die fleißigen Hände. Und was für saftige Beefsteaks, die im Munde zergingen, konnte sie bereiten — was für Klöben (Stollen) und Puffer (Napfkuchen) backen! Dabei war sie immer gut gelaunt, verlor selbst in den trübsten Zeiten ihres Lebens nie ihre Heiterkeit und ihren Frohsinn, für jeden



Studie im Hamburger Hafen.

hatte sie immer ein Scherzwort! Der Humor, die Schalkheit, die launige Behaglichkeit, welche die Schöpfungen unsres Künstlers durchwehen — sie sind ihm als ein Erbteil der Mutter überkommen, wie ja auch Altmeister Goethe seine Frohnatur auf mütterliche Vererbung zurückführt.

Wie sich um die Ehre, als Geburtsort des unsterblichen Sängers Homer zu gelten, sieben Städte Griechenlands stritten, so ereiferten sich bei der Taufe unsres Helden zwei Großmütter, die eine davon sogar Urgroßmutter, darüber, ob er der Allersschen oder der Porthschen Familie ähnlicher sehe. „He sleit ganz ins uns Dart!“ meinte Großmama Allers. — „Wat? Dummes Tüg, he hett goar nix von jü, he hett'n Porthgesicht!“ entgegnete Urgroßmutter Hinze. Genau genommen hatten beide Parteien unrecht, denn ob man den kleinen hoffnungsvollen Sprößling damals von hinten oder von vorn besah, blieb sich ganz gleich.

Vor unsern frühesten Lebenstagen liegt ein Schleier, den die Erinnerung trotz alles Bemühens nicht zu durchdringen, nicht zu lüften im stande. So treten auch bei dem Helden unsrer Erzählung — wir wollen ihn von nun an Willy nennen, welchen Namen er stets bei seinen Eltern, Verwandten und intimsten Freunden geführt und noch führt — erst gegen Ende des dritten Lebensjahrs die Schatten der Kinderzeit plastisch und greifbar aus dem Dunkel hervor, das sie bis dahin gebannt hielt.



Rollen wir eins der ersten Erinnerungsbilder unsres Willy auf! — Da erblicken wir ihn, den kleinen Mann, mit herabbaumelnden Beinchen auf einem der Tönnchen mit gemahlenem Kaffee, welche an der einen Seitenwand des väterlichen Kolonialwarenladens in Reih und Glied stehen, sitzend und alle Papiere vollschmierend, die in hohen Haufen und in den verschiedensten Größen daliegen, um demnächst zu Tüten für Pfeffer, Zimt und andre Gewürze zusammengedreht zu werden. Papa Allers, die Taschen voll Bleistiftstummeln (auch

jetzt noch seine Gewohnheit) steckte gutmütig seinem Söhnchen, so oft es danach verlangte, einen solchen zu, ohne zu ahnen, daß er damit der Entfaltung eines großen künstlerischen Talents die ersten, kaum erkennbaren Pfade ebnete.

(Die in den ersten und nachfolgenden Seiten eingestreuten Textbilder führen uns auf die Höhe von Willys damaligem künstlerischen Schaffen. Schon in den ersten Jahren seiner Kindheit beherrschte ihn der Trieb, alles, was ihm interessant dünkte, mit raschen Strichen auf das Papier zu werfen.)

Als der kleine Bursche sich freier und selbständiger zu bewegen gelernt, machte er die näheren Umgebungen des elterlichen Hauses zum Ziel oft wiederholter Entdeckungsreisen, auf denen sich ihm bald die Wahrnehmung aufdrängte, wie schroff und unvermittelt in dem damaligen Hamburg weltstädtisches und kleinbürgerliches Leben aneinander stieß. Auf dem Jungfernstieg palastähnliche Bauten, große Verkaufsgewölbe mit mächtigen Spiegelscheiben, ein Gewühl schöner Damen und eleganter Kavaliere — nicht weit vom Jungfernstieg in südlicher Richtung die Königsstraße mit unscheinbaren, aus Ziegeln aufgeführten Fachwerkhäusern und einer Schmiede, in deren Hintergrund beständig ein funkensprühendes Feuer loderte, beständig der Hammer dröhnend auf den Amboß niedersauste — aus der Königsstraße gelangte man durch einen engen „Hemdsärmel“ (plattdeutsch „Hemdsmaun“) genannten Durchgang, wo aus den Fenstern Wäsche zum Trocknen massenhaft herabhing, auf den Gänsemarkt, der in seinen Architekturverhältnissen an den Marktplatz eines kleinen holländischen Städtchens erinnerte. Auf dem Jungfernstieg mit seinem rauschenden, glanzvollen Treiben zeigte sich Frau Hammonia als kokette Weltdame — in der Königsstraße, auf dem Gänsemarkt und zum Teil auch auf den Großen Bleichen als einfache, arbeitsame Hausfrau.

Am liebsten jedoch suchte der kleine Willy den sogenannten Bazar auf: eine den Jungfernstieg mit der Königsstraße verbindende glasüberdeckte Passage nach Art der Mailänder „Galleria Vittorio Emmanuele“, nur in den allerkleinsten Verhältnissen. (Seit einem Jahrzehnt hat der Bazar dem Neubau des „Hamburger Hofes“ Platz machen müssen.) Hier im Bazar war es an den Winterabenden, wenn die Gasflammen angezündet wurden, so mollig warm, und dazu die reichen, prächtigen Auslagen in den Schaufenstern, die der Knabe nicht müde werden konnte, zu betrachten! Am begehrenswertesten von all diesen schönen Sachen erschienen ihm stets die „Schneebälle“ und Rahmtörtchen, welche hinter den Spiegelscheiben einer im Bazar befindlichen Konditorei auf blumenbemalten Porzellanschalen sich so verführerisch und verlockend präsentierten. Manchen Schilling verwandten Willy und sein um zwei Jahre älterer Bruder Heinrich auf den Ankauf dieser Ambrosia. Der bittere Nachgeschmack der süßen Speise blieb indessen selten aus, denn die gestrenge Mama pflegte eine derartige Vergeudung der Sparpfennige, sobald sie ihr zu Ohren kam, mit einer gehörigen Tracht Prügel an den beiden jugendlichen Schlemmern heimzusuchen. Sie hatte zu diesem Zweck, als unschädlichste aber wirksamste Strafmethode, jedesmal frisch angefeuchtete Ruten bei der Hand. Abends beim Abschwappen und Baden besahen sich dann die beiden Jungen regelmäßig





ihre Rücken, um ausfindig zu machen, wer die dicksten und längsten Striemen davongetragen. — Bezüglich der Züchtigung der Kinder hielt sich übrigens Mama Allers an die nachstehende gute Lehre, welche ihr Urgroßmutter Hinze mit in die Ehe gegeben: „Wenn de Kinner unoarig sünd, denn sla du jüm mit de Rood — dat deit weh un schadt jüm nix. Din Mann mußt du nix davon seggen, dat geit de Männer nix an, de wardt jümmers gliek to heftig un knufft blind darob los ob'n Kopp un Rüggen, wo se hen drapt, un dat is nich good."

Eine der leuchtendsten Blumen der Erinnerung an das alte Hamburg erblühte unsrem Willy aus dem „Waisengrün", einem alljährlich gefeierten sinnigen Feste, das damals zu den altererbten Institutionen der Hansestadt gehörte und vielfältige malerische und freundliche Eindrücke mit sich brachte. Das „Waisengrün" bestand in einem feierlichen Umzuge der in das städtische Waisenhaus aufgenommenen Knaben und Mädchen durch die Hauptstraßen. Der Zug, der in einem der Sommermonate stattfand, begann schon am frühen Morgen und ward durch ein Musikcorps sowie eine Abteilung der Bürgerwehr eröffnet. Paarweise folgten dann, in Begleitung ihrer Lehrer und Lehrerinnen, die Kinder, in ihren besten Kleidern und mit Blumen und Schleifen geschmückt. Vor den Thüren der gleichfalls mit Guirlanden, Kränzen und Flaggen dekorierten Häuser standen alle Bewohner derselben, groß und klein, die Damen in der schönsten Toilette, die Kinder im Sonntagsstaat in Erwartung der Prozession. Sie eilten, sobald dieselbe in Sicht gekommen, ihr entgegen, indem sie sowohl reiche Geldgaben in die Büchsen steckten, welche einige der älteren Knaben in den Händen hielten, als auch die kleineren Knaben und Mädchen mit Spenden bedachten. Mit glückseligen, freudestrahlenden Mienen wurden die Gaben von den Waisen in Empfang genommen. Die Knaben, welche die Büchsen trugen, sagten während des Einsammelns in halb singendem Ton einen Spruch her, lautend:

„Belevt de Herr de Waisen to bedenken
Und" (hierbei ward die Hand ausgestreckt)
„ok een in de Hand to schenken!"

Als Dank hieß es dann: „Gotts Lohn vor de armen Waisen!" Das erhaltene Geld ward zum Besten der Anstalt verwendet.

Die Hauptfiguren des Zuges waren der Kapitän und die Kapitänin. Zu diesem Ehrenrange wurden die beiden fleißigsten, durch die musterhafteste Führung hervorragenden Zöglinge der Anstalt erhoben — sie waren mit Schärpen umgürtet, trugen Kommandostäbe, ihr Blumenschmuck war reicher als der aller Uebrigen, und hinter ihnen schritt ihr kleines Gefolge von Marschällen und Edeldamen. Kein Kaiser



Hamburger Köksch.
(Hamburger Bilder.)

oder König konnte auf seine Würde stolzer sein als die beiden Hauptpersonen des Waisenzuges auf die ihrige; — außerdem war ihr Posten auch noch ein höchst lukrativer, indem vorzugsweise ihnen von allen Seiten die reichsten Spenden zuflossen.

Der Zug nahm sein Mittagsmahl in einem der großen Restaurationslokale der Stadt (dem Konventgarten) ein. In den festlich geschmückten Räumen desselben machten Mitglieder des Senats und der Bürgerschaft mit ihren Familien die Wirte und jeder von ihnen zeichnete eine gewisse Summe für die Zwecke des Waisenhauses.

Neu gestärkt und gekräftigt setzten die Kinder am Nachmittag ihren Umzug fort, erhielten in der Vorstadt St. Georg, und zwar im dortigen „Trichter", ihr Vesperbrot und kehrten gegen Sonnenuntergang zwar hinfällig und ermüdet, aber glückselig im Bewußtsein der heute gekosteten Freuden, in ihre Anstalt zurück. Damit war aber das Fest noch nicht zu Ende, denn nun begann vor dem Steinthor in St. Georg, wo sich Reihen von Buden und Zelten aufgethan, ein fröhliches, bis tief in die Nacht hinein währendes Treiben nach Art einer süddeutschen Kirchweih.

Wenden wir uns von den friedlichen Bildern des „Waisengrüns" zu wilden, kriegerisch angehauchten Szenen, bei denen unser Willy trotz seines jugendlichen Alters schon eine hervorragende Rolle spielte. Es waren dies die Kämpfe, welche er im Verein mit seinen Kameraden aus den Großen Bleichen, der Königsstraße, der Poststraße und aus der den Jungfernstieg mit der letztgenannten Straße verbindenden Scholviens Passage gegen die jungen Beduinen der entfernteren Quartiere führte. Aber wenn es gegen die Erbfeinde, die sogenannten „Oelmöler" ging, dann verrauchte im Nu aller Haß zwischen den beiden Parteien und man leistete gemeinsam den Schwur, zu siegen oder zu sterben. Die „Oelmöler", wilde Nationen, die in der Gegend der alten Oelmühle (daher ihr Name) und der Glashüttenstraße wohnhaft, repräsentierten die Kannibalen des Heiligengeistfeldes: der großen unbebauten Wiese, welche westlich vom Millern- und Holstenthor gelegen und damals zu den Paraden des Bürgermilitärs benutzt ward.

Als Waffen führten diese Wilden eine Art mittelalterlicher Streitkolben, nämlich dicke Knüppel, in deren oberem Teil lange eiserne Nägel steckten. Wehe demjenigen, der mit einem



solchen Mordinstrument einen Schlag an den Kopf erhielt — er sank blutüberströmt und besinnungslos zu Boden und mußte von seinen Kameraden fortgetragen werden. Die Chronik weiß sogar von zwei Fällen zu berichten, wo die „Oelmöler" ihren Gegnern auf derartige kannibalische Weise das Lebenslicht ausbliesen.

(Nachstehendes Bild vergegenwärtigt uns in höchst drastischer Weise einen derartigen Kampf und zeigt, daß unser junges Malergenie nicht nur friedliche Szenen nach Art seiner späteren Werke, sondern auch kriegerische Motive als Gegenstand seiner künstlerischen Entwürfe wählte. Rechts auf dem Bilde erblicken wir die in ihrer ganzen blutdürstigen Wildheit heranstürmenden „Oelmöler" — links die kriegerischen Haufen der vereinigten hamburger Stämme im Begriff, ihre Fehde im Einzelkampf auszufechten, mit einem Mut und einer Begeisterung, wie sie in grauer Vorzeit die Helden der Iliade an den Tag legten, denen sie auch darin glichen, daß sie vor Beginn des Kampfes den Gegnern mündliche Herausforderungen entgegenschleuderten. So sehen wir denn auf unsrem Bilde, wie einer der jugendlichen Streiter eben die Hand an den Mund legt, um den nationalen Kriegsruf erschallen zu lassen:

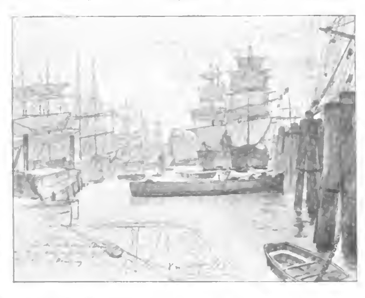
„Kumm heer,
Kriegst Smeer!"

Die im Hintergrunde des Bildes befindliche Mühle kennzeichnet das Heiligegeistfeld als Kampfplatz.)

Fast allwöchentlich war damals das beregte Feld der Schauplatz blutiger Schlachten, die jedesmal so lange fortgesetzt wurden, bis ein starkes Aufgebot der Polizei heranrückte und die streitenden Heere trennte und vertrieb. Da die Halle, in welcher Willy und sein Bruder Heinrich Turnunterricht empfingen, am nördlichen Saume des Heiligengeistfeldes in der Feldstraße lag, so schwebten die beiden, wenn es dunkel geworden und sie von der Turnhalle ihren Heimweg antraten, in beständiger Furcht, von einer unversehens aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Rotte der „Oelmöler" überfallen zu werden. Ein solcher Angriff ließ sich um so eher vermuten, als die beiden Brüder in den Scharmützeln und Kämpfen mit den Feinden sich den letzteren als keineswegs zu verachtende Gegner bewiesen hatten. Es war stets eine lebensgefährliche Situation, in der sich das Brüderpaar auf der erwähnten Wanderung befand — doch ihr Schutzengel wachte über ihnen und ließ sie das elterliche Haus jedesmal ungefährdet erreichen.

Noch andre aufregende Momente gab es im Dasein unsres Willy. Papa Allers hatte die Gewohnheit, sich bei jedem Brande, der nachts irgendwo in der Stadt ausbrach, einzufinden und seine beiden Sprößlinge waren dazu ausersehen, ihn bei diesen nächtlichen Expeditionen als Adjutanten zu begleiten. Sobald also das Tuut, Tuut! und der Ruf: „Füür, Füür!" des Nachtwächters

durch die stillen Straßen schauerlich widerhallte, fühlte Willy die Hand des Vaters an seinen Schultern, der ihn derb rüttelte und ihn aufstehen hieß — in einer kalten Dezember- oder Januarnacht, so sollte man meinen, gewiß ein sehr fragwürdiges Vergnügen. Indessen für richtige Hamburger Jungen kam eine solche plötzliche Störung des Schlummers immer gelegen — mit Wonne und so flink wie sonst nie waren beide Brüder im Nu klar zum Gefecht. Von Mama, deren Proteste gegen nächtliche Streifzüge solcher Art jedesmal wirkungslos blieben, warm eingemummelt, ging's hinaus und den einzelnen, die Straßen entlang stürmenden Personen



oder den gelegentlich vorbeirasselnden Spritzen nach bis dahin, wo man das schauerlich schöne Schauspiel des Brandes mit Muße betrachten und Willy die malerischen Effekte, die sich bei einer solchen, wenn auch unheilvollen, Veranlassung seinem Künstlerauge darboten, unbewußt studieren und in sich aufnehmen konnte. Ganz besonders hatte er hierzu Gelegenheit, als einst ein mächtiges Feuer im Bäckerbreitengang ausbrach, das eine große Räucherei samt nebenan befindlichem Kornlager einäscherte. Es sah prachtvoll aus, wie die glühenden Schinken und Speckseiten zischend in die Luft flogen und in der Höhe mit lautem Knalle zerbarsten, während die Flammen des brennenden Korns in goldigen, hellfunkelnden Garben, wie das schönste Brillantfeuerwerk, in den schwarzen Nachthimmel aufstiegen.

Die Tücken eines andren Elements, des Wassers, zogen bisweilen die Familie Allers in ernste Mitleidenschaft. Da Papa Allers schon bei der großen Handelskrisis des Jahres 1857 einen beträchtlichen Teil seines Vermögens eingebüßt, so hatte er aus Sparsamkeitsrücksichten alle Etagen seines Hauses vermietet und die Schlafzimmer der Familie waren in den Keller verlegt worden. (In Hamburg sind ja, ähnlich wie in Berlin, die Kellergeschosse auch zum Bewohnen eingerichtet.) Bei außergewöhnlich hohen Springfluten drang nun das Wasser auch einigemal in den Allersschen Keller, zum großen Gaudium Willys, der in seinem Bett vergnügt dem leisen Glucken der Wellen zuhörte

und ebenso vergnügt zuschaute, wie sich vor der Stubenthür ein kleiner See zu bilden anfing. Wurde dieser See größer und höher, so belustigte sich der Knabe damit, seine Schuhe und Stiefel darin Schwimmübungen machen zu lassen. So hoch, daß man das Kellerquartier zeitweilig hätte verlassen und räumen müssen (wie es so oft bei Hochfluten in andern, nicht weit von der Elbe gelegenen Straßen Hamburgs der Fall) stieg übrigens das Wasser im Allersschen Hause nie.



Sechs Jahre zählte Willy, als in Hamburg (1863) das fünfzigjährige Erinnerungsfest der Befreiung der Stadt von den Franzosen durch den russischen General Tettenborn gefeiert ward. Den Glanzpunkt des Festes bildete ein großer Umzug aller Gewerke mit Musik, Emblemen, Fahnen und Bannern. Papa Allers hatte vor seinem zweiten Laden in der Steinstraße, der zu diesem Zweck geräumt worden, eine Tribüne bauen lassen, von wo aus die Familie den Zug vorbeidefilieren sah. Auf dieser Tribüne hatten auch auf die Einladung des Hausherrn alle seine Freunde — die er, solange es ihm gut ging, nicht mit der Laterne zu suchen brauchte — mit Frauen und Kindern Platz genommen. Mama Allers machte im Verein mit ihrem Gemahl auf der Tribüne die Honneurs und war emsig thätig, ihre Gäste mit Klöbenkuchen und Schokolade zu versorgen und den vorüberziehenden Turnern, sowie den Veteranen des Jahres 1813 zahllose kleine duftende Bouquets zuzuwerfen. Für die Turnerfahne hatte sie einen herrlichen Blumenkranz in Bereitschaft.

Eine hervorragende Rolle in den Jugenderinnerungen unsres Willy spielen die Uebungen, Märsche und Paraden der Bürgerwehr, welcher der Vater sechzehn Jahre lang angehörte — bis zu dem Zeitpunkt, wo, infolge der Konstituierung des Norddeutschen Bundes und der dadurch bedingten Einführung der Militärverfassung des Bundes in Hamburg, die Bürgerwehr nach einer jahrhundertelangen ruhmvollen Vergangenheit zu existieren aufhörte. Bis dahin war sie mit dem Aufblühen und der Wohlfahrt des hanseatischen Gemeinwesens aufs engste verknüpft gewesen und hatte stets ein charakteristisches, jedem fremden Besucher interessantes Element des letzteren gebildet. Da in Hamburg zwischen Volk und Bürgermilitär immerdar das freundlichste Einvernehmen herrschte, so erwies sich das Eingreifen des letzteren bei Aufläufen, Revolten, Feuersbrünsten und allerlei Krakeel jedesmal sehr wirksam. Dies zeigte sich besonders im Jahre 1842 bei dem großen Brande und im Teuerungsjahr 1847, als der sogenannte Kartoffelkrieg auf dem Schaarmarkt ausbrach. Das barsche, rücksichtslose Auftreten von Berufssoldaten hätte in solchen Fällen die Erbitterung nur gesteigert und alles verdorben.

Zum Dienste in der Bürgerwehr waren übrigens nicht bloß die Staatsangehörigen, sondern auch alle in Hamburg ansässigen Fremden, die daselbst ihren Erwerb hatten, verpflichtet. Gamaschendienst, eiserne Disziplin, strammen soldatischen Drill kannte man bei den hamburger Bürgergardisten nicht — es ging bei ihnen so patriarchalisch und gemütlich her wie bei den schweizer Truppen. Wenn beispielsweise die Mannschaften zu Uebungen ausrückten, wurden sie stets von ihren Familien, Bräuten und Geliebten begleitet. So zog denn auch Willy, wenn den Vater die Pflichten des Dienstes riefen, jedesmal mit ihm ins Feld. — Wirbelte der







Hamburger Quartiersmann.
(Hamburger Bilder)

Tambour auf einer dickbauchigen Trommel in den Straßen sein „Kamerad komm“, so begann Mutter Allers eilig den blauen Waffenrock Papas abzubürsten und die Knöpfe sowie das weiße Lederzeug zu putzen. War solches geschehen und hatte Papa die Uniform angelegt, so durften Willy und sein Bruder die beiden Bandeliere kreuzweise übereinander legen — hinten, und zwar steuerbord, hing die Patrontasche, backbord, nach französischer Mode, das Bajonnett. Der Tschako war damals schon kleiner und weniger grotesk geworden. Bis in die fünfziger Jahre trugen die Bürgergardisten noch den kolossalen, nach oben zu sich stark verbreiternden „Melkammer“, so vom Volke genannt, weil sie einem Wilhelmsburger und Moorburger Milcheimer täuschend ähnlich sahen.

Vater Allers stand beim sechsten Bataillon (acht Bataillone gab es im ganzen), das sich vom Gänsemarkt und aus den umliegenden Straßen rekrutierte und seinen Sammelplatz auf dem Gänsemarkt hatte. Die Uebungen bestanden in einem elf- bis zwölfmaligen Kompanieexerzieren, an welches sich später das Bataillonsexerzieren anschloß. Ab und zu ward eine große Parade auf dem Heiligengeistfeld abgehalten.

Begleiten wir einmal das vorerwähnte sechste Bataillon auf seinem Auszuge. Es nahm seinen Weg durch die Dammthorstraße zum Dammthor hinaus. An der Spitze marschierte, eingehakt in den Ellbogen, als fester, gemeingefährlicher Klumpen, eine Rotte Jungen, darunter selbstverständlich auch unser Willy, mit Stentorstimme den wilden Schlachtgesang Althamburgs brüllend:

„De Hamborger hefft den Sieg gewunn!
Ho! Ho! Ho!
De Oelmöler sünd in Kohdr . . . fulln!
Ho! Ho! Ho!“

Hinter dieser heulenden und gellenden Schwefelbande zeigten sich die Sappeure, malerische Hünengestalten, angethan mit Lederschürzen und gewaltige Beile auf den Schultern tragend, um etwaige Urwälder vor den Thoren der Stadt im Handumdrehen zu beseitigen. Wegen ihrer martialischen, imponierenden Erscheinung hätten diese hamburgischen Sappeure gut in das Bild gepaßt, welches, ein halbes Jahrhundert zurück, der Einzug der napoleonischen Garde in Moskau darbot. Es folgten dann der Tambourmajor mit seinen cirka acht Trommlern, deren kunstgerechte Leistungen auf dem Kalbfell damals in hohem Rufe standen, das Musikcorps, und hinter dem letzteren hoch zu Roß der Führer des Bataillons, geschmückt mit in der Sonne blitzenden und funkelnden



Stickereien, Troddeln und Epauletten, und so stolz auf seine Würde wie ein Marschall auf seinen Kommandostab. In Rotten, welche die ganze Breite der Straße ausfüllten, zogen die Mannschaften einher, teils bewundert, teils kritisiert von den vor den Hausthüren stehenden oder aus den Fenstern herabblickenden Frauen und Mädchen. In der nämlichen Schlachtlinie wie die Mannschaft bewegte sich auf dem Trottoir der Troß der Familien mit Dutzenden von Kinderwagen, die Phalanx der Bräute, Geliebten und sonstigen weiblichen Anhängsel vorwärts. War man am Ziele angelangt, so begannen die militärischen Evolutionen, verbunden mit Volksfest. Das Damen- und Kinderpublikum lagerte sich auf dem grünen Rasen — fliegende Wirtschaften thaten sich auf, welche die Hungrigen mit warmen Würsten speisten und die Durstenden mit Bier und Selterwasser tränkten, und die Kinder amüsierten sich damit, kleine Luftballons steigen zu lassen, die zu vier Schilling das Stück von ambulanten Händlern feilgeboten wurden. Ueberall ein frohes, munteres, lustiges Regen und Treiben! Nach beendigter Uebung wurden die Biergärten von Hartmann und Dreyer am Roten Baum mit Sturm genommen, alles ließ sich pêle, mêle an den weißgedeckten Tischen unter dem Schattendach der Linden und Platanen nieder, und es entwickelte sich ein fröhliches Schmausen und Tafeln, das erst bei sinkender Sonne seinen Abschluß fand. Der Rückmarsch in die Stadt vollzog sich in der nämlichen Weise wie man gekommen — immer voran die halbwüchsigen Bengel, die Luft mit ihrem Schlachtgesange: „Ho, ho, ho!" erschütternd. — Wo seid ihr geblieben, ihr schönen, lustigen Tage der hamburger Bürgerwehrexerzitien?

Eine andre Quelle humorvoller Stunden und heiterer Eindrücke sprudelte den Knaben aus den urwüchsigen Vergnügungen St. Paulis, des schon von Heinrich Heine so oft und mit Vorliebe aufgesuchten „Hamburger Berges". Vom Vater wurden Willy und Heinrich häufig dazu angehalten, einige Stunden lang Kaffeebohnen zu sortieren. Hatten sie dieser Arbeit mit Eifer und Gewissenhaftigkeit obgelegen, so durften sie zur Belohnung ihres Fleißes einen der Musentempel St. Paulis besuchen — da aber das ihnen zur Verfügung gestellte Theatergeld nur einen Schilling pro Mann betrug, so mußten sie mit dem letzten, aber zugleich höchsten Platz, der Galerie, vorlieb nehmen. Zwei Volksbühnen nun waren im damaligen St. Pauli vor allem beliebt. Einmal das Theater Mattler, dessen Direktor und Eigentümer Dannenberg (dem eine Krankheit sein Riechorgan geraubt) jedesmal vor Beginn der Aufführung nach Art eines Schaubudenrekommandeurs kaum enden wollende Ansprachen an das Publikum





hielt, worin er es auf die Vorzüge und packenden Szenen des betreffenden Stückes aufmerksam machte. Als einst einer der gefeiertsten Mimen der damaligen Zeit, der Hofschauspieler Hendrichs, vorüberging, nickte er ihm herablassend zu und rief ihn an: „Treten Sie nur getrost ein, Hendrichs — Kollegen haben bei mir freies Entree!"

Eine gleiche Anziehungskraft, wie das Theater Mattler, übte in St. Pauli das Variététheater, im Volksmund das Warme-Theetheater geheißen, auf die schaulustige Menge aus. Um des Vergnügens, auf der Galerie der letzterwähnten Weihestätte Melpomenes einen Abend zu verbringen, teilhaftig zu werden, bedurfte es nicht bloß des Besitzes eines Schillings, sondern noch mehr eines Paares tüchtiger Fäuste und Ellbogen, denn das Erstürmen der Galerie war die Hauptsache. Schon drei bis vier Stunden vor Beginn der Vorstellung belagerten dicke vierschrötige Weiber, zum größten Teil bewaffnet mit Strickstrümpfen, die Galeriekasse, dann und wann ihre Lippen in gewaltige Kaffeetöpfe, die ihnen aus ihren Wohnungen gebracht wurden, versenkend. Hatte man endlich die Geduldsprobe des Wartens überstanden und sich unter dem denkbar möglichsten Aufgebot seiner Muskelkraft nach dem Olymp emporgearbeitet, so umfing den Eintretenden die greulichste Stickluft und er sah sich wie in einen Schraubstock eingezwängt zwischen Teerjacken, Hafenarbeitern, Köchinnen, Hökern und andern ehrenwerten Gentlemen und Ladies von zweifelhaften Umgangsformen. Für all das erlittene Ungemach ward man aber entschädigt durch ein substantielles Rührstück voll Blut und Thränen, in welchem die Tugend niemals unbelohnt, das Laster niemals unbestraft blieb. Wurde in der Schlußszene an dem Bösewicht Vergeltung geübt, so vollzog sich solches unter einem orkanartigen Beifallsjauchzen, unter einem die Mauern des Theaters erschütternden Trampeln und Händeklatschen des Auditoriums. Was das den ersten Rang und das Parkett der beiden in Rede stehenden Schaustätten einnehmende feinere Publikum betraf, so dominierten auf diesen Plätzen korpulente Bürgersfrauen mit zinnoberroten Wangen. Das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, ließen auch sie während der Aufführung eifrig die Stricknadeln durch die Finger gleiten, welche lobenswerte Thätigkeit nur dann eine Unterbrechung erfuhr, wenn bei besonders rührseligen Szenen sich der Inhalt ihrer Thränendrüsen so reichlich



entleerte, daß sie dieselben mit ihren Taschentüchern zu trocknen genötigt — oder wenn sie sich, was noch weit öfter geschah, an Schaumtorten, belegten Butterbroten, Bier oder Grog delektierten. Des größten Zuspruchs von seiten des Parkett- und Rangpublikums erfreute sich jedoch der „Koter" (Kater); es war dies ein starker, sämiger Eiergrog.

Auch die Menagerie von Christine Hagenbeck in St. Pauli, welche dicht bei dem Theater Mattler gelegen, besuchte der Knabe bisweilen. Dort sah er einst einen toten Löwen, der platt auf dem Pflaster des Hofes lag und sich wunderbar malerisch präsentierte. Das Raubtier war auf dem Transport nach der Menagerie aus seinem Käfig entsprungen, hatte sich auf das Pferd gestürzt und sich in dessen Hals festgebissen. Zwei Arbeiter befanden sich in der Nähe und hatten glücklicherweise ein ziemliches Quantum auf die Lampe gegossen, sonst hätten sie es sicher nicht gewagt, den Löwen wie etwa eine ausgebrochene Sau anzufallen. Mit ihrem fürchterlichen Brand jedoch gingen sie kühn dem Tier zu Leibe. Der eine machte die Wagenkette los und der andre, Namens Rundshagen, warf sich über den Löwen, der ganz im Blutwonnerausch schwamm, und legte ihm gemächlich die Kette um den Hals. Hierauf zogen beide die letztere an und erwürgten den König der Tiere am Wagenrade vermittelst eines als Hebel benutzten Knüppels. Rundshagen war damals der gefeierte Held Hamburgs. Er zog ein paar Tage mit dem erwürgten Tier herum und ließ sich gegen Bezahlung als der große Löwentöter sehen. Die starke Muskulatur, die flachen Seiten mit den Rippen und all die andern Vollkommenheiten des Körperbaues des Löwen blieben unserm Willy um so lebhafter in der Erinnerung haften, als er den Wüstenkönig nachher ausgestopft im zoologischen Museum (das im Johanneum befindlich) wiedersah. In dieser Verarbeitung sah das Tier so rund wie eine Mettwurst aus, ein blödes, mildes Lächeln umspielte seine Züge und die Glasaugen glotzten dumm nach einer Giraffe hinüber, welche steifbeinig neben ihrem eigenen Gerippe stand. Als Willy nach zwanzig Jahren abermals das Museum besuchte, zeigte sich der Löwe von der Zeit hart mitgenommen. Die Motten hatten ihn in der Mache und sein Haar fiel aus. Man hätte ihn für ein altes Sofa halten können.





St. Pauli hat in der Neuzeit große Toilette gemacht, sich modernisiert und nach Möglichkeit herausgeputzt, aber das, was es früher war, ist es längst nicht mehr — der naiv-patriarchalische Charakter seiner Vergnügungsstätten hat sich ganz verloren und die dortigen Theater und Tingeltangel unterscheiden sich kaum mehr von denjenigen in andern großen Städten.

In diesen glanzvollen Zeiten Alt-Hamburgs präsentierte sich auch „Kasper" noch täglich der Börse gegenüber auf dem Rathausmarkt, dort, wo jetzt die Pferdebahnwagen nach dem Mittelweg, dem Roten Baum und der Grindel abgehen. Willy und seine Kameraden waren natürlich immer dabei und kannten alle Stücke auswendig. Unser junger Freund hatte seinen Platz auf dem linken Rade des Kasperwagens und genoß die Ehre der öfteren persönlichen Anrede Kaspers, den die junge Welt so ziemlich für lebendig und für einen guten Kollegen und halben Onkel hielt. Sehr erfreut waren die Oesterreicher, die zu Anfang des Jahres 1864





in den dänischen Krieg zogen, das heimische Gewächs des Kasperletheaters hier im Nordwesten Deutschlands wiederzufinden und Kasper verfehlte nicht, sich fleißig mit den harmlos-vergnügten Burschen zu unterhalten. Die Hauptsache und das Beste beim guten alten Kasper blieb ja immer das Improvisieren, sowie das Mitarbeiten des Publikums und besonders der Jungen, welch letztere, wie man sich wohl denken kann, fanatische Verehrer Kaspers waren und ihm jedesmal einen Wink gaben, wenn die Polizei oder der Teufel ihn umgarnen und umstricken wollten.

Unter den österreichischen Kriegern hatte sich Willy viele Freunde erworben, von denen er manchen vermißte, als die Truppen nach beendigtem Feldzuge wieder durch Hamburg marschierten.

In dem obengenannten Jahr hatten Geschäfte Papa Allers nach Rendsburg gerufen und er sich von Willy dorthin begleiten lassen. Auf der Rückfahrt wurden Vater und Sohn, da der Zug mit Militär vollgestopft, in den nämlichen Wagenabteil geschoben, wo der Kommandeur des österreichischen Armeecorps und Statthalter von Holstein, Freiherr v. Gablenz, Platz genommen. Der General fand an dem aufgeweckten, intelligenten Knaben, der mit ihm so treuherzig und unbefangen plauderte, großes Gefallen und lud ihn ein, wenn er herangewachsen sei, ihn in Wien zu besuchen. Leider war es unserm Willy nicht vergönnt, von dieser Einladung Gebrauch zu machen, da der General im Jahre 1874, nachdem er sein ganzes Vermögen durch verfehlte Geldspekulationen verloren, sich eine Kugel vor den Kopf schoß.

Der Held unsrer Erzählung hatte mittlerweile das achte Jahr erreicht — ein Alter, in welchem er den kategorischen Imperativ der Schulpflicht nicht länger überhören durfte. Nur mit äußerstem Widerstreben, heulend und lamentierend, ließ er sich von dem Bruder in die Sklaverei schleppen — er ahnte und wußte ja, daß es jetzt mit seiner goldenen Freiheit vorbei sei. Ganz im Gegensatz zu den braven, artigen Kindern der moralischen Bilderbücher ist unserm Willy die Schule immer ein Greuel gewesen und dies um so mehr, als in der betreffenden Anstalt ein Erziehungssystem bestand, welches in Bezug auf Zopfigkeit, Chineserei und Unverständigkeit seinesgleichen suchte. Der Schüler erhielt für jede Stunde ein fein säuberlich mit allem Raffinement der Rechenkunst in Minus und Plus ausgefertigtes Zeugnis. Bei jedem Minus in Betragen, Fleiß oder Aufmerksamkeit mußten die



Hamburger Jollenführer.
(Hamburger Bilder.)



unglückseligen Eleven eine halbe Stunde nachsitzen, bei zwei Minus eine ganze Stunde. Da nun den Tag über sechs verschiedene Lehrer Unterricht erteilten, so war es für jeden nicht total verduckmäuserten Jungen eine Kleinigkeit, sich ein paar Dutzend Stunden Nachsitzen zusammenaddieren zu lassen. Dazu kam noch, daß, bevor diese verhängnisvolle Addition in Wirksamkeit trat, erst sämtliche nicht gewußten Aufgaben hergesagt, alle unrichtigen Exempel und sonstigen fehlerhaften Hausarbeiten nochmals gemacht werden mußten. Schließlich hätte, wie sich über dem Haupte des verlorenen und verdammten Sünders eine Ewigkeit der Höllenstrafen angesammelt, auf den armen Schuljungen sich eine Ewigkeit von Nachsitzestunden herabgewälzt, wäre nicht die Bestimmung in Kraft gewesen, daß niemals länger als von drei bis sieben Uhr nachmittags nachgesessen werden durfte. Zu denjenigen Schülern, welche gleichsam ein Abonnement aufs Nachsitzen genommen, gehörte nun auch Freund Willy. Er und seine Spießgesellen hatten es indessen dem erfindungsreichen Odysseus abgelernt, dem Verhängnis, welches über sie hereingebrochen, die Spitze abzubrechen. Hatte man sie nach Beendigung der Schulstunden in ein Klassenzimmer eingeschlossen, um dort ihren Arrest abzubüßen, so warteten sie ein Viertelstündchen, bis sie annehmen konnten, daß die Lehrer sich sämtlich entfernt — alsdann krochen sie mit aalglatter Behendigkeit still und lautlos zum Fenster hinaus, begaben sich nach Hause, wo sie schnell ihr Mittagsmahl verschlangen, und verloren sich hierauf in den Wildnissen Hamburgs, ehe der Schuldiener bei ihren Eltern erschien, um sie zu holen. Daß es nicht an den Schülern lag, wenn bei ihnen der Unterricht nur taube Früchte zeitigte, sondern einzig und allein an dem verkehrten Unterrichtssystem und der Talentlosigkeit der Lehrer — solches bewies das Beispiel eines der letzteren Namens Frischmuth, der, gebürtig aus Wertheim im Großherzogtum Baden, sich als selfmade man vom Bäckergesellen zum Pädagogen emporgeschwungen. Er schalt nie, prügelte nie, verhängte niemals die Strafe des Nachsitzens, und doch wußten seine Schüler alles wie am Schnürchen und hätten sich geschämt, nichts zu wissen. Auch war er kein Freund der häuslichen Arbeiten, ließ vielmehr seine Eleven das ganze Pensum in der Stunde lernen — er seinerseits denke nicht daran, äußerte er, ihnen die freie Zeit verkürzen zu wollen. Willy und Heinrich wurden von Frischmuth im Französischen, Spanischen, Zeichnen und in der Geographie unterrichtet und von ihm später, nebst vielen andern jungen Leuten, zum Einjährig-Freiwilligen-Examen vorbereitet. In demselben machte auch kein einziger Fiasko. Unserm kleinen Freund ward übrigens das Fegefeuer der in Rede stehenden Schulanstalt durch den Umstand verkürzt, daß er Lesen und Schreiben bereits zu Hause bei der Mutter gelernt und man ihn demzufolge gleich in eine der höheren Klassen setzte, wo er auch die meisten seiner Kumpane wiederfand, die schon vom sechsten oder siebenten Jahre an in den unteren Klassen drangsaliert worden waren.

Papa Allers hatte seinen beiden Sprößlingen streng verboten, etwaige Schand- und Frevelthaten ihrer Mitschüler dem Lehrer zu berichten, ihnen vielmehr eingeschärft, solches auch in dem Falle nicht zu thun, wenn an sie von seiten des Lehrers eine hierauf bezügliche direkte Aufforderung gerichtet werden

sollte. „Ich will", pflegte Papa Allers zu sagen, „keine Jungens haben, die Angeber sind — wenn ich so was von euch höre, so kriegt ihr von mir Haue!" Infolge dieser ihnen vom Vater erteilten Weisung konnten Willy und Heinrich stolz und mit eherner Stirn es ablehnen, „nachzuklaffern", wie es genannt ward, d. h. dem Lehrer den Namen eines ihnen bekannten Missethäters zu nennen. Es entspann sich dann bisweilen folgender Dialog zwischen Präzeptor und Zögling:

„Weißt du, wer's gethan hat?"

„Ja!"

„Na, wer war's?"

„Das sage ich nicht — mein Vater hat mir verboten, jemanden anzugeben!"

(Ungeheurer Applaus, lautes Beifallsgeheul und nicht enden wollendes Getrampel der Mitschüler.)

„Das ist ja hier die reine Anarchie! Allers, du bleibst zwei Stunden nach!"



Mit welcher Wonne, mit welch stillem Triumphe bestand Willy die ihm auferlegte Strafe, sich weidend an dem angenehmen Bewußtsein, als der gefeierte Held und Märtyrer seiner Klasse zu gelten! —

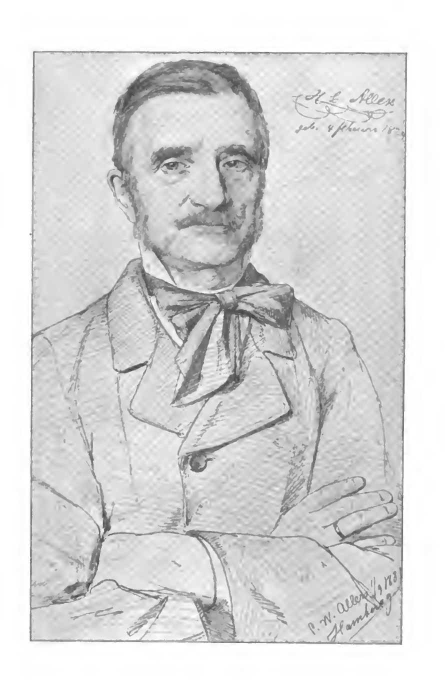
Es ist vorhin der Wildnisse Hamburgs Erwähnung geschehen. Unter diese Bezeichnung fiel vor allem das Gängeviertel, dessen gewundene, verschlungene Pfade Willy oft durchwanderte, um daselbst — wenn er sich auch damals von dem Triebe, der ihn dorthin zog, keine Rechenschaft zu geben vermochte — die Aesthetik des Häßlichen, Widrigen, Abstoßenden zu studieren. Und ein tieferes Eindringen in die Aesthetik des Häßlichen ist für die Entfaltung des künstlerischen Genius nicht minder wichtig als das Versenken in die Aesthetik des Schönen.

Das Gängeviertel! Es erinnerte in mancher Beziehung an das alte, sich um die Notre-Dame-Kirche gruppierende Paris auf der Citéinsel, in welchem Eugène Sue seine „Mystères de Paris" spielen läßt — an das ehemalige (jetzt niedergerissene) Ghetto in Rom — an den berüchtigten, in der Nähe des Tower gelegenen Stadtteil Whitechapel im Osten Londons — an die engen Gassen, welche in Marseille das alte Stadthaus einschließen — an die luft- und lichtlosen vicoletti des Porto in Neapel. Indessen das hamburger Gängeviertel machte auf denjenigen, welcher es zum erstenmal sah, einen noch weit unsympathischeren Eindruck als die eben aufgezählten Oertlichkeiten. Man konnte es in Bezug auf Originalität nur mit dem alten Stadtteil von San Remo (an der Riviera di Ponente) vergleichen.

Das Gängeviertel hatte seinen Namen davon, daß durch dasselbe keine eigentlichen Straßen führten, sondern nur schmale Gänge, in denen oft gerade nur soviel Raum vorhanden, daß zwei Vorübergehende sich ausweichen konnten. Einzelne Gänge vermochte man sogar mit ausgespanntem Regenschirm nicht mehr zu passieren.

Es gibt in Hamburg auch sonst noch hie und da enge, kleine Gassen, die man mit dem Ausdruck „Twieten" bezeichnet, aber diese Twieten sind noch immer um vieles breiter und geräumiger, als es die Verbindungswege des Gängeviertels waren. Ein Ueberrest des letzteren




H. L. Allers
C. W. Allers
Hamburg

existiert gegenwärtig noch, wird aber wohl bald ganz verschwinden, um großen, eleganten Neubauten Platz zu machen.

Im Nordwesten der Stadt, zwischen dem Alten Steinweg und dem Valentinskamp, also in ziemlicher Entfernung von dem Hafenstadtteil gelegen, repräsentierte das Gängeviertel bis zum Jahre 1866, wo mitten durch dasselbe die breite, die Fuhlentwiete mit dem Großen Neumarkt verbindende Wexstraße gelegt wurde, gleichsam eine Stadt für sich, von deren Existenz der fremde Besucher nichts ahnte und in welche auch die Bewohner der andern Stadtteile, wenn nicht eine besondere Veranlassung dazu vorlag, selten oder nie ihren Fuß setzten. Man betrachtete dieses Viertel gleichsam als ein Zigeunerlager im großen, welchem nach Möglichkeit fern zu bleiben am rätlichsten erschien. War es doch der Sammelpunkt aller Diebe, Verbrecher und katilinarischen Existenzen masculini und feminini generis und kannte selbst die Polizei nicht einmal alle Schlupfwinkel und Verstecke, die sich hier den Uebelthatern darboten. Aber auch wenn sie von denselben eine erschöpfende Kenntnis gehabt hätte, so würde es für sie doch oft allzu gefährlich gewesen sein, in diesem Quartier auf eine Razzia auszugehen, denn wie leicht konnten hier die Polizeibeamten aus dem Hinterhalt einigen wohlgezielten Kugeln zum Opfer fallen, wie leicht bei dem Durchschreiten eines dunklen, engen Hausflurs oder Hofes an ein paar kräftigen, unvermutet beigebrachten Messerstichen elend verbluten! Man irrt indessen, wollte man annehmen, daß die Einwohnerschaft des Gängeviertels sich samt und sonders aus unlauteren, mit der Justiz auf dem Kriegsfuß stehenden Individuen rekrutiert hätte — es wohnte hier auch manche ehrbare, aber arme Familie, manch kleiner Handwerker, manche sich durch ihrer Hände Arbeit redlich nährende Näherin oder Putzmacherin — alles Leute, die wenig danach fragten, wo ihr Quartier lag, wenn es nur billig war.



(In der neuesten Zeit hat das Gängeviertel in der prächtigen Kaiser Wilhelmsstraße eine Diagonale erhalten, welche es von Nordwest nach Südost durchschneidet.)

Um vom väterlichen Hause auf den Großen Bleichen nach dem Gängeviertel zu gelangen, brauchte Willy nur fünf Minuten. Von der Neustädter Fuhlentwiete, auf welche die Großen Bleichen münden, nach Westen abbiegend sah er sich bald in ein Labyrinth krummer, durcheinander laufender Gassen und Gäßchen verstrickt, stellenweise so eng und schmal, daß die Bewohner sich aus den gegenüberliegenden Fenstern bequem die Hände reichen konnten. Für denjenigen, welcher mit der Oertlichkeit nicht vertraut, hielt es schwer, hier wieder den Ausgang zu finden, von hier wieder eine der bekannten Straßen zu erreichen — es sei denn, er hätte sich in weiser Voraussicht der kommenden Dinge mit einem Kompaß versehen. Hatte doch selbst unser Willy, als er zum erstenmal dieses fatale Gebiet betrat, bald ganz die Richtung verloren und mußte sich wiederholt erkundigen, ehe es ihm glückte, diesen aus Stein und Mörtel bestehenden „böhmischen Wäldern" wieder zu entrinnen.

Damals, wo die Hochburg des hanseatischen Zigeunertums noch in ihrer vollen Ursprünglichkeit und Originalität bestand, zeigte sie sich in ihrer ganzen

abstoßenden Häßlichkeit vor allem bei Regenwetter. Die leuchtenden Strahlen des Tagesgestirns verklären ja mit ihrem goldenen Schimmer auch die unfreundlichsten, widerwärtigsten Umgebungen, mildern zeitweilig den unangenehmen Eindruck auch der verrufensten Orte! Regen, Sturm, ein düsterer Wolkenhimmel jedoch bewirken gerade das Gegenteil: sie machen das Häßliche noch häßlicher, das Unsympathische noch unsympathischer.

Mit Vorliebe spazierte Willy auch oft zur Abendzeit durch das verrufene Quartier, weil es ihm Vergnügen machte, alsdann durch die Fenster der niedrigen Häuser in die Wohnungen zu blicken und das, was dort beim Lampenschein oder Kerzenschimmer vorging, zu beobachten — Fensterladen waren ja im Gängeviertel ein überflüssiger Luxus.

Langsamen Schrittes wanderte der Knabe zu solcher Stunde und bei solchem Wetter durch die verschlungenen Pfade des Hamburg der Armen und Elenden, des Hamburg der Diebe und Verbrecher. Der Sturm heulte und pfiff um die altersschwarzen Schornsteine und rüttelte an den Dächern, daß die Ziegel oft klappernd aufs Pflaster fielen. Auf dem letztern hatte der niederprasselnde Regen hie und da kleine Seen gebildet, im übrigen den Grund und Boden in einen zähen Kotbrei verwandelt — noch dazu ergossen an manchen Stellen die Dachtraufen ihren Inhalt über den Kopf des Wanderers. Die in weiten Zwischenräumen an den Ecken befestigten Gaslaternen verbreiteten gerade nur soviel Licht, daß man ungefähr den Weg erkennen und die elenden, sich rechts und links entlang ziehenden, meist einstöckigen Behausungen wahrnehmen konnte, deren Fensterscheiben sich überall in defektem Zustande zeigten — da, wo das Glas zersprungen, hatte man Papier vor die Fensterrahmen geklebt, Stroh in die Oeffnungen gestopft oder auch diese so gelassen wie sie waren, wo dann Regen und Wind ad libitum ihren Einzug in das Zimmer halten durften.



Willy wurde oft zu einem im Gängeviertel wohnhaften Bonbonkocher geschickt, um neuen Vorrat von „Judenboltjes“ und „Kientjes“ für die beiden Geschäfte des Vaters zu besorgen. Auf breiten Marmortischen ward die flüssige Bonbonmasse ausgegossen und mit Rollmessern über Kreuz in braune „Judenboltjes“ verwandelt, oder man gab ihr die Gestalt von Hunden, Hasen, Fischen und dergleichen. Auch farbenfreudige Zuckerstangen sowie schwarzer und gelber Kandis wurden hier fabriziert. Die Zucker-, Bonbon- und Kandiskocher wohnten sämtlich in den engen Straßen des Gängeviertels, weil dort nie ein Wagen vorbeirasselte und das Krystallisieren des Kandis störte, der in großen, mit Stricken durchzogenen Körben sich entwickelte und einen süßen Sirup als Rest zurückließ.

So malerisch-häßlich und abschreckend die Straßenseite des Gängeviertels auch war, so viele poesievolle, still-trauliche Winkel barg dasselbe oft nach hinten hinaus, wo viele alte Gärten lagen voller Lauben, Weingerank und Küchengrün. Die hier wachsenden Aepfel- und Birnenbäume feierten den Frühling mit der nämlichen Blütenpracht wie ihre Genossen in den eleganten Villen und Gärten Pöseldorfs oder der Uhlenhorst.

Ebenso anziehend wie die Szenerien des Gängeviertels waren für Willy die Architekturbilder, welche sich von den über die Fleete führenden Brücken entrollten. („Fleete“ heißen die mit der Elbe in Verbindung stehenden Kanäle, welche den Hafenstadtteil mit einem Netzwerk von Wasserfäden durchziehen.) Wie oft stand der Knabe in später Abendstunde, wenn die Sichel des Mondes über den Dächern auftauchte, auf einer dieser Brücken und schaute auf die

Häusermassen, die in phantastischen Umrissen die dunkle Flut begrenzten. Wäre nicht das Rollen der Wagen auf dem Fahrdamm gewesen — man hätte sich einbilden können, nach Venedig versetzt zu sein. Paläste freilich, wie in der Lagunenstadt, säumten nicht die Ufer der hamburger Fleete: ihre Einfassung bildeten nur Warenspeicher und die als ein wirres Chaos von krummen, schiefen und überhängenden Fachwerkbauten sich darstellenden Hintergebäude von Privathäusern. Die Speicher lagen des Abends so schweigsam und tot da wie die Pyramiden Aegyptens — an den Fenstern der Hinterhäuser dagegen konnte man hie und da fesselnde Intérieurs beobachten: ein Rudel junger Putzmacherinnen, eifrig an dem Besatz einer Ballrobe arbeitend — oder eine junge Mutter, welche ihre kleinen Herzen zur Nachtruhe bettete — oder ein hübsches Dienstmädchen, mit der charakteristischen „Mütze" (Häubchen) ihres Standes. Der aus den Fenstern dringende Lichtschein vermengte sich mit den Strahlen des Mondes zu einem seltsamen, auf der schwarzen Flut wie Irrlichter tanzenden Geflimmer. War es niedriger Wasserstand und Vollmond, so sah man bisweilen eine abenteuerliche Gestalt, einen mächtigen Korb auf dem Rücken tragend, sich wie ein Nachtgespenst im „kühlen Grunde" bewegen. Es war dies der „Fleetenkieker", ein Individuum, welches das feuchte Element nach allem möglichen Abfall durchsuchte. Und dieses, wenn auch nicht ganz saubere, Geschäft mag gar nicht so unvorteilhaft gewesen sein, denn in die Fleete wurde den Tag über so manches geworfen, von den vorbeipassierenden Lichterfahrzeugen (Schuten und Ewern) so manches verloren, was immerhin noch dienlich und brauchbar war.

Wie schade, daß Willy zu der Epoche, welche dieses unser Anfangskapitel behandelt, noch nicht seinen genialen Zeichenstift zu handhaben verstand! Das alte Hamburg mit seinem so ganz eigenartigen Gepräge, mit seinem so gemütvoll-heiteren Volksleben wäre durch ihn der Nachwelt in treuen, der Wirklichkeit abgelauschten Bildern erhalten geblieben!



Die alte [illegible] in Neumühlen



Auf der Veddel bei Hamburg.

Zweites Kapitel.

Aus kleinen Nestern.

(Die holsteinischen Großeltern. — Ein enfant terrible des Dorfes. — Ein Abstecher von Friedrichsruh nach Dauenhof. — Die Abstammung und das Heim der mecklenburgischen Urgroß- und Großeltern. — Willys Zigeunerleben. — Die Elbfähre. — Bleckede. — Boizenburg, seine Idyllen und sein Schützenfest.)

Glücklich preisen dürfen sich alle Jungen, deren Großmütter auf dem Lande wohnen — sie besitzen damit Brief und Siegel darauf, alljährlich ihre Sommerferien in freier, schöner Natur, fern von der Steinwüste der Stadt mit ihrem Qualm und Staub, verbringen zu können. Was wollen dagegen die städtischen Großmütter besagen? — Sie sinken im Vergleich mit ihren ländlichen Kolleginnen zu absoluter Wertlosigkeit hinab.

Zu solchen vom Schicksal begünstigten Knaben gehörte auch unser Willy. Seine beiden Großmütter, einschließlich der dazu gehörenden Großväter, lebten in idyllischen Dörfern, die noch dazu in ganz verschiedenen Gegenden lagen, so daß unsrem kleinen Helden in Bezug auf seinen sommerlichen Landaufenthalt Abwechselung genug geboten war.

Führen wir den Leser zuvörderst zu den Großeltern Allers. Sie wohnten, wie wir bereits erfahren, in Dauenhof in Holstein.

Welch stille, behagliche Vergnügungen gab es in Dauenhof! Da konnte man stundenlang im Torfmoor liegen und, den Kopf auf die Hand gestützt, ins schwarze Wasser schauen oder dem Onkel Karl — Papa Allers' Bruder — zusehen wie er Torf stach, und seine zündenden, freilich nur für die dortige Gegend verstandlichen Witze belachen.



Onkel Karl.

Ebenso friedlich und stillvergnügt war's in Großmamas Wohnzimmer. Das eintönige Ticken der großen Schrankuhr, das leise Summen der Fliegen am Fenster, das sanfte Flöten und Zwitschern des Kanarienvogels (er hatte in seinem Wassernäpfchen einen rostigen Nagel gegen den Pips) vereinigte sich zu einem seltsamen, das Gemüt in angenehme Träumereien einwiegenden Larghetto. Und Großmama selbst! Sie wußte nicht nur so prächtige Lieder und Gedichte von Gellert, Bürger und Chamisso, die jetzt keine Bauersfrau mehr kennt, auswendig, sondern that sich auch hervor in der Bereitung herrlich-knuspriger Pfannkuchen, mit denen selbst ein Konditor Ehre eingelegt haben würde.

In dem beregten Wohnzimmer stand neben dem altertümlichen großen Kachelofen der Sorgenstuhl des Großvaters. Der alte Mann, eine hohe, hagere Gestalt und von ernster, stiller Gemütsart, zeigte sich meistens in Hemdsärmeln und Holzpantoffeln, die Strümpfe über die Beinkleider gezogen. Zur lebenden Staffage des Gemachs gehörte auch der Hund Pitty, ein kleines, schwarzes, gutartiges Tier, das seine Freude, wenn Willy und Heinrich zu Besuch kamen, in deckenhohen Sprüngen an den Tag legte. An dem zur Diele (nach dem Hausflur) gehenden Fenster standen einige Flaschen und Gläschen als Zeichen der Schenkgerechtsame, welche der Großvater besaß. Ab und zu kam denn auch ein Wanderer oder Fuhrmann und goß einen Kümmel, beziehungsweise Bittern, den der Alte selbst angesetzt, hinter die Binde. Der Großvater war darauf angewiesen, jeden kleinen Verdienst, der sich bot, mitzunehmen — hatte er sich doch genötigt gesehen, die Windmühle, welche er ehemals vorn im Dorf besessen, zu verkaufen. Seinen Lebensunterhalt erwarb er nunmehr durch Fuhren und den Ertrag einer kleinen, ihm gehörigen Landparzelle.

Willys bereits mehrfach genannter Oheim Karl verdient es, daß wir uns noch einige Augenblicke mit ihm beschäftigen, denn er gab durch sein originelles, drolliges Wesen seinen Verwandten und Bekannten unerschöpflichen Stoff zur Heiterkeit. Trotzdem, daß ihm vom Schicksal nur Ohrfeigen und Fußtritte und nie ein freundliches Lächeln zu teil geworden, hatte er doch seine gute Laune nicht eingebüßt, war vielmehr so naiv und kindlich geblieben wie ein Junge von zwölf Jahren. Ursprünglich hatte Onkel Karl — der älteste von Papa Allers' Brüdern — die Windmüllerei erlernt, ein Gewerbe, das jetzt kaum mehr noch existiert, ebensowenig wie dasjenige der Zuckerbäcker, welche ehemals in Hamburg die Raffinaden und den Kandiszucker fabrizierten und im vorigen Jahrhundert daselbst über dreihundert Siedeküchen besaßen. Die hamburger Zuckerbäcker sind gegenwärtig samt und sonders ausgestorben und die Windmüller, unterliegend in dem Konkurrenzkampfe gegen die Dampfmühlen, werden ihr Geschick bald teilen.

Onkel Karl war gewaltig stolz auf Willys Mutter, gebrauchte verschwenderisch gegen sie die Anrede „Schwägerin" und beteuerte oft, ihr einen derben, aber gutgemeinten Klaps auf den Rücken versetzend:

„Du, Schwägerin, wenn Heinreich di nich nahmen harr, dann harr i c k di nahmen. Harrst du m i ok nahm'n?"

„Natürlich, Kordl," gab die Gefragte dann jedesmal zurück, „har'k di nahm'n!"

Wenn er das hörte, strahlte das Antlitz des alten Jungen stets von freudiger Genugthuung und hochbeglückt trollte er sich.

Er kam nie zum Besuch nach Hamburg, ohne Willy und Heinrich einen Schilling mitzubringen, den er den beiden Jungen beim Abschied mit geheimnisvoller Miene zusteckte, gewiß

nichts andres meinend, als daß er sie mit einem wahrhaft fürstlichen Geschenk bedacht. Der gutherzige Mann! Er, bei dem Schmalhans Küchenmeister und der der Aermste aller Verwandten des Allersschen Ehepaars, war der einzige, der einen Schilling für die Jungen springen ließ und sich ganz in das Gemüt eines Knaben, der ein solches Geldstück zum „Verschnopen" in der Tasche hat, hineindenken konnte, während die schwer reichen Oheime und Tanten aus dem Hannoverischen, die oft in Hamburg die Gastfreundschaft des Allersschen Hauses in Anspruch nahmen, nicht daran dachten, die Kinder auch nur durch ein paar abgefallene Aepfel zu erfreuen.



Westerland auf Sylt.

Wenn Onkel Karl mit seinen beiden hoffnungsvollen Neffen oder mit deren Eltern zusammentraf, so juchte er fidel und warf seinen Hut hoch in die Luft. Immer war er vollkommen überzeugt, die ganze Welt sei so gut und vergnügt wie er selbst und seine Witze fänden überall denselben Beifall wie in seinem Heimatsdorf. Manchmal war er in städtischer Umgebung etwas zu derbrealistisch in seinen Reden und suchte allzusehr den „verfluchten Kerl" herauszubeißen. Als einst Mama Allers den Besuch einer sich sehr vornehm dünkenden und dabei entsetzlich prüden Nachbarin empfangen und Onkel Karl sich ebenfalls gerade bei seiner Schwägerin befand, glaubte der letztere sich verpflichtet, auch seinerseits zur Unterhaltung beizutragen und fing nun an, von seinen — samt und sonders erdichteten — Schandthaten zu schwadronieren und dabei mit so grellen Farben aufzutragen, daß die Dame diesen fürchterlichen Menschen ganz entsetzt anstarrte und immer weiter und weiter von ihm wegrückte. Mama Allers bemühte sich nach Kräften, dem allzu lebhaften Gedankenflug des Dauenhofer enfant terrible Einhalt zu thun, doch sie goß damit nur Oel in das Feuer seiner Beredsamkeit.

„Och watt, Kordl," sagte sie endlich, „du överdriffst ja — so slim hest du dat doch nich makt!"

„Watt, Swägerin," entgegnete er erzürnt, „sall mi de Deubel halen, wenn dat nich wohr is. Ik segg di, ik heff dat arl utsopen, un, as de andern Kerls wat wullen, nöhm ik'n Beerseidel un drösch jüm damit op de Köpp, un in twee Minuten weer de Saal leddig."

Die Dame, welche die Gesellschaft eines so wüsten, rohen Patrons nicht länger teilen mochte, wollte empört davoneilen, doch Mama Allers hielt sie zurück und flüsterte ihr leise zu: „Haben Sie keine Angst vor meinem Schwager — er ist ein lieber, guter Mensch, der nur den einen



Fehler besitzt, daß er arg aufschneidet. Im Ernst hat er noch niemals mit jemanden Streit angefangen — man kann ihn, wenn man will, um den Finger wickeln."

Als die Besucherin noch immer ungläubig dreinschaute, äußerte Mama Allers:

„Was gilt's, daß ich den Schwager in fünf Minuten zu zwei ganz verschiedenen Ansichten bringe?"

In diesem Augenblick begann auf der Straße ein Leierkastenmann einen lustigen Walzer vom Stapel zu lassen.

„Ne, de ohle verdreihte Dreihorgel," rief die Hausfrau dem Schwager zu, „gitt i gitt, ik mag se gar nich mehr hörn, man wardt ganz elend dabi to Mood!"

„Da heſt du recht, Swägerin," versetzte Onkel Karl, „ik mag se ok gar nich mehr hörn — so'n ool asige Musik!"

„Je, un doch," begann Mutter Allers nach einer kleinen Pause von neuem, „wenn ik de Dreihorgel höör, is mi jümmer vergneugt to Mood, ik much gliek losdanzen!"

„Gewiß, Swägerin," stimmte Onkel Karl sofort bei, „so geiht mi dat ok jümmers, wölt wi mal en afpetten?"

In der nächsten Sekunde hatte Onkel Karl Mama Allers um die Taille gefaßt und hopste mit ihr durchs Zimmer.

Neben den Großeltern Allers wohnte der Kleinbauer Sierck. Seine Jungen hüteten täglich die Kuh in den stillen Reddern (so heißen die von Buschwerk und Eichen eingefaßten Landwege zwischen den Dörfern). Willy und Heinrich zogen oft mit zum Hüten hinaus und amüsierten sich dabei jedesmal ganz königlich. Während die Kuh behaglich graste und wiederkäute, jagte und haschte man sich auf den Wiesen, ruhte unter den schattigen Eichen oder erprobte seine Kräfte in allerlei Unthaten. Von solchen Freuden, die an das homerische Zeitalter gemahnen, weiß ein Stadtkind wenig!

Ein interessantes Schauspiel waren auch die von den Bauern ins Werk gesetzten und von ihnen geleiteten Moorbrände, durch welche man urbares Land gewinnen wollte. (Im ersten Jahr wird auf solchem Lande Buchweizen und Hafer gesät, später werden darauf Kartoffeln gepflanzt.) In mondlosen Nächten erschien die glimmende Moorfläche wie ein Meer glühenden Metalls, dessen unheimlich blutroter Schimmer mit dem Rauch auf das Auge eine ähnlich fascinierende Wirkung ausübte, wie die Lavamasse, die bei einem Ausbruch des Vesuvs aus dessen Krater fließt.

In so einem kleinen Dorf bleibt alles beim alten. Die Landschaft bleibt unverändert. Jetzt halten nur die Altona-Kieler Züge öfter und eine Genossenschafts-Meierei ist an der Bahnstation gegründet.

Als Willy vor kurzem als Gast des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh weilte, machte er von dort aus auch wieder mal einen Besuch in Dauenhof.

Seine Erlebnisse auf diesem Ausfluge schildert er in einem Briefe an die Mutter, den wir hier wörtlich folgen lassen:

Friedrichsruh, den 21. Mai 1892.

Liebe Mama!

Vorgestern bin ich mit Papa nach Dauenhof gefahren, um alles mal wieder zu besichtigen. Das Grabdenkmal, das ich in Kiel für die Großeltern machen ließ, sieht recht ansehnlich aus. Wir hatten Prachtwetter. Ein rechter Frühlingstag! In Dauenhof verändert sich doch nichts. Nur im alten Hause der Großeltern wohnen jetzt ostpreußische Landarbeiterfamilien — ein giftig bellender Köter schimpfte uns an. Im Garten am Hause die alten Bäume, von Großpapa gepflanzt. Jeden Ziegel, selbst die Nägel in der Thür kennt man wie gestern. Wie lange sind die Großeltern und der gute kleine Hund Pitty schon tot? Auf den Wegen und zwischen den Feldern ist aber nichts verändert. Zahllose Vögel singen in den dichten Hecken. Die Hunde bellen in der Ferne. Alles wie vor dreißig Jahren und sicher auch wie vor hundert und zweihundert Jahren und länger. Aber die Menschen! Wie alt macht sie doch die schwere Landarbeit im Vergleich zum Stadtleben, trotz aller Sorgen des letzteren!

Da stand ein krummer, alter Mann, steif in den Knochen und ganz verdummt. Papa redet ihn an. Er versteht lange nicht, was man will. Endlich findet Papa, daß es ein Schulkollege ist, Heinrich Schlüter mit Namen. Wie's dem Alten dämmert, wer Papa ist, wacht er etwas auf und sagt:

„Watt! Büst du Heinrich Allers? Ik dach, du weerst al lang dood!"

„Nee, dat bün ik nich, dat sünd min Bröder Johann un Willem un August. August is in Amerika storb'n. Male is ok dood. Wie geiht di dat denn?"

„Jä, wi schull mi dat gahn — arl uns Schoolkollegen sünd ja nu de Reeg na dood. Ik sitt hier binah alleen. Hans Tige is dörtig Johr to See fahrt un hier in Dörp storb'n."

„Wat makt Peter Schüder?"

„De is ok vörrig Johr storb'n."

„Na ja, arl unse lustigen Kollegen ond so to seggn de besten, sind lang'n vör uns storb'n, un wi beid'n harrn uns bald nich mal mehr kennt."

„Röpke sin Söön hett den Hof övernamen, de ol Peter wahnt jetzt in Hogenfelln. De Broder, de Discher, hett Schümemann sin Dochter kregen un leewt nu in Halenbrook. Klaussen is mit de ganze Familie na Amerika un hefft wi nich wedder von em höört. De Gebröder Haverbeck, de Grönlandsfahrer, sünd arl op See bleven."

So ging das Gespräch noch eine Weile fort und schloß mit der allgemeinen Weltansicht: „Jä, wat de Tid löppt!"



Studie auf der Insel Wilhelmsburg.

Nachmittags wanderten wir nach Halenbrook, wo wir ja Onkel Karl in Pension haben. Der Weg zog sich zwischen fetten Weiden voller Jungvieh entlang, das naiv hinter uns her guckte. Onkel Karl war mit Familie Tretow gerade beschäftigt, Heu auf den Boden zu werfen — alle voll Schweiß und Heustaub, aber der vergnügte Onkel Karl ist ganz zufrieden und sieht recht gesund aus. Frau Tretow machte gleich Kaffee und hatte Weißbrot dazu mit Prachtbutter. Ueberall, wo wir einsehen, wird Kaffee gemacht. Es wurde ein ebenso schöner Abend, wie der ganze Tag. Langmaak, der noch ein Stück mit uns ging, baut sein Haus größer aus. Seine alte Mutter, Großmamas Schulkollegin und Busenfreundin, ist voriges Jahr, sechsundachtzig Jahr alt, gestorben. Der Bruder, der Schneider, welcher seine alte Mutter immer so nett gepflegt hat, sitzt auf Altenteil in einer sauberen Junggesellenwirtschaft in Hohenfelde, und guckten wir einen Augenblick bei ihm ein. Vor vier Jahren zeichnete ich die Alte noch, und schrieb mir der Sohn, der Schneider, ein nettes Dankgedicht für die Kopie, in welchem er ausspricht, daß die Kunst nicht nur die reichen und vornehmen Leute erfreue, sondern auch einfache Bauern.

Die alte, fast blinde, aber gesprächige Frau stammte noch aus der Zeit, wo die alten Frauen beim Kaffeeklatsch in Schneppenhauben saßen und lange holländische Kalkpfeifen rauchten. Papa erzählte vor einigen Tagen dem Fürsten Bismarck, der ihm seinen Pfeifenstopfer zeigte, daß dieses Instrument schon uralt sei, daß es in seiner Heimat fast in jedem Bauernhause an der Thür hing und Pipenpurrer genannt wurde.

Abends zehn Uhr waren wir wieder in Friedrichsruh. In einigen Tagen wollen wir nach Mölln zu Brandts.

Addio. Herzliche Grüße an alle Freunde, Heinrich, Dora, die Kinder, den Hund Capri und die Katze Jochia

von Papa und Deinem Sohn

C. W. Allers.

Nehmen wir jetzt für eine Weile von Dauenhof Abschied und sehen wir uns ein wenig in Brackede, dem zweiten Jugenddorado Willys, um, woselbst, wie wir vernommen, Mama Allers' Geburtshaus stand.

Bei dem Städtchen Boizenburg macht die Elbe einen Bogen, an dessen westlichem Ende Lauenburg, und an dessen südöstlichem Ende Bleckede liegt. Im Norden (auf der mecklenburgischen Seite) wird dieser Bogen von einem kleinen Höhenzuge begrenzt, voller Wald, Dickichten und weißschimmernden Sandabstürzen. Die Sehne des Bogens bildet der auf der hannoverischen Seite sich entlang ziehende Elbdeich, zwischen sich und dem Strome ein weites Vorland bergend — einer der Lieblingstummelplätze unseres Willy in seinen Knabenjahren. Südlich von dem erwähnten Deiche, ein paar Kilometer in westlicher Richtung von Bleckede, stoßen wir auf das oben genannte Heimatsdorf von Frau Helene Allers, geborene Porth. Letzteres und Bleckede mitsamt dem mecklenburgischen Boizenburg sind wunderbar malerische kleine Nester, die von stillem Naturfrieden umwoben und in denen noch eine Lebenspoesie, die an die Zeiten und Bilder eines Adrian von Ostade gemahnt, zu finden.

Die Familie, welcher Willys Mutter entstammte, spielt schon in den alten sagenhaften Traditionen dieser Gegend eine Rolle. Eine aus der beregten Familie entsprossene, reizend



Großmutters Schulkollegin.

schöne Jungfrau soll von einem der Herren und Gebieter Bleckedes, die als Raubritter die Elbufer und die Wege nach Lüneburg unsicher machten, geraubt worden und aus dieser Veranlassung eine langwierige Fehde zwischen ihnen und der Bauernschaft ausgebrochen sein. Von dem Dasein dieser Raubritterbande erzählt noch jetzt ein alter, von Epheu und Schlingpflanzen überwucherter Turm bei Bleckede, aus welchem angeblich ein unterirdischer Gang bis zur Kirche des Ortes führen soll. Im dreißigjährigen Kriege ereignete es sich, daß ein Reitersmann Namens Gieseler, mit langem Pallasch und einer Trompete auf dem Rücken, eine diesem Geschlecht angehörige Tochter, von deren Seite er Gegenliebe fand, entführte, und sich mit ihr drüben im „Ausland", das heißt auf der andern Seite der Elbe, in Mecklenburg, trauen ließ. Die Eltern, die sie für einen ehrsamen, wohlhabenden Landmann bestimmt hatten, und von einem herumzigeunernden Reiter natürlich nichts wissen wollten, gerieten ob dieses Geschehnisses in den heftigsten Zorn und beschlossen, den Trotz des eigenwilligen Kindes hart zu bestrafen. Sie verließen mit der jüngeren Tochter das Haus und nahmen außer all ihrem Gelde noch sämtliche bewegliche Habe mit sich. Da blieben nicht Bett, nicht Tisch, nicht Geschirr, nicht Kleider, nicht Vieh im Hause — selbst die Nägel riß man aus den Wänden. Als die Tochter mit ihrem Gemahl in das Heimatsdorf zurückkehrte, fand sie nichts vor als das leere Haus, Garten und Land, denn das unbewegliche Vermögen durften ihr die Eltern gesetzmäßig nicht vorenthalten. So zog der tapfere Reiter und Trompeter, Urvater Gieseler, ins Haus.

Während nun die junge Frau vom Morgen bis zum Abend arbeitete und wirtschaftete, entwickelte ihr Mann alle noblen Passionen eines Kriegers und Helden außer Diensten: er jagte, trank, spielte und sorgte dafür, daß das von seiner Frau Erworbene möglichst rasch wieder verthan wurde. Von den beiden Söhnen des Ehepaars übernahm der jüngere, der den Charakter der Mutter geerbt, nach dem Tode der Eltern die Besitzungen — der ältere Sohn, der zu faul und zu träge zum Arbeiten, verlangte für sich und seine Nachkommen nur eine kleine Kate am Ende des Dorfes. Also wurde der jüngere Sprößling der Familie der Ahnherr der Gieselers. Die armen Verwandten in der Kate gedenken wohl manchmal mit Ingrimm des dummen, faulen Vorfahren, wenn sie die Ländereien und Gebäude des Hofes sehen, in welchem sie eigentlich hausen sollten.

Hundertundsechzig Jahre zogen über Brackede dahin, und Generationen kamen und gingen. Im Dorfe blieb alles beim alten, bis der alte Weltumstürzer und Rumorer Napoleon auch in diesem weltabgeschiedenen Winkel alles in Bewegung und Aufruhr brachte.

Während seiner Feldzüge quartierten sich abwechselnd Franzosen und Russen in Brackede ein und alle Bauernhöfe wurden damals leergefressen und geplündert. Heute kam ein lustiges Franzosencorps mit Gesang und Höflichkeit ins Dorf gerückt, morgen eine Schwadron schmutziger Kosaken mit Nationaltänzen und Nationalläusen. Willys Großmama, die zu jener Zeit noch ein kleines Mädchen, erzählte ihm oft von diesen Truppendurchzügen. Nach Rußland mußten damals dreiundvierzig junge Burschen aus dem Amt Bleckede mitziehen. Keiner von ihnen kam jemals zurück — sie blieben verschollen und man erfuhr nicht, wie und wo sie umgekommen.

Das Haus, in welchem Willys Urgroß- und Großeltern wohnten, war das stattlichste und sauberste in ganz Brackede und bekundete somit schon von außen die Wohlhabenheit seiner Bewohner. Die Urgroßeltern kannte Willy noch bis zu seinem neunten Lebensjahre. Mit dem Urgroßvater, Christian Hinze, einem klugen, bedächtigen Greise, dem beständig der Schalk im

Nacken saß, verband ihn ein ganz seltsames Verwandtschaftsverhältnis. Aus dem Umstande, daß der Genannte der Bruder der Mutter von Papa Allers, ergab sich mathematisch genau, daß der letztere zugleich der leibliche Onkel von Willys Mutter und daß sich demzufolge der Held dieser Lebensgeschichte als sein eigener Großonkel betrachten darf.

Der Wahrspruch des Urgroßvaters, der auch für die meisten Menschen seine Gültigkeit hat, lautete: „Wat ik nich mag, dat kann ik nich biten."

Der alte Hinze und Christian Streit, der Begründer von Streits Hotel in Hamburg, waren Jugendfreunde gewesen, die zusammen die Schweine gehütet und manche lustigen Streiche ausgeführt. Im Jahre 1810 oder 1811 zog der junge Streit barfuß, die Stiefel über den Nacken gehängt, wie es von jeher Sitte war bei später reich und groß gewordenen Leuten, in Hamburg ein. Vom Lauf- und Kegeljungen rückte er allmählich zum Kellner und Oberkellner auf und legte schließlich mit seinen Ersparnissen das erwähnte Hotel an, das allmählich einen Weltruf erlangte, bis es von den neueren Hotelpalästen am Jungfernstieg in den Schatten gestellt ward.

Urgroßmutter Hinze, die in erster Ehe mit einem Gieseler verheiratet gewesen, galt als eine sehr verständige und thatkräftige, aber strenge Frau, deren Rat bei schwierigen, verwickelten Fällen in der weitesten Umgegend erbeten und geschätzt wurde. Den Armen und Bedürftigen half sie immer nach Kräften. Berühmt war die Besitzung des Ehepaars durch die Aufzucht ausgezeichneter Vollblutpferde, welche die Regierung mit Vorliebe zu den Remonten kaufte. Die Staatszimmer des Hauses hingen sämtlich voller zuerkannter Diplome und Bilder der prämiierten Pferde.

Die Urgroßmutter besaß das seltene Talent, das ganze Haus aufs beste zu regieren, ohne jemals selbst mit Hand anzulegen, während im Gegensatz zu ihr ihre Tochter, Großmutter Porth, vom Morgen bis zum Abend thätig war, so daß sie bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre sich niemals die Zeit nahm, sich zum Essen niederzusetzen, sondern dasselbe immer stehend verzehrte. Erst nach dem Tode der Urgroßmutter fiel die alleinige Regierung des Hauswesens an sie. Urgroßmutter Hinze und ihr gutmütiger, trotzdem aber kluger Mann bildeten ein leuchtendes Gegenstück zu dem im allgemeinen wenig beneidenswerten Dasein der auf Altenteil sitzenden Bauern in den Elbmarschen. Sie waren geehrt und geachtet und hielten, solange sie lebten, unbewußt das Regiment in Händen. Da geschah nichts im Hause, nichts auf dem Felde, wozu die Urgroßmutter nicht ihren Konsens geben mußte. Selbst Großpapa Porth, der regierende König, holte in schwierigen Fällen jedesmal die Ansicht der letzteren ein.

Wie schon angedeutet, waren die Armen im weiten Umkreise Brackedes die besonderen Schützlinge der Urgroßmutter, welche, trotz ihrer Strenge, sich der allgemeinen Liebe und Verehrung erfreute. Anno 1847 gab's ein böses Hungerjahr, jedoch war die Ernte bei Porths noch ganz reichlich ausgefallen, im Jahre vorher sogar glänzend, und zwar wegen der soliden, rationellen Bewirtschaftung des Bodens. Großpapa Porth interpellierte nun eines Tages die Urgroßmutter Hinze, wie man die bedeutenden Vorräte von Korn am besten an den Mann



Der Ahnherr
aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

bringen und dafür die höchsten Preise erzielen könne. Die Urgroßmutter wollte indessen hiervon nichts wissen, sondern sagte:

„Ne, Niklas, dat wölt wi leber nich dohn, dat gif't 'n düres Johr för de Armen! Wi wölt den Roggen arl sülb'n behol'n. Wi bakt da Brot ut, un da brukt keen arm Minsch hungrig ut de Döör to gahn!“



Die Not war so groß, daß die armen Leute selbst aus der Entfernung von fünf Stunden und mehr ins Porthsche Haus wanderten, um dort ihren Hunger zu stillen. Es wurden große Kessel mit Essen gekocht und für diejenigen, welche zu spät kamen, dasselbe aufgewärmt. Einst wollte die Frau Pastor eine Visite bei Porths machen, und als sie über den Deich ging, kündigte die Betglocke gerade zwölf Uhr an. Im selben Moment sah sie einen armen, ziemlich erwachsenen Jungen wehklagend an sich vorübereilen.

„Ach Gott, nu sleit de Klock twölf, un ick bün nich bi Porths un krieg nix to eten!“

Mit diesen Worten lief er weiter, so rasch ihn seine Beine nur tragen wollten. Als die Frau Pastor bei Porths anlangte, sah sie den Jungen schon ganz vergnügt und kreuzfidel, vor sich eine riesige Schüssel mit Klößen und Bratbirnen, auf der Treppe sitzen.

„Na,“ fragte die Frau Pastor, „ist es gut gegangen?“

Der arme Mensch nickte bloß vergnügt mit dem Kopfe, da er seinen ganzen Mund vollgestopft hatte; es sah ordentlich unheimlich aus, mit welcher Schnelligkeit er die großen Klöße vertilgte.



Urgroßmutter Hinze war eine sehr stolze Dame und wußte es bei Gelegenheit wohl anzubringen, daß ihr im Dorfe die erste Stelle gebührte. Auch verstand sie es, Leute, die über ihre Sphäre hinauswollten, mit wenigen Worten und sans gêne in ihre Schranken zurückzuweisen. Wenn sie zur Stadt fuhr (nach Boizenburg, Bleckede oder Lüneburg), nahm sie jedesmal in einem Schloßkorb ein besonderes Staatskleid mit, um bei ihrer Ankunft im Gasthof, wo sie immer dekorativ empfangen und sofort ins

vornehme „Herrenstübchen" geführt wurde, sich gleich umzuziehen und dann ihre Visiten und Einkäufe zu machen. Eines Tages saß sie bei einer Bekannten, die gerade nicht glänzend situiert und fast ihre Not hatte durchzukommen. Diese bewunderte das Kleid der Urgroßmutter und meinte, den Stoff zwischen den Fingern prüfend:

„Fro Baas, da hebbn se ja'n sehr schönes Kleed an."

„Ja, dat is ok'n nees."

„Dat is ja sehr hübsch, so'n heff ik nich mal!"

„Dat glöw ik woll, dat wör sik för Ihn'n ok nich schicken!"

1862 feierten die Urgroßeltern ihre goldene Hochzeit — ein Ereignis, das weit umher in der Gegend sympathischen Widerhall fand, selbst der König und die Königin sandten dem Jubelpaar ihre Porträts.

Zeichnen wir jetzt in flüchtigen Strichen Willys Großeltern. Der Großvater Nikolaus Porth, ein gemütlicher, stillvergnügter Mann, besaß nur den einen Fehler, daß er, als enragierter Welfe, jedesmal in eine wahre Berserkerwut geriet, wenn das Gespräch auf die politischen Veränderungen des Jahres 1866, die dem Bestande des Königreichs Hannover ein Ende gemacht, kam. Seine Augen, die sonst so gutmütig lachen konnten, leuchteten und blitzten bei solcher Gelegenheit ordentlich vor Ingrimm. Er zog dann in einer Weise gegen die „Bettelpreußen" los, als habe er seine Studien in der Preußenfresserei bei Dr. Sigl in München gemacht. In seinem Berufe, der Landwirtschaft, leistete er ganz Hervorragendes — gehörte er doch jener alten guten Schule von Oekonomen an, die ihren Stolz darin setzen, alles selbst zu beaufsichtigen, überall selbst die Hand anzulegen. Seine Pferde, Schweine und Kühe stolzierten als wahre Prachttiere und Musterexemplare herum. Leider mußte er es noch erleben, daß die ganze Wirtschaft dahinschmolz wie Schnee im Märzsonnenschein. Denn als er später auf Altenteil kam, übernahm sein ältester Sohn, ein sogenannter studierter Landwirt (wie man dort sagt „latinschen Buurn") das Anwesen. Er wollte den Bauern zeigen, was für Erfolge er mit seiner Gelehrsamkeit zu erzielen im stande sei. „Jü verstaat ja gar nix," donnerte er sie im Wirtshause an, „jü sünd ja veel to dumm! Ik will jo mal wisen, wat'n Buur is." Dabei schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch und die Bauern hörten ihm voller Bewunderung zu. Ihre Bewunderung erwies sich indessen als verfrüht, denn der Redner scheiterte mit seinen großartigen Theorien an der Klippe der Praxis. Die großen Schafereien, welche er, dem Beispiel des Erzvaters Abraham im Lande Kanaan folgend, anlegte, deckten nicht die Auslagen — in den holländischen Scheunen, die er erbaute, verfaulte alles Heu — als Resultate seiner Pferdezucht blieben ihm, da er die jungen Vollblutpferde vor den Mistwagen und Pflug spannte, schließlich nur ein paar halbblinde Rosinanten — die von ihm gezüchteten Schweine waren so mager, daß sie sich an die Wand lehnen mußten, um nicht umzufallen. „Wenn se man't Leben hefft," meinte seine junge Frau. Jedenfalls ein neuer Standpunkt in der Schweinezucht! Schließlich verkaufte er Haus und Garten, verpachtete

die Ländereien und lebte als Rentner in Lüneburg. Wenn Willy auf seinen Kreuz- und Querzügen bisweilen durch diese oder jene, im weiteren Umkreise Lüneburgs gelegene Ortschaft kam, vernahm er dann und wann in einem Wirtshause lautes Gebrull, Bravorufen und dröhnendes Aufschlagen der Fäuste auf den Tisch — alles übertönt von der gewaltigen Stimme des Oheims, der da, gemeinsam mit „irgend einer Art Graf" (wie die Bauern sagten), seine politischen Ideen auskramte und die gloriose Wiederkehr des Welfenreichs prophezeite.

Die Großeltern lebten währenddessen glücklich und zufrieden auf Altenteil im zweiten Stock des Stammhauses, schwatzend, Zeitungen lesend, Karten spielend und ab und zu ein wenig zankend. Der Großvater äußerte oft schmunzelnd, daß er aus seinen Fenstern eine weit bessere Aussicht habe als der Großherzog von Mecklenburg (der ihm als der erhabenste Repräsentant irdischer Macht und Größe erschien) von seinem Schweriner Schlosse. In der That konnte man von der Wohnung der Großeltern aus weit hinein ins mecklenburgische Land schauen, alle Deichpassanten, Fuhrwerke und Viehherden wahrnehmen.

„Süh, Mudder," sagte der Großvater, am Fenster stehend, die Pfeife im Munde und eifrig hinauslugend, während Großmutter ihre Brille hochschob und das Buch (irgend eine rührende Novelle) zuklappte, „süh, dor kummt de Slachter Walitz ut Boizenborg, de will woll Burmester sin fetten Kalver köpen. — Mudder, da kommt ok de Fro Paster! — — — Jh — — se geit in uns Twiet — de will uns besöken!"

So wurden alle Passanten beobachtet und besprochen. Kein Schwein, kein Hund, kein Handwerksbursche ging unbeachtet vorbei, und wenn man bedenkt, wie reizvoll diese Wohnung im Gegensatz zu den tief hinter dem Deich versteckten Bauernhäusern lag, wenn man ferner den so geringen Unterhaltungsstoff auf dem Lande dazu rechnet, so konnte Großvater sich wohl mit dem Großherzog von Mecklenburg messen.

Einen eigentümlichen Anblick gewährten die auf der Elbe dahingleitenden Segelschiffe und Dampfer. Da nämlich der Strom durch das höher liegende Land verdeckt ward, so sah es aus, als ob diese Fahrzeuge über die Wiesen dahinzögen. Natürlich wurden auch die Schiffe in den Bereich von Großpapas Betrachtungen gezogen.

„Watt dat Schipp woll laden hett? De Sleper trekt et ja na baben (stromauf)!"

Dann replizierte Großmama: „Dat geit di ja gor nix an. Komm man her, wi wölt glief eten."

Jenseits der Elbe erblickte man von der Wohnung der Großeltern Boizenburg, umkränzt von dem Höhenzug der Vierberge, und ganz in der Ferne den Damm der Hamburg-Berliner Eisenbahn.

Großpapa Porth besaß als Lieblingshaustier ein Schwein, das ihn auf allen seinen Ausgängen begleitete. Er fütterte es eigenhändig und es ward unter seiner Pflege so fett, daß man beinahe Sodbrennen bekam, wenn man es nur ansah. Daß das Borstentier ebenso wie der Hund sich innig an den Menschen anzuschließen im stande, das erfuhr Willy späterhin bei Gelegenheit seiner Cirkus- und Clownsstudien. Wenn man zu diesen Tieren in ein intimeres Verhältnis

tritt, werden sie schnell anhänglich, lassen sich abrichten und begleiten ihre Herren auf Schritt und Tritt. Großpapa Porths Schwein lief zuerst immer lustig und behendig an seiner Seite; als es indessen wie Falstaff mit seinem Schweiß die Erde zu spicken begann, trabte es langsam und schwerfällig hinterdrein, bisweilen sich auf den Hinterbeinen ausruhend und schnaufend. Später vermochte sich das Tier überhaupt nicht mehr fortzubewegen, blieb vielmehr behaglich schnarchend und Fett ansetzend in der Sonne liegen, ohne Ahnung davon, daß es bald dem Schicksal entgegenging zu Metzelsuppen, Speckseiten, Schinken und Würsten verarbeitet zu werden.



Großpapa Nikolaus Porth.

Zur Zeit, wo Willy als Knabe seine Sommervilleggiatura in Brackede abhielt, schaltete und waltete indessen der Großvater noch als Alleinherrscher auf den ausgedehnten Besitzungen.

Großmama Porth war eine kleine, dicke, runde Frau, gebildet, belesen und von sehr würdevollem Benehmen, so daß sie im Vergleich zu den andern Frauen des Dorfes als eine vollendete Aristokratin erschien. Des Morgens zeigte sie sich immer mit einer blendend weißen Nachtmütze, die im Laufe des Tages durch eine schwarzseidene Haube ersetzt ward. An den Winterabenden saß sie fleißig am Spinnrad — im Sommer dagegen pflegte sie ihr Hauptquartier im Milchkeller aufzuschlagen und sich dort eifrig mit der Bereitung von Kümmelkäsen zu beschäftigen, die weit und breit als Leckerbissen galten.

Für ihren Enkel Willy hegte Großmutter Porth eine lebhafte Zuneigung. Einmal forderte sie ihn, der damals noch nicht sein fünftes Jahr



Großvater Nikolaus Perth.



Großmutter Dorothea Porth.



Morgen freuh twüschen fief un soß Schosteen fegen.
(Hamburger Bilder.)

vollendet, scherzend auf, ihr doch, sobald er nach Hamburg zurückgekehrt, einen Brief zu schreiben. Dieser Aufforderung nachkommend malte Willy, als er wieder im väterlichen Laden auf einem der Kaffeetönnchen saß, einen Bogen voll Krakelfüße und bat dann den Commis, denselben zusammenzufalten und nach Brackede zu befördern. Der Commis fragte, was denn für eine Adresse auf das Papier kommen solle — ohne eine Aufschrift nehme es die Post nicht an. Der Gefragte bedeutete dem Commis, er möge schreiben: „An meine liebe Großmama in Brackede. Willy kommt bald wieder hin." Der Commis schrieb dies wörtlich nieder, klebte den Bogen zusammen und der Kleine trabte damit, seelenvergnügt, daß er schon wie die Erwachsenen Briefe zu schreiben im stande, nach der Post. Damals gab es in der Hansestadt ein halbes Dutzend verschiedener Postbureaus: ein preußisches, ein hannoverisches, ein dänisches, ein Thurn- und Taxisches, ein mecklenburgisches und ein hamburgisches. Unser kleiner Held geriet in die dänische Post und reichte dort, sich auf den Zehen emporreckend, seinen Brief zum Schalter hinauf.

„Ja, mein Junge," sagte der Beamte, „das ist hier nicht recht, da mußt du zu einer anderen Post gehen!"

Willy, der noch keine Ahnung von der Größe der Welt und von der Vielseitigkeit der postalischen Einrichtungen seiner Vaterstadt besaß und dem diese Antwort nicht recht verständlich, hielt es für das einfachste, den Brief in den draußen angebrachten Briefkasten zu stecken. Nach seiner Ansicht war das eine lange Röhre, welche den Brief direkt in Großmamas Schoß fallen ließ. Damit hielt er die Sache für erledigt und trippelte beruhigt nach Hause.

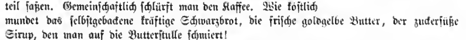
Einige Monate später ereignete sich in Bleckede folgende Szene:

Der Pascha der dortigen Post saß in Schlafrock und Pantoffeln an seinem Amtstisch, emsig mit dem Sortieren der eingegangenen Postsendungen beschäftigt. Mit Erstaunen hafteten seine Blicke auf einem etwas unförmlichen Briefe, der nach den vielen Poststempeln, mit denen er bedruckt, die Reise durch Holland, Belgien, Dänemark und Preußen gemacht und schließlich nach Bleckede an der Elbe expediert worden. Vor dem Postpascha stand die alte Kuchen- und Weißbrotfrau Mutter Päseler, welche zugleich die Obliegenheiten eines Landbriefträgers versah und die Briefe auf die umliegenden Dörfer austrug. Der Beamte nahm die Pfeife aus dem Munde, schob die Brille von der Stirn herunter und bemerkte zu der Frau: „Jä, Päseler'n, hier heff ik un noch'n Breef, der veel inne Welt rümmer kam'n is un ik glöv ok kum, dat se dat ruttriegt. Dor steit op: ‚An meine liebe Großmama in Brackede. Willy kommt bald wieder hin.'"

„Ach, Herr Postmeister," rief die Alte, „den geben S' man her, dat is de lütt Willy Allers ut Hamborg, Porthen Mudder ehr lütt Dochterkind!"

So gelangte denn der Brief glücklich in die Hände der Adressatin und wurde des Spaßes halber von ihr sorgfältig aufbewahrt.

Schildern wir jetzt einen Tag aus Willys Zigeunerleben zu Brackede.

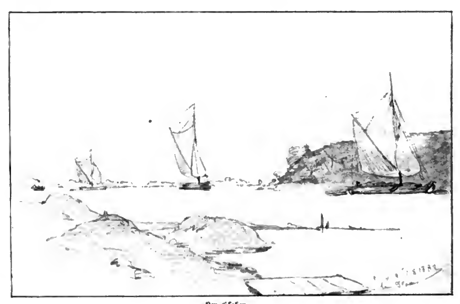


Die rosenfingerige Eos küßt mit ihren Strahlen den jugendlichen Schläfer, der, erwachend, mit hellen, glänzenden Augen um sich schaut, dann aufspringt und die Thür öffnet, an der schon lange ein beharrliches Kratzen und Scharren hörbar gewesen. Pollo, der Haushund, ein netter Köter, fliegt mit einem gewaltigen Satze herein, seine Vorderpfoten zärtlich an die Brust des Knaben pressend und ein freudiges Wuff! Wuff! von sich gebend. Nachdem unten am Brunnen der Reinigungsprozeß des äußeren Menschen vor sich gegangen, begrüßt der Knabe in der Wohnstube die Urgroßeltern, die damals noch nicht auf Altenteil saßen. Gemeinschaftlich schlürft man den Kaffee. Wie köstlich mundet das selbstgebackene kräftige Schwarzbrot, die frische goldgelbe Butter, der zuckersüße Sirup, den man auf die Butterstulle schmiert!

Fernes Tuten erschallt. Das ist der Schäfer mit seinem klugen Zottelhund „Wasser". Willy schnellt von seinem Sitze empor und eilt zum Stalle, um die Schafe hinauszulassen, die, sich dicht aneinander drängend und eine Staubwolke aufwirbelnd, eilig den Deich hinaufrennen und sich der großen Herde anschließen. Wasser umkreist die letztere mit fröhlichem Geklaff. Sein Gesicht weist einen viel höheren Grad von Scharfsinn und Intelligenz auf wie dasjenige seines Herrn, des alten Schäfers Brandt, der stumpfsinnig und verdrossen hinterher humpelt und mit seinem Hund wie mit einem Kollegen spricht. Ohne Zweifel verstand auch Wasser jedes Wort seines Herrn.

Jetzt auf zum Glober — dem fetten Weideland, das sich als Gemeindeeigentum stundenweit zwischen dem Deich und der Elbe erstreckt und das belebt ist von unzähligen Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Gänsen und Enten. Da warf sich der Knabe — meistens nur angethan mit Hemd, Hose und einem alten Strohhut — ins schwellende, blumige Gras und ließ seine Blicke auf der weiten Landschaft und ihrer wechselnden Staffage ruhen. Vorzugsweise fesselte sein Malerauge der breite Elbstrom mit seinen gewaltigen Sandbänken, die jedes Jahr sich veränderten, weil die Flut beständig an der mecklenburgischen Seite Land abriß und es am hannoverischen Ufer wieder anfügte. Da saßen dann die großen Oberländer Kahne mit ihrem malerischen Haushalt oft wochenlang fest, bis die in Böhmen niederfallenden Regengüsse ein Anschwellen des Wassers verursachten und sie aus ihrer Haft erlösten. Die zu Brackede gehörenden Kühe, mehr als hundert an Zahl, standen bis an den Bauch im feuchten Element und peitschten mit den Schweifen die Fliegen fort. Ab und zu ward ein Pferd eingefangen oder in die Tränke geritten. Am Himmel weiße im blauen Aether verschwimmende Lämmerwolken.





Am Glober.

Willy blieb selten allein. Sein treuer Gefährte Pollo, der inzwischen bei dem Austreiben des Viehes mitthätig gewesen, kam laut bellend herangesaust und lagerte sich neben ihm. Die Anhänglichkeit des Hundes an Willy hatte ihren Grund darin, daß der letztere das Tier weit freundlicher behandelte als die übrigen Hausgenossen es thaten. Der Bauer ist ein Stück verkörperter Prosa, ein Stück verkörperter Nützlichkeitstheorie, und kümmert sich deshalb nicht viel um das Hundevolk, bringt vielmehr nur seinen Ochsen, Kühen, Kälbern und Schweinen Sympathien entgegen.

In dem Erdreich der großen Sandbänke fanden Willy und seine Gefährten — eine Horde strohköpfiger, halbwilder Bauernjungen — oft die Spuren eines Fuchses, der hier den Fischen nachgestellt, und sie verfolgten diese Spuren nach Art der Indianer durch Bruchland und Wiese bis jenseits des Deiches, wo man endlich den Bau auffand, meistens in der Ecke eines Kornfeldes an einer pittoresken grünen Abdachung gelegen. Willy, als der Hauptmann der halbcivilisierten jugendlichen Zigeunerbande, leitete das schwierige Unternehmen, Meister Reinekes habhaft 'zu werden. Der Hauptstollen, kenntlich durch zahlreiche, vor seinem Eingang aufgehäufte Knochen und Grätenreste, ward umstellt, ebenso die Nebenausgänge. Vor jedem Ausgang wurden zwei mit Knütteln bewaffnete Jungen postiert — die übrigen mußten aus dem nächsten Graben Wasser herbeitragen und dasselbe in alle Schlupflöcher gießen, bis der ganze Bau unter Wasser stand! Ehe solches aber geschehen, hatte sich Meister Reineke, schlauer als seine Gegner, in der Regel durch irgend einen verborgenen Notausgang, den man erst später in einem Kornfelde auffand, mit seinen teuren Angehörigen in Sicherheit gebracht. Ein Rätsel blieb es freilich immer für die Knaben, wie der Fuchs es eigentlich anstellte, um der Fische

habhaft zu werden. Sollte es doch wahr sein, daß er zu diesem Zweck seinen Schwanz ins Wasser tauchte und die Fische daran anbeißen ließ? Lagen doch vor den Fuchsbauen die Reste von 1—1½ Fuß langen Fischen!

Bei gelegentlichen Streifereien an den Elbstrom und im Revier der jenseits desselben gelegenen, 60—100 Meter hohen Vierberge fanden Willy und seine Kameraden häufig beim Aufwühlen des Sandes der Abhänge größere und kleinere verrostete Kugeln, aus der Zeit der napoleonischen Kriege herrührend, als die Franzosen und Russen von den beiden Elbufern aus sich gegenseitig beschossen.

Stieg die Sonne höher, so nahm man vom Strande einer Sandbank aus ein erfrischendes Bad, oder angelte, in einen halb mit Wasser gefüllten Klotzkahn steigend, in dem hinter dem Deich gelegenen See, einem stillen, träumerischen Wasser, das nur ab und zu von einem aufspringenden Hecht belebt wurde.

Gegen zwölf Uhr in das Dorf zurückkehrend nahm der junge Ferienkolonist unter dem großelterlichen Dache ein ebenso reichliches wie nahrhaftes Mittagsmahl ein, das ihn zu neuen ausgedehnten Streifzügen stärkte und kräftigte. Der Schattenkühle wegen ward zu dieser Tageszeit mit Vorliebe das Buschdickicht zwischen Deich und Fluß aufgesucht. Hier hielt der Knabe entweder unter einem knorrigen Eichbaum mit halboffenen Augen Siesta, oder sammelte eifrig Brombeeren, aus denen die Großmutter ein prächtiges Mus, welches zu Pfannkuchen gegessen wurde, zu bereiten verstand. Neigte sich die Sonne tiefer, so begann in dem Baum- und Pflanzengewirr ein seltsames Leben und Regen gefiederter Gäste. Ganze Wolken von Staren, Meisen und Sperlingen ließen sich in dem Laubwerk nieder, um in demselben zu nächtigen. Da kroch Willy dann gern unter einen Ast und hörte zu, wie sich die Vögel unter lautem Geschwatz und Geschnatter die Tagesneuigkeiten erzählten. An den Buschwald stieß ein sumpfiges Wiesenland voll von Wassertümpeln, die überwuchert waren von Binsen, Wasserpest und Seerosen. Hier hausten Hunderte von Wildenten und Legionen von Fröschen, welch letztere, sobald das Gezwitscher der Spatzen und Sprehen geendet, nun ihrerseits ein lautschallendes Konzert zum besten gaben — ein Konzert mit Vorsänger, Solisten und Chorpersonal.

Des Abends bildete das Nachhausekommen des Viehes und Geflügels für Willy stets ein unterhaltendes Schauspiel. Um von dem oben beschriebenen Glober wieder ins Dorf zu gelangen, mußten die Tiere den Deich passieren und alsdann in die nach ihren respektiven Gehöften hinunter führenden, schmalen Wege — in jener Gegend Twieten genannt — einbiegen. Am frühesten traten die Schweine ihren Rückmarsch an; sie kamen gewöhnlich schon des Nachmittags im vollen Galopp herangesprengt und stürmten jedesmal, ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen, in die richtige Twiete hinein. In feierlich-abgemessener Prozession folgten ihnen etwa eine halbe Stunde später die Gänse und Enten. Sie stiegen zwischen den Weidenbäumen den grünen Deichabhang hinauf und kamen langsam, eine hinter der andern, beständig wispernd und schnatternd, durch den Zaun durchkriechend in den Hof gewatschelt. Alsdann erschienen die Schafe — auch sie fanden ihre Twiete ganz allein auf und sonderten sich in dem Moment, wo sie dieselbe erreicht hatten, von der allgemeinen Herde ab. Den Beschluß machten die Kühe, welche in einer bestimmten Reihenfolge den Deich entlang zogen und vor ihrer Twiete erst eine Weile stehen blieben, um sich zu vergewissern, ob sie auch die richtige getroffen. Die beregte Reihenfolge wurde so genau innegehalten, daß die erste Kuh

ausnahmslos die erste und die fünfundsiebzigste stets die fünfundsiebzigste blieb — wollte sich eine vordrängen, ward sie von den Kolleginnen unerbittlich in ihre Schranken zurückgewiesen. Während des Vorbeimarsches der Kühe saßen die Bauern mit ihren Knechten und Mägden auf dem Deich und wurden nicht müde, über das Aussehen und die Eigenschaften der Wiederkäuer miteinander ihre Bemerkungen auszutauschen. Sie kannten alle Tiere der Herde nach ihren Namen: da hieß eine Thulk, eine andre Bläß, eine dritte Rotbunte, eine vierte Wittbunte, eine fünfte Prinzeß u. s. w. Nach ihrer Heimkehr versammelten sich die Kühe auf dem Hof bei den Scheunen, wo sie gemolken wurden.



Hatte der Knabe mit den Großeltern ein „deftiges" Abendessen eingenommen, so begab er sich in die Gesindestube, um noch ein Stündchen mit dem Dienstpersonal zu verplaudern. Die Gentlemen und Ladies der Viehställe und Scheunen hatten dann erst ihr Souper begonnen. Sie saßen in bunter Reihe an einem langen, durch Alter und Rauch braun gewordenen Holztisch und tunkten gemeinsam ihre hölzernen Löffel in eine große Schüssel mit saurer Milch ein, in welche kleingeschnittenes Schwarzbrot gestreut. Oder es stand auf dem Tische eine gigantische Pfanne mit Bratkartoffeln und Klößen, accompagniert von Speck und Zwiebeln. Der Großknecht mußte das Brot schneiden und einem jeden sein Teil geben. Im Hause von Willys Urgroß- und Großeltern herrschte bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten des Gesindes die größte Ordnung und Sauberkeit: Jeder bekam Teller, Löffel, Messer und Gabel blitzblank vor sich hingestellt. Bei den übrigen Bauern des Dorfes dagegen ging es in dieser Beziehung weit urwüchsiger her — da leckten die Knechte und Mägde ihre Löffel u. s. w. nur ab und steckten sie zum Besten der Fliegen an einen Lederriemen am Fenster. In diesem Riemen hatte jeder eine bestimmte Stelle zum Einschieben seines Eßgeräts.

Bei Bauernhochzeiten war es übrigens früher in Brackede Sitte, daß jeder Gast seinen Löffel selber mitbrachte, und zwar im Hut.

Besonders interessant und lehrreich war für den angehenden Maler die Unterhaltung der Knechte und Mägde — zwar etwas reichlich realistisch und en plein air, aber auch voller Volkswitze im Genre des Till Eulenspiegel, dessen Thaten und diejenigen des sogenannten Isern Hinnerk noch jetzt als unerschöpfliche Fundgrube derber Späße verwertet werden.



Unser kleiner Wildfang zählte sechs Jahr, als er während eines Sommers, den er in Brackede verlebte, von der ehrgeizigen Idee gefoltert wurde, sich zum Schweinehirten auszubilden. Man willfahrte seinem Wunsche und bestimmte

einen Tag, an welchem er sein Probestück in dieser homerischen Kunst ablegen sollte. Er bekam eine Tasche umgehängt, in der ein Quantum Eier, Brot und Wurst, sowie eine Flasche Milch enthalten, und barfuß machte er sich bei herrlichem Wetter mit seinen grunzenden Pflegebefohlenen auf den Weg. Bald begann der Knabe sich bei seiner Beschäftigung zu langweilen, denn die Borstentiere fraßen sich langsam und verständig, ohne seiner Aufsicht zu bedürfen, den grasigen Rand des Weges entlang. Das Hirn eines Knaben, der auf Unterhaltung und Zerstreuung erpicht, heckt die seltsamsten Späße aus. Willy beschloß, den Schweinen einen plötzlichen Schreck einzujagen. Als rechts ein Kornfeld auftauchte, schlich er sich, ohne daß es die Tiere merkten, um dasselbe herum an das andre Ende, lagerte sich dort in das Korn und wartete auf das Erscheinen der Vierfüßler. Bald hörte er auch die letzteren langsam herangrasen. Sobald ihre Rüssel vor ihm wieder sichtbar wurden, sprang er mit einem gewaltigen Satz, zu gleicher Zeit das Bellen eines Hundes nachahmend, hervor. Die Schweine stoben ventre à terre davon, als sei eine Rakete unter sie gefahren — in rasender Eile, vor Angst laut grunzend und quiekend, rannten sie heimwärts; ihr kleiner Hirt, der sie vergebens einzuholen suchte, hinter ihnen her. Der Großvater stand gerade auf dem Hof und ordnete das an der Wand hängende Pferdegeschirr, als die Säue herantobten, dreimal — so sehr waren sie im Schuß — den Hof umkreisten und den Alten fast umwarfen.



Aquarellstudie von Schwester Emma im Grünen.



„Jä, wat is denn daar los?“ rief der letztere betroffen.

Die Aufklärung über das Geschehene gab ihm sein Enkel, der erst einige Minuten später atemlos auf dem Hofe anlangte, und zwar mit völlig leerer Tasche, denn deren sämtlicher Inhalt war bei dem schnellen Laufe herausgeflogen. — Willy mußte sich nach diesem Mißerfolg an den bitteren Gedanken gewöhnen, daß es ihm nun einmal nicht gegeben sei, in der Kunst des Schweinehütens Lorbeeren zu erringen.

Neben Porths wohnte eine Frau, die sich durch die Schandthaten der Knaben nie aus ihrem Gleichmut bringen ließ. Sie war von Natur sanft und auch ihre ganze Familie, Mann und Kinder, hatte dieselbe Gemütsart — da gab's kein böses Wort im Hause, keine Meinungsverschiedenheit, keinen Streit. Einmal hörte Großmutter Porth von ihrem Pflaumengarten aus die sanfte Frau milde ausrufen:

„Ach, du höchster Gott, hett mi de Jung arl de Wull in de Honnigtun'n steken!"

Der Junge war natürlich Willy.

Ein andres Mal beobachtete unser kleiner Held in eigener Person die Nachbarin, wie sie ihrem Hund Ami wegen seines liederlichen Lebenswandels und wegen seiner thörichten Streiche Vorwürfe machte. Der Hund saß steif vor ihr auf den Hinterbeinen und hielt den Kopf schief, sie aufmerksam angrinsend.

„Ami," sagte sie mit halb singender Stimme, „du mußt de groote fette Söög*) nich biten! De ool scheddrige**) Söög, de kannst du wol biten!"

Zu Willys Jugendfreunden gehörte auch Phylax, der Vorgänger von Ami, ein kleiner kurzbeiniger Kerl von Hund, der um alles in der Welt keine Handwerksburschen leiden konnte und sie unerbittlich, gemeinsam mit den andern Dorfkötern, bis an die Grenze des Dorfes brachte, bellend und schimpfend über die frechen Eindringlinge, welche die Hunde natürlich auch immer mit Stöcken und Steinen ärgerten und in Wut versetzten. Noch eine halbe Stunde nachher, wenn er lange schon auf der Breitseite im warmen Sonnenschein vor der Thür lag, gedachte Phylax wohl der unverschämten Kerle, denn sein mißfälliges Wuff und Gegrummel stieg noch ab und zu in die Kehle, bis er einschlief und von guten eßbaren Dingen träumte.

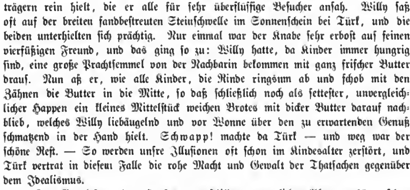
Phylax hatte eines Tages, da es gesalzene Heringe mit Pellkartoffeln gab, alle Gräten verschlungen und einen schauderhaften Durst bekommen. Nun machte er mit Willy einen kleinen Spaziergang in den Glober, um das Jungvieh zu besehen, und lief dann an die nahe Elbe zum Trinken. Er soff so lange und so viel, daß Willy glaubte, er müsse platzen, und trottelte dann befriedigt zurück. Kaum dreißig Schritt vom Wasser bedenkt er sich, hält an, guckt über die Schulter und marschiert wieder hin, um zu saufen — dann macht er sich abermals auf den Weg zu Willy. Aber von neuem reizt ihn der Heringsgeschmack, er bleibt unterwegs wieder unschlüssig stehen, kratzt sich hinter den Ohren, hält ein Ohr schief mit dem Kopf in die Höhe und trabt zum drittenmal an die Elbe, um zu saufen. So fährt er fort, bis ihm faktisch der Bauch bei seinen kurzen Beinen am Boden nachschleift, trotzdem kann er sich aber noch für eine geraume Zeit nicht von dem verlockenden Naß der Elbe trennen.

Mit ausnahmslos allen Dorfkötern stand übrigens Willy auf du und du; mochten sie noch so weltverdrossen und rabiat sein, stets begrüßten sie ihn, wenn sie seiner ansichtig wurden, mit dem verbindlichsten Schweifwedeln. Ein ganz besonderer Freund Willys war Türk, der bei einem reichen Bauern, einem Nachbarn der Großeltern, wohnte und würdevoll dessen Haus

*) Sau.
**) Unansehnlich.







von Handwerksburschen, Schornsteinfegern, Hausierern, Viehhändlern und Briefträgern rein hielt, die er alle für sehr überflüssige Besucher ansah. Willy saß oft auf der breiten sandbestreuten Steinschwelle im Sonnenschein bei Türk, und die beiden unterhielten sich prächtig. Nur einmal war der Knabe sehr erbost auf seinen vierfüßigen Freund, und das ging so zu: Willy hatte, da Kinder immer hungrig sind, eine große Prachtsemmel von der Nachbarin bekommen mit ganz frischer Butter drauf. Nun aß er, wie alle Kinder, die Rinde ringsum ab und schob mit den Zähnen die Butter in die Mitte, so daß schließlich noch als fettester, unvergleichlicher Happen ein kleines Mittelstück weichen Brotes mit dicker Butter darauf nachblieb, welches Willy liebäugelnd und vor Wonne über den zu erwartenden Genuß schmatzend in der Hand hielt. Schwapp! machte da Türk — und weg war der schöne Rest. — So werden unsre Illusionen oft schon im Kindesalter zerstört, und Türk vertrat in diesem Falle die rohe Macht und Gewalt der Thatsachen gegenüber dem Idealismus.

Zur Gerechtsame des Hauses von Willys mütterlichen Ahnen gehörte schon seit Generationen (vielleicht schon seit des verschollenen Charon Zeiten) der Betrieb der das hannoverische mit dem mecklenburgischen Ufer verbindenden Elbfähre. Diesen Betrieb besorgte ein alter Fährknecht, der sich den Tag über, gewärtig des Winkes oder Rufes der Fahrgäste, in einem von Weidengestrüpp umwucherten Blockhause am Elbufer aufhielt, aber bei Anbruch der Dunkelheit, falls er nicht zum Ueberſetzen in einer späteren Stunde bestellt war, eine im Garten des großelterlichen Gehöfts stehende morsche, halbverfallene Strohhütte aufzusuchen pflegte, um daselbst sich zur Ruhe zu betten, unbekümmert um die Flöhe und Spinnen, welche allnächtlich auf seinem Körper ihre Evolutionen und Manöver vollführten. In dem vorerwähnten Blockhause warteten bei Regenwetter die Bauern, Bäuerinnen, Handwerksburschen und Kinder auf die Rückkehr des Fährmannes, wenn derselbe sich am andern Elbufer befand. Sonst, wenn das Wetter schön, lagerte man sich im Gras und Busch. Manche Stunden, ja oft ganze Tage, verträumte Willy in der Umgebung des Blockhauses, mit dem alten, seine Pfeife schmauchenden, niemals aus seinem Dorf herausgekommenen Fährmann tiefsinnig über Politik, Wetter und Menschen schwatzend und klönend, bis von drüben, vom fernen Ausland Mecklenburg her, ein Wanderer sein „Hal över!“ den Winden zur Besorgung übergab. Alsdann stach der Ferge, seinen kleinen Freund mit sich nehmend, sofort in See. Zuvörderst ging es an einer langen Sandbank stromaufwärts, durch stille Ecken des Flusses, wo allerlei angetriebenes Holz, Stroh und weißgelber Schaum im Kreise herumschwamm — erst wenn diese Sandbank umschifft, ward das Fahrzeug vermittelst der knarrenden, grobgearbeiteten Ruder schräg über die Elbe gelenkt, derart, daß es vom Strom rasch abwärts getrieben wurde. Häufig kam man an großen, sanft flußabwärts gleitenden Oberländer Kähnen, deren Segel sich im Winde blähten, vorbei — von ihrem Bord ertönten übers Wasser herüber fröhliche Zurufe. Auf dem Deck eines solchen Kahnes zeigte sich immer ein behagliches Familienbild. Am Steuer der Mann, in Hemdärmeln und mit der kurzen Pfeife, dem „Nasenwärmer“, im Munde. An der Thür der Küche lehnte die Frau, die Bratpfanne in der Hand, das Antlitz von dem glimmenden



Herdfeuer gerötet. Blumengerank an der Kajüte. Kinder sonnten sich, auf dem Bauch oder Rücken liegend, oder belustigten sich damit, ein an einem Bindfaden angebundenes Brettchen mit Segel im Wasser nachschwimmen zu lassen. Zwischen den Blumenstöcken zeigte sich eine träge ausgestreckte Katze, während ein munterer Spitz eifrig bellend auf dem Schiff hin und her lief. Hinter dem Fahrzeug trieb ein kleiner angebundener Kahn. So zog dieses gemütliche Familienglück einsam und sorglos durch die Welt — selbst durch die gelegentliche Strandung an einer Sandbank, wo man oft wochenlang festsaß, nicht getrübt oder erschüttert.

Drüben am mecklenburgischen sandigen Ufer saßen dann, die im Städtchen Boizenburg eingekauften Herrlichkeiten neben sich, der seiner Pfeife lange blaue Dampfringel entlockende Bauer, oder die mit ihren besten Kleidern angethane Bäuerin, denen Boizenburg stets im Lichte eines kleinen Paris erschien. Ab und zu fuhr man auch dem täglich einmal von Hamburg nach Dömitz vorbeirauschenden Dampfer entgegen, sobald derselbe eine Flagge am Bug hißte, als Zeichen für die Fähre, daß Passagiere oder Waren in Empfang zu nehmen seien. So vollzog sich auch stets Willys Ankunft, wenn es aus der Enge seines väterlichen Hauses nach Brackede in die goldene Freiheit ging, und so kamen und gingen auch die zahlreichen Korbsendungen zwischen Hamburg und Brackede, durch welche Kolonialwaren, frisches Fleisch und Seefische gegen die Produkte der Bauernwirtschaften: Erbsen, Bohnen, Früchte, Schinken und Würste, umgetauscht wurden.

Da, wie wir erfahren, unser junger Freund darauf hatte verzichten müssen, sich für den Stand eines Schweinehirten auszubilden, so hatte er allmählich begonnen, einen andern Lebensberuf ins Auge zu fassen, nämlich denjenigen eines Fährknechts. Das Dasein eines solchen betrachtete er als den Gipfel irdischen Glückes und seine wonnigsten Träume waren diejenigen, in denen er sich als Fährmann auf der Elbe herumgondeln sah.

In große Erregung versetzte die Einwohnerschaft Brackedes jedesmal das Heranziehen eines Gewitters. Brach ein solches los, so pflegte man sich stets ganz in die Nähe der Hausthür zu setzen und des Nachts eilig aufzustehen, um sofort, wenn ein Blitzstrahl ins Haus fuhr, ins Freie entfliehen zu können. Denn die Dächer waren sämtlich mit Stroh gedeckt, und hätte der Blitz ein Dach getroffen, so würden die das Stroh festhaltenden Weidenruten im Nu lichterloh gebrannt und ebenso rasch auch die übrige Bedachung in Flammen gesetzt haben. In einem derartigen Falle schießt dann die ganze Masse brennenden Strohes nach allen vier Seiten auseinander, gleichsam einen glühenden Ofen rund um das Haus bildend, so daß den Bewohnern, wenn sie nicht rechtzeitig geflohen, die Rettung vollständig abgeschnitten.

An den heißen Tagen des Hochsommers ballten sich in der Regel nachmittags dunkle Wolkenmassen über der Elbniederung zusammen und entluden sich unter Blitz und Donner. Dann konnten unsre beiden hamburger Jungen von der hochgelegenen Wohnung der Großeltern aus es oft weit im Lande an sechs bis acht Stellen brennen sehen. Da mag wohl auch häufig nicht der Blitz, sondern die Hand des betreffenden Hausbesitzers den Brand veranlaßt haben, um die Versicherungssumme für die Baulichkeit ausbezahlt zu erhalten. Wie kann man bei einem Gewitter nachweisen, daß es nicht der Blitz gewesen, der gezündet?

Zu den älteren Freunden Willys in Brackede gehörte auch ein wohlhabender Gutsbesitzer

Namens Ebeling, ein dicker jovialer Herr mit blauer Brille, von der violettschimmernde Lichter über die rote, formlose Nase flogen und Willys Malergemüt erfreuten. Auf dem Kopfe trug Ebeling im Sommer wie im Winter ein Samtkäppchen, verziert mit hübschen seidenen Schnörkeln, und da er beständig aus einer langen Pfeife paffte und alle fünf oder zehn Minuten eine Prise nahm, so hing unter dem violetten Nasenungetüm in dem grauen Bart ewig eine schwarze Schnupftabakniederlage. Seine Gattin, eine kleine, lebendige, vielgeschäftige Frau, hatte ihn mit drei Söhnen und einer schönen Tochter beschenkt, welch letztere flott Klavier spielte. Ebelings waren keine Bauern, sondern gebildete, unter sich hochdeutsch sprechende Leute, nach Art der nordamerikanischen Farmer. Papa Ebeling liebte es sehr, sich von Willy etwas vorplaudern zu lassen, trotzdem er dessen Geschichten niemals Glauben schenkte, ihn vielmehr wegen seiner vermeintlichen Windbeuteleien nie anders als den „Windhund" nannte. Diese Benennung stand nun freilich zu dem runden, vollen, wohlgenährten Aussehen Willys, der bei seinen Kameraden den Spitznamen „der Dicke" führte, im schroffsten Gegensatz. Die Fülle der Körperformen, welche unser Held schon von Kindheit an aufwies, war ein Erbteil seiner Mutter, da sein Vater niemals das geringste Talent zum Fettwerden an den Tag legte.



Papa Ebeling.

Die Familien Porth, Ebeling und diejenige des Pastors in Radegast — dem Nachbardorf, in welchem die Kirche steht — galten weit in der Runde als die Honoratioren der Gegend und vereinigten sich dann und wann zu einem solennen Kaffeeklatsch.

Wie alle Seelsorger auf dem Lande besaß auch der eben erwähnte Pastor außer einem auf der Universität befindlichen Sohne ein ganzes Nest blühender bildhübscher Töchter. Das Pastorat, ganz umrankt von wildem Wein, lag inmitten eines obstreichen Gartens, in dessen Gängen sich Willy, wenn er zum Besuch der Familie gekommen, oft mit der jungen Welt in fröhlichen Gesellschaftsspielen herumtummelte, während der Pastor, die lange Pfeife im Munde, in seinem Zimmer auf und ab ging, seine Predigt ausarbeitend und memorierend, bei welcher Beschäftigung er dann und wann durch das Blätterwerk vor dem Fenster lugte und der lustigen, sich unten herumjagenden Bande freundlich zunickte.



Als seinen treuesten Anhänger und Verehrer in Brackede durfte Willy einen armen, von der Natur recht stiefmütterlich behandelten, aber dessenungeachtet kreuzfidelen und von dem urwüchsigsten Humor beseelten Holzpantoffelmacher und Löffel-




Heinrich Basedow in Brackede.

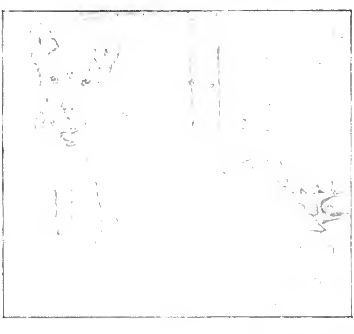
schnitzer betrachten. Er hieß Heinrich Basedow und bewohnte eine baufällige, verräucherte Kathe am Ende des Dorfes. Da eins seiner Beine kürzer ausgefallen als das andre, so steckte sein rechter Fuß in einem hohen Holzpantoffel, während er den linken bloß trug. Als Willy 1891 Brackede wieder besuchte, fand er den lustigen Löffelschnitzer noch ebenso unverändert vor und derselbe geleitete ihn, glückselig nebenher humpelnd, bis nach Boizenburg.

„Junge — Willi," sagte er, „süh, du büst ja nu en Stadtminsch un ik bün man bloß 'n ohlen dummen Buurn — süh abers, dat freit mi ganz unbännig, dat du goar nich stolt worn büst un mit son ohlen dummen Kerl noch snacken magst. Du kummst je nu mit arl der riken un kloken Lüd tosam'n, mit Herzögen un Fürsten, un wat wet ik — un denn is dat doch nett, dat du din ohle Frünn nich vergitst. Ik segg ‚du' to di, Willi, dat kann ik nich anners, dat bün 'k so gewennt, un du büst je so'n Kirl, de dat ok nich övel nimmt. Nu, segg mal, Minsch, wenn du nu bi so'n Herzog sittst, watt snackt jü denn tosam'n — dat sünd jewoll ganz orndliche Lüüd? — Na, du warst woll mit jüm klar! Du weest woll meist mehr as uns Scholmeister un de Paster tosam'n! Junge, Junge, dat heff ik abers jümmers segt, lütt Willi Allers ut Hamborg is'n Deubelskerl, de kummt dör de Welt, un nu büst du so'n richtigen rechten Künstler worn! Wo is't minschenmöglich mit'n enfachen Blisticken so'n ohl Minsch as de ohl dicke Gruben, un de Hunn in Dörp, un de



ganze Welt mit de Sünn, de Wolken un Vagels un Böm op't Poppier to malen! Un denn sprikst du noch mit so'n ollen Buurn as ik bün!" —

Als Willy erwachsen und sich mehr in der Welt umgeschaut, blieben ihm freilich auch die Schattenseiten des Dorflebens in den Elbmarschen nicht länger verborgen. Wie eintönig, wie anregungs- und reizlos verstreicht dort der Winter! Bis acht, spätestens bis halb neun Uhr abends spinnen noch die Mägde in der Spinnstube und die Knechte, gleichfalls unter sich, erzählen sich bis um diese Zeit Geschichten voll derb-realistischer Prosa. Dann liegt aber, wenn Selene nicht gerade ihren Silberschein herniedersendet, das ganze Dorf so still, tot, öde und dunkel da, wie das Innere einer ägyptischen Pyramide. Und ferner der Mangel an geistiger Anregung, der geringe Kulturfortschritt in diesen Dörfern! Man lebt in ihnen jetzt noch fast genau so, wie zur Zeit der Bekehrung Wittekinds, weiß kaum etwas von Litteratur, Kunst und Wissenschaft, von Erfindungen und Entdeckungen. Höchstens zeigt sich hin und wieder eine Dreschmaschine, und die Erfindung der Buchdruckerkunst wird durch eine Nummer der „Lüneburger Zeitung" dokumentiert. Ob Schiller und Goethe gelebt, ob Mozart und Beethoven unsterbliche Opern und Symphonien komponiert, ob Raphael mit seinem Pinsel die idealsten Madonnengestalten geschaffen, ob Baedeker neue Sterne für seine Reisehandbücher entdeckt, ob Livingstone und Stanley uns den dunklen Erdteil Afrika erschlossen — das ist alles dem Bauer Salami. Hätte sich Willy um sechs Jahrhunderte in der Zeitrechnung zurückversetzen können, er würde zwischen den Zuständen von damals und jetzt gerade keinen großen Unterschied gefunden haben. Man darf freilich nicht außer acht lassen, daß das Bauernleben unvereinbar mit der Pflege geistiger Interessen. Nicht bloß für den Knecht oder Tagelöhner, sondern auch für den Großbauern gibt es Tag für Tag schwere Arbeit und als willkommenste Erholung winkt ihnen, wenn der Abend hereingebrochen, der Schlummer. Ist das Haar des Bauern weiß geworden und hat seine Leistungsfähigkeit aufgehört, so kommt er auf Altenteil — seine erwachsenen Kinder behandeln ihn dann wenig rücksichtsvoll, vielmehr mit ausgesuchter Flegelhaftigkeit, tyrannisieren ihn und lassen ihn bei jeder Gelegenheit fühlen, daß man



ihn nur als eine unnütze Last betrachtet. Jeder Bissen wird ihm nachgezählt und die Mienen seiner Umgebung scheinen ihm beständig, wie Franz Moor, zu sagen: „Willst du denn ewig leben?" Solcher Denkungs- und Sinnesart begegnete Willy, mit nur wenigen rühmlichen Ausnahmen, überall bei den Bauern. Da machen es doch die Südsee-Insulaner besser, die ihre Alten nicht jahrelang mit Blicken und Worten foltern und quälen, sondern sie ohne weiteres totschlagen und aufessen!

Mit dem Mangel aller und jeder kindlichen Pietät gegen die betagten Eltern bei den Bauern steht es im Einklang, daß man, wenn die ersteren erkranken, nur widerwillig den Doktor holt, nur widerwillig ihnen Medizin zukommen läßt — das kostet ja alles Geld! Die Aerzte ihrerseits haben die Gewohnheit, immer riesige Flaschen voll Medizin zu verschreiben, da die Landleute sonst glauben würden, zu wenig für ihr Geld zu erhalten. Der Rest der Medizin wird oft sorgfältig aufbewahrt und wenn jemand von neuem erkrankt, so heißt es: „Trina, ga mal an't Schapp*) in de Slapkamer, da steiht noch de Medizin vun de sel'ge Grootmoder!" Daß es verschiedene Krankheiten gibt und daß für jede eine besondere Medizin nötig, will den Bauern nie so recht einleuchten.

Als Willys Großmama krank wurde und starb, saß seine Mutter Tag und Nacht an ihrem Lager und pflegte sie mit der hingebendsten Sorgfalt. Eine Bauersfrau, die ins Haus kam, konnte ihr Erstaunen hierüber nicht verhehlen und äußerte ganz naiv, daß man ja auf solche Weise der Kranken nur das Leben verlängere, was doch ganz unnötig sei! Diese Aeußerung der Bäuerin entsprach nur allzusehr der allgemeinen, unter dem Landvolk herrschenden Anschauung von der Ueberflüssigkeit der alten Leute. —

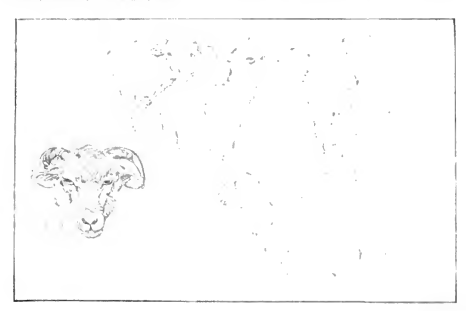
Häufig besuchte der Knabe von Bracede aus das am Elbufer gelegene, bereits oben erwähnte Bleckede sowie das Städtchen Boizenburg am jenseitigen Stromufer.

Auch an Bleckede knüpft sich für unsren Willy manche schöne, reizvolle Jugenderinnerung. Zehnmal größer und stattlicher als Bracede wird der Flecken durch fettes Wiesenland und ausgedehnte Obstgärten vom Flusse getrennt. Die Straßen Bleckedes sehen wie alle Straßen in solchen kleinen Nestern aus. Meist erblickt man rechts und links nur alte, aber gänzlich stillose Häuschen, oft umwuchert von Wein und Rosen, um auf diese Weise sowohl der praktischen wie der gemütlichen Seite des Lebens Rechnung zu tragen. Das Straßenpflaster spottet jeder Beschreibung: man hat sorgfältig die spitzesten und kleinsten Pflastersteine ausgesucht und auf die Hochkante gestellt. Wehe dem Wanderer, der hier mit dünnsohligen

*) Schublade.

Stiefeln einherschreitet — er empfängt einen Vorgeschmack der Schrecknisse von Dantes Hölle! Vor den Thüren überall grün angestrichene Bänke, auf denen sich die Hausbewohner während der Abendstunden niederlassen. In jedem Hause hat man auch eine kleine Diele (Hausflur), sauber mit Sand bestreut, sowie eine sogenannte beste Stube, die höchst ungemütlich und frostig wirkt, weil sie voll unbehaglich schöner Möbel, denen man sofort ansieht, daß sie selten oder nie benutzt werden. Auf den harten, gepolsterten Sofas dieser Staatszimmer liegen geschmacklose Antimacassars, die einem beständig auf dem Rücken hängen bleiben oder zusammengeknäuelt sich in die Ecken klemmen: An den Wänden hängen fürchterlich langweilige Familienporträts oder bunte Lithographien der Schlachten von Solferino und Königgrätz, auf denen die fabelhaft großen Wolken weißen Pulverdampfes die Hauptsache. Es riecht hier alles so kellerartig, so unbewohnt! Einen desto traulicheren Eindruck machen indessen die übrigen Zimmer.

Ab und zu steht in der Straße ein rotbacksteinerner Neubau irgend eines Nestkrösus, der sein Vermögen im Holz-, Korn- oder Viehhandel erworben. Diese Neubauten, welche noch weit stilloser als ihre älteren und würdigeren Genossen, machen sich unter den letzteren in ähnlicher Weise breit wie ihre Besitzer unter ihren Mitbürgern. So ein Geldprotz aus einem kleinen Neste repräsentiert ein Zwitterding von Großstädter und Provinzialen — von beiden hat er sich nur die unsympathischen Eigenschaften, nicht ihre Vorzüge angeeignet. Hat er Töchter, so verleugnen dieselben trotz ihres Firnis von Pensionsbildung doch niemals ihre Abstammung und trommeln mit ihren dicken roten Händen auf dem Piano Chopin, Mendelssohn und Thalberg mit der ganzen Seelenlosigkeit eines Drehklaviers ab. Es ist der Fluch aller ungebildeten Glückspilze, daß sie weder in ihr kleines Nest noch in die Großstadt passen. Welch lächerliche Rolle spielen solche Leute in Berlin oder Hamburg — das moderne Lustspiel, die moderne Posse hat sie ja mit Vorliebe zu den ergötzlichsten Figuren verwandt. In Bleckede gab es glücklicherweise nicht viele von diesen Leuten — sie sind vorwiegend in den reichen Marschländern Holsteins zu finden.





Hie und da zeigt sich in den Straßen Bleckedes auch eine Scheune mit einem Düngerhaufen zwischen den Häusern. Weiter nach draußen zu wird's immer ländlicher, die Vorgärten und Scheunen mehren sich, bis die Wiesen mit ihrer Staffage von Gänseherden beginnen. Um die Kirche zieht sich ein freier Platz, teilweise mit hohen Bäumen bewachsen, teilweise als Spielplatz für die Knaben und Mädchen dienend, welchen in der nebenbei gelegenen Schule des Kantors in Güte oder auf handgreifliche Weise, je nachdem es erforderlich, die Anfangsgründe der Bildung beigebracht werden. Auf demjenigen Teile des Platzes, welcher sich der oben erwähnten Steinpflasterung erfreut, wird der Wochenmarkt abgehalten. Von hier fährt auch täglich die Post ab mit gewaltigem Trara und Peitschenknall, als ginge es nach den Steppen der Kirgisen oder dem Himalayagebirge und nicht nach dem nur lumpige zwanzig und einige Kilometer entfernten Lüneburg. Der Abschied der Mitfahrenden von ihren Verwandten und Freunden gestaltet sich in der Regel so wortreich und rührend, daß er auch für eine Reise nach China oder Australien ausreichen könnte. „Na, schreib auch mal! Grüße Tante Therese und Onkel Möller und dann vergiß nicht zu Kantors zu gehen und ihnen zu sagen, daß wir nächste Woche ein Schwein schlachten und ihnen dann ein paar Würste schicken.“ Schmatzende Küsse, fließende Thränen, Tücherschwenken und Trompetengeschmetter des Postillons — dann poltert die schwerfällige Maschine mit klirrenden Fenstern über das holprige Pflaster. Auch die Apotheke und der Kolonialwarenladen liegen hier am Platz. In letzterem finden sich alle irdischen Bedürfnisse vorrätig, vom sauren Hering bis zur Sense, vom Tintenfaß bis zur Reitpeitsche. So ein Laden könnte ein Dutzend Robinson Crusoes stilgemäß ausrüsten. An den Fenstern stehen in Glasflaschen reizvolle Zuckerstangen und kräftig gefärbte, höchst urwüchsig aussehende Bonbons, umgeben von Murmeln und Kreiseln — alles Gegenstände, die von den Straßenjungen des Fleckens mit Blicken verzehrender Sehnsucht betrachtet werden.

Das Absteigequartier unsres Freundes in Bleckede war beim Kantor Gathmann, wo er sich wie zu Hause fühlte und auch von den Hausgenossen wie als zu ihnen gehörig angesehen wurde. Schon Mama Allers hatte in der Gathmannschen Familie ein Jahr verlebt, um sich dort feine Umgangsformen und gesellige Bildung, also gleichsam die letzte Politur, anzueignen. Wir wissen ja, daß sich die Porths von jeher als die Aristokraten von Brackede betrachteten — deshalb ließen sie auch keinen ihrer Söhne oder Töchter in die Welt treten, ohne dafür Sorge zu tragen, daß sie den Namen, welchen sie führten, auch würdig zu repräsentieren im stande.

Kantor Gathmann würde auch in einer großen Stadt zu den bedeutenderen Persönlichkeiten gezählt worden sein. Schon sein charakteristischer Kopf à la Julius Cäsar (wir kennen ja das Gesichtsprofil dieser historischen Persönlichkeit von den Meiningern her, die Cäsars Maske sehr getreu nachgebildet) mußte jedem, der ihn zum erstenmal sah, auffallen. Aber auch durch seine Geistesgaben und Talente ragte er weit über seine Standesgenossen hervor. Er war eine Natur wie Ludwig Uhland, voller Poesie und Naturfreude. Sehr musikalisch, von regem Geiste und im Besitz einer umfassenden Bildung, brachte er allem, was in der Welt vorging, das lebhafteste Interesse



entgegen. Er spielte mit Meisterschaft die Orgel, leitete seine Horde Jungen und Mädchen auf musikalischen Pfaden und predigte auch oft in der Kirche, wenn er den Pfarrer bei Krankheitsfällen zu vertreten hatte. Und wie packend und fesselnd wußte er zu erzählen, mit wie geistvollen Bemerkungen seine Reden auszustatten! Es war immer ein Fest für den Knaben, wenn er einen oder mehrere Tage im Gathmannschen Hause verleben durfte. Besonderes Vergnügen bereiteten ihm stets die *Obsternten* im Garten des Kantors, die mit einem Jubel und einer Fröhlichkeit begangen wurden wie die Weinlese am Rhein.

Häufig begleitete Willy den Kantor auf den Fischfang. Besagten Sport betrieb Gathmann mit Eifer und Leidenschaft und verrichtete auf diesem Gebiet wahre Heldenthaten. Stundenlang konnte man ihm zuhören, wenn er, meistens nach dem Abendessen, aus der sorgsam gestopften langen Pfeife mit ansteckendem Behagen qualmend, seine Fahrten und Abenteuer, die er beim Hechtfang erlebt, schilderte. Diese Schilderungen wußte er mit einem solchen Schwunge, einer so ausdrucksvollen Dramatik, einer so geschickten Steigerung der Effekte vorzutragen, daß man alles, was er erzählte, mitzuerleben meinte und man Landschaft und Stimmung aufs klarste vor Augen hatte. Er begann seinen Vortrag stets mit ganz leiser Stimme, gleichsam als wolle er den Hecht nicht aufregen und erschrecken, und legte in den weiteren Verlauf seiner Erzählung die treueste Naturwahrheit. Oft kam es vor, daß den Zuhörern vor gespannter Erwartung der Atem förmlich stockte, bis der Erzähler den Fisch glücklich binnenbords hatte.

„N' barbar'schen Hecht!“ schloß er dann immer und überließ es den Zuhörern, sich diese barbarische Größe selber auszumalen, was auch praktischer ist wie eine langweilige Pfundberechnung, die doch alle Phantasie ausschließt.

Wie romantisch waren die Fahrten in den Nebenläufen der Elbe, wenn man, im Klotzkahn sitzend, zwischen dichtem Weidengebüsch langsam dahintrieb und der Kantor seine Angel, an welcher ein toter Frosch befestigt, langsam an allen grünüberwachsenen Stellen, wo man den Hecht vermuten konnte, spielen ließ, diesem Bewohner des Tiefgrundes weismachend, daß ihm da eine lebensvolle, zappelnde Amphibie vor der Nase herumhüpfe. Schwapp, weg hatte der Hecht den Frosch und trollte sich nun mit ihm in ein weitentlegenes Versteck, um seine Beute unter Weidenwurzeln und Wasserrosen in Ruhe zu verzehren. Meister Hecht verlor sich oft so weit, daß die Bindfadenrolle an der Schottangel ganz ablief. Alsdann mußte man fünf Minuten und länger ruhig warten und hierauf pian piano dem Faden nachrudern, dabei denselben von dem Entengries, den Blättern und dem Wasserunkraut säubernd, bis man endlich, sich allen Windungen und Zickzacklinien des Hechtes anbequemend,



den unglücklichen Vielfraß erwischt hatte, der nun mit Mühe ins Boot gehißt ward, wo man ihm mit einem Holzscheit den Garaus machte.

Im Hause des Kantors führte man ein Leben voll Glück, Zufriedenheit und Behagen, umschwebt von einem Hauche der Poesie und des geistigen Vorwärtsstrebens. Niemand verließ das Heim der Familie, ohne den Eindruck mitzunehmen, daß hier echt deutsches, kerniges, fleißiges Bürgertum zu finden. Diesen Eindruck erhöhte und verstärkte noch die Persönlichkeit der Gattin des Kantors. Sie war eine liebe, gute, kleine Dame, die immer freundlich, immer sanft, immer thätig. —

Gegenüber von Bradede, am andern Ufer der Elbe, zwanzig Minuten von demselben entfernt, liegt das mecklenburgische Städtchen Boizenburg, wo, wie wir bereits erfahren, Willy ebenfalls häufig und gern weilte.

Durchwandert man die sauberen, breiten, gutgepflasterten Straßen Boizenburgs, so reibt man sich verwundert die Augen und glaubt zu träumen, denn eine Kleinstadt des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts in ihrer primitiven, aber netten und praktischen Architektur scheint hier plötzlich wieder vor uns aufzuerstehen. Da ist in der Bauart der Häuser so gar nichts vom modernen Baukastenstil des neunzehnten Jahrhunderts zu bemerken, daß man nicht erstaunen würde, wenn sich plötzlich vor uns die behäbigen Vorfahren in wallenden Allongeperücken und angethan mit weiten Pumphosen, Spitzenkragen und mit hochhackigen, vorn viereckigen breiten Schnallenschuhen zeigten, oder wenn, vor den Thüren sitzend, die Herren und Damen der Rokokozeit, gepudert und mit lang herabhängenden Zöpfen, auftauchten, die ersteren weiße Kalkpfeifen im Munde, die letzteren den kleinen „Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten“ nach den Weltbegebenheiten, Konzerten, litterarischen Produkten und Kriegszügen durchstudierend.

Die Trachten sind freilich jetzt andre geworden, aber geblieben ist die frühere Behaglichkeit, die frühere Selbstzufriedenheit, der früher patriarchalische Anstrich des Daseins. Abends wandeln, wie vor Jahrhunderten, die Kühe durch die Straßen, langsam und bedächtig wiederkäuend, und die Leute sitzen vor der Thür und unterhalten sich über das Vieh und die Welthändel wie Anno 1693 und Anno 1793. Nur statt des beregten kleinen Blättchens durchfliegt man die zweimal täglich erscheinenden großen papierreichen Blätter Hamburgs.

Rings um die Stadt zieht sich der alte Wallgraben, an dessen Ufer jetzt ein prächtiger Spazierweg mit hochragenden Linden- und Kastanienbäumen entlang führt, unter deren kühlem Schattendom man im Sommer gern rastet. An den Wallgraben stoßen die Häuser mit ihren traulichen, verschwiegenen Hintergärten, deren jeder durch ein hochmalerisches Knüppelstaket eingefriedigt wird. Wäsche und alte Töpfe sind als Zierat über diese Zäune gehängt und hie und da überwölben das Wasser moosbewachsene Knüppelbrücken. In den Gärten Sonnenblumen von ungeahnter Größe, schwer tragende Fruchtbäume, lauschige grüne Winkel, Lauben von duftendem Jelängerjelieber, Rosenhecken und Taubenschläge. Durchs Ufergrün der um die Stadt fließenden Boize drängen sich die Enten und Gänse ins klare, rasch dahinschießende Element, langgezogene Wasserpflanzen zittern

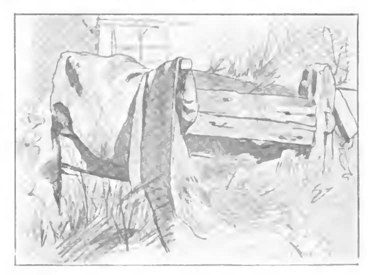




in der Flut, und zwischen ihren Blättern hausen zahllose Fische, entweder lustig mit der Strömung forttreibend, oder auf einem und demselben Flecke, nur die Flossen leicht bewegend, verharrend. Ab und zu vollführen sie einen Freudensprung zur warmen Sonne hinauf oder schnappen nach einer frechen Wasserfliege. Am diesseitigen Wallufer hocken die alten Junggesellen des Städtchens, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und angeln sich ihr Mittag- oder Abendessen, als erfahrene Meister der Angelkunst die Fische mit Fliegen und Metten (Regenwürmern) bethörend. In den Gärten sieht man die zufriedenen Ortsbürger mit ihren Familien in den Lauben sitzen und, umgeben von Hühnern und Tauben, ihre Mahlzeiten zu sich nehmen.

Und welch stille Poesie umschwebt den Kirchplatz mit seinem Glockenklang und Blätterrauschen! Hier verrät nichts den stürmischen, fieberhaften Pulsschlag des neunzehnten Jahrhunderts — alles atmet Ruhe und träumerische Beschaulichkeit. Wer sich aus dem Lärm und Getümmel der Welt in ein Asyl des Friedens, des fröhlichen Behagens und ruhigen Genießens retten will — der komme nach Boizenburg und verlebe hier seine Tage!

Wenn Willy das Städtchen besuchte, wohnte er in der Regel bei einer alten Großtante Namens Frahm — einer herzensguten Frau, die durch den Besuch ihrer beiden Großneffen jedesmal so freudig erregt ward, daß ihre welken Hände zitterten und das Präsentierbrett mit den gefüllten Kaffeetassen (alte Familienerbstücke aus Meißener Porzellan), welche sie den Knaben vorsetzte, klirrte und klapperte. Frau Frahm lebte mit einer Nichte, Tante Hannchen, zusammen und war früher sehr reich gewesen. Zu ihrem eigenen Reichtum hatte sich noch ein beträchtliches Vermögen ihres ersten Mannes, der auch von Charakter gut und liebenswürdig, gesellt und sie an dessen Seite in Glück und Freude gelebt. Da starb ihr Gemahl plötzlich. Das Schicksal gewährte ihr Ersatz für den erlittenen Verlust, indem es ihr einen ebenso reichen und ebenso guten Mann zuführte, der ihr aber ebenso rasch wie sein Vorgänger durch den Tod entrissen ward. Da beging sie die Unklugheit, sich zum drittenmal, ohne lange zu prüfen, durch Hymens Bande fesseln zu lassen. Ihr Erwählter, ein Lump in des Wortes verwegenster Bedeutung, verpraßte und verjubelte in wenigen Jahren ihr ganzes Geld. Sie ließ sich von ihm scheiden und verlebte nun den Rest ihrer Tage in den einfachsten Verhältnissen. Früher hatte sie ein großes, schönes Haus besessen und war mit vier Pferden — die edelsten und feurigsten, die es wohl in ganz Mecklenburg gab — in die Städte gefahren. Jetzt dagegen lebte sie in zwei kleinen bescheidenen Zimmerchen, die ihr ein Bäckermeister vermietet. Dieser Bäckermeister — er hieß Köster — war ein genialer Hans in allen





Bäcker Köster in Boizenburg.

Gassen. Er baute kleine Dampfschiffe, erfand und verfertigte allerlei nützliche Geräte, fungierte als sehr sachkundiger Dirigent eines Musikvereins und wies bei alledem glänzende Leistungen als Backkünstler auf: seine Zuckerkringel, „Maulschellen" und Semmeln, sein Fein- und Grobbrot hatten Ruf weit und breit. Mit Wonne atmete man des Morgens in seinem Laden den nahrhaften stärkenden Geruch der Kuchen und Backwaren ein, die dort, aus dem Backofen kommend, aufgestapelt wurden. Köster that sich auch als trefflicher Gartenkünstler und Geflügelzüchter hervor. Sein Garten und sein Geflügelhof waren freilich nur klein, aber seine Rosenkultur und seine Hühnerfamilien ohnegleichen.

Auch im Hause des Goldschmieds Frese in Boizenburg ging Willy als ein gern gesehener Gast aus und ein. Der Genannte, ein leidenschaftlicher Pomologe, besaß nahe beim Städtchen einen ausgedehnten Fruchtgarten, dessen Erzeugnisse auf allen Obstausstellungen paradierten und daselbst oftmals durch die ersten Preise ausgezeichnet wurden. Freses Schwester, die an den hamburger Juwelier Cuny, einen der intimsten Hausfreunde der Allersschen Familie, verheiratet war, kam im Sommer häufig mit ihren Knaben und Mädchen nach Boizenburg. An ihnen hatten Willy und Heinrich die willkommensten und fidelsten Spielgefährten. Da Onkel Frese mit seinen Obstschätzen nicht gern herausrückte, vielmehr sich bestrebte, dieselben möglichst intakt zu erhalten, so unternahm die jugendliche Schwefelbande oft geheime Raubzüge in sein Allerheiligstes und schmauste dort nach Herzenslust. Wie eine verheerende Heuschreckenwolke in den Oasen der Wüste Sahara, so fielen sie über die süßen Früchte her und fraßen die Spaliere und Bäume oft ratzenkahl. Uebrigens war Onkel Frese ein jovialer, trinkbarer Mann, der in der Weinlaune so stark aufschnitt, daß die Balken krachten. Die Kunst, gut und mit Geschick aufzuschneiden, muß als Geschenk einer gütigen Fee in die Wiege gelegt sein, deshalb bringen es auch nur wenige darin zur Meisterschaft. Zu diesen wenigen gehörte jedoch Onkel Frese. Er wußte — ebenso wie der dem Leser bereits bekannte Onkel Karl, Papa Allers' Bruder — seine Rodomontaden immer in so guter Art und Form zum besten zu geben, daß er bei jedem die Ueberzeugung erweckte, er selbst sei von der Wahrheit dessen, was er erzählte, vollständig überzeugt. Diese naive Einbildung, daß man

seine Aufschneidereien selber glaubt, darf wohl als das Alpha und Omega der in Rede stehenden Kunst gelten — sie ist das, was der Duft bei der Blume, was das Bouquet bei edlem Wein.

Die Aemter des Gehilfen, Famulus, Haushofmeisters und Buchhalters vereinigte im Freseschen Hause ein gewisser Kadelbach, das Urbild eines anspruchslosen, bescheidenen, stets vergnügten Provinzbewohners. Als großer Kinderfreund suchte er sich der jugendlichen Schar, die unter dem Dache seines Herrn und Meisters ihr Wesen trieb, auf jede Weise gefällig und freundlich zu erzeigen. In der Frühe jedes Morgens, während die andern Bewohner des Hauses noch schliefen, unternahm er eine Wanderung nach dem Obstgarten, um daselbst die herabgefallenen Aepfel, Birnen und Pflaumen aufzulesen und damit seine jungen Freunde zu regalieren. In seinen Mußestunden beschäftigte sich Kadelbach mit der Jagd auf Wasservögel und mit dem Angeln.

Willy machte einigemal das Schützenfest in Boizenburg mit: das Großartigste, was eine kleine Stadt an derartigen Veranstaltungen aufzuweisen vermag. Welche Fülle von Aufzügen, Redeergüssen, Musik, Tanz, Böllerschüssen und Kneipereien drängt sich bei dieser Gelegenheit zusammen — welch verwirrende Menge alter, graubärtiger Veteranen, den Schulen entnommener kleiner Trommler und Pfeifer, reizender Mädchen mit gestreiften weißen Kleidern und Schärpen in den mecklenburgischen Landesfarben (rot, gelb, blau) und bellender Köter erblickt das Auge! So etwas gibt's kaum an einem andern Punkte der Welt! In der letzten Nacht des Festes flammen auf der Elbe Dutzende von Teertonnen, ihr Licht weithin über die fernen Deiche und Marschen ergießend und den Bauern der hannoverischen Elbdörfer Kunde gebend von dem glorreichen Abschluß des Boizenburger Preisschießens. Onkel Frese hatte einigemal das Vergnügen, Schützenkönig zu werden, und veranstaltete dann jedesmal zur Feier dieses Ereignisses und um seine Würde gebührend zu repräsentieren einen solennen Kneipabend in seinem Hause, bei welcher Gelegenheit der Punsch eimerweise gebraut ward und der Festgeber sich in seiner Staatsuniform — weiße Unaussprechliche, blauer Frack mit goldenen Epaulettes, Degen, silberne Schärpe mit langen Troddeln, mächtiger Federhut — dem ihn mit donnernden Hurras begrüßenden Volk zeigte und, die erste ganze Bowle in den erhobenen Armen haltend, dieselbe auf einen Zug der staunenden Versammlung vortrank. — Als unser Freund die Idyllen von Dauenhof, Brackede und Boizenburg erlebte, ahnte er noch nicht, daß er einst noch Idyllen ganz andrer Art unter der Sonne Italiens erleben sollte: nämlich auf der Felseninsel Capri, unter dem Schatten silbern blühender Myrten, mächtiger Feigenbäume und üppigen Weinlaubgerankes, umrauscht von dem ultramarinblauen Tyrrhenischen Meer und umfächelt von Orangendüften. In Dauenhof, Brackede und Boizenburg die Poesie des germanischen Nordens — auf Capri diejenige des italienischen Südens — die eine so verschieden von der andern, wie das Moderato vom Allegro, wie die knorrige Eiche von der leuchtenden Granatblüte — aber jede in ihrer Art dem Künstlerauge die reichsten Schätze erschließend, das Künstlergemüt zu genialen Schöpfungen anfeuernd und begeisternd!



Drittes Kapitel.

Erzählungen aus Papa und Mama Allers' Jugendzeit.

(Aus Papa Allers' Jugendzeit: Ein Krämerlehrling von Anno 1839. — Aus Mama Allers' Jugendzeit: Erlebnisse in Brackede: Tanzmeister Tide. — Brautzeit. — Hochzeit. — Ein Doktor in der Kutschbank. — Pastor Greßer. — Ein Dorfschrecken. — Erntefest und Weihnachtsabend. — Hans Lanz und Jakob Lanz. — Erlebnisse in Bleckede: Auf Pfaden höherer Bildung. — Die Familie Küchen. — Auf der Koch-Universität. — Erlebnisse in Hohenfelde und Danenhof: Auf der Brautvisite.)



Abgesehen von den wonnereichen Idyllen im Stile Klaus Groths und Fritz Reuters, welche Willy in der schönen Sommerzeit verträumte, brachte ihm auch der Winter manche Anregungen für sein späteres künstlerisches Schaffen. Wenn man in dem von behaglicher Wärme durchströmten Wohnzimmer zu Abend gegessen, blieb man an dem runden Tische, über welchem eine Hängelampe ihr helles Licht ausgoß, sitzen und Papa und Mama Allers erzählten, während draußen der Nordoststurm heulte und die Schneeflocken wie das leise Anklopfen von hundert Geisterhänden gegen die Fenster wirbelten, den aufmerksam zuhorchenden Knaben oder den intimen Bekannten, wenn dieselben gerade zu Besuch anwesend, Geschichten aus ihrer Jugendzeit. Diese Geschichten haben nebst den eigenen Erlebnissen unsres Freundes gemeinsam darauf hingewirkt, seiner Weltanschauung den Stempel des Humoristischen und Naiv-Harmlosen aufzudrücken, sind als eine bedeutungsvolle Ergänzung seiner Biographie zu betrachten und erklären und interpretieren diejenigen seiner Schöpfungen, welche (wie z. B. „Klub Eintracht" und „Die silberne Hochzeit") uns die vergnügt-behagliche Existenz des niederdeutschen Bürgertums schildern.

Aus Papa Allers' Jugendzeit: Ein Krämerlehrling von Anno 1839.

Papa Heinrich Allers stand im Alter von fünfzehn Jahren, als er Anfang April 1839 nach Altona reiste, um dort in die Lehre zu treten. Die sechs Meilen betragende Entfernung zwischen Danenhof und seinem Ziele mußte er in einem offenen Bauernwagen zurücklegen, denn die Eisenbahnlinie Altona—Kiel ward erst 1845 dem Verkehr übergeben. Es war bitter kalt,

und trotzdem Heinrich ab und zu eine kleine Herzstärkung zu sich nahm, langte er doch so steif und durchfroren wie ein Eiszapfen an dem Orte seiner Bestimmung an. Der Bauer, welcher ihn kutschierte, hatte ihm einen Leidensgefährten zugesellt: den eigenen Sohn, welcher ebenfalls in Altona in die Lehre kam, und zwar gerade gegenüber der Materialwarenhandlung, in der es Heinrich beschieden, seine ersten Frondienste auf kaufmännischem Felde zu verrichten. Altona, die Nachbarstadt Hamburgs, zählte damals nur etwa 26000 Einwohner, und in vielen ihrer Straßen herrschte eine Stille, wie in den Bogengängen eines weltabgeschiedenen Klosters. Heinrichs Prinzipal — er wurde nachmals ein reicher Schiffsreeder — hieß Jakob Peters, war Junggeselle und wohnte am Fischmarkt Nr. 5. Vor der Hausthür paradierte als Wahrzeichen der Linnichschen Tabakfabrik, die in dem nämlichen Hause betrieben ward, ein hölzerner, beinahe lebensgroßer Mohr mit einer Pfeife im Munde.

Es war eine harte, schwere Zeit, die Heinrich als Lehrling durchzumachen hatte — Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins gab es für ihn damals nicht. Um fünf Uhr mußte er aufstehen, eine halbe Stunde später den Laden öffnen und auskehren, und dann bis halb elf Uhr abends ohne irgend eine Ruhepause die Kunden bedienen helfen. Bisweilen, wenn der Laden voll von Leuten, die alle rasch abgefertigt sein wollten und gleichzeitig auf ihn losschrieen, wünschte er sich zwanzig Hände — hielt sich doch der Prinzipal, wie es sonst in den meisten Krämerläden der Brauch war, weder einen Gehilfen noch zweiten Lehrling, somit lastete fast die ganze Arbeit auf dem armen, geplagten Heinrich. Er kam sich vor wie ein gehetzter Hund — nicht einmal sein Mittagessen konnte er in Ruhe zu sich nehmen.

Im Sommer wurde ihm sein Helotentum weniger fühlbar — aber im Winter — das war die böseste Zeit für ihn! In sein Schlafgemach — eine Bodenkammer — drang durch die undichten Fensterfüllungen während der Nacht der Zugwind in fühlbaren Stößen ein, und wenn er des Morgens erwachte, fand er oft Schnee auf seiner Bettdecke und das Wasser im Kruge bis auf den Grund gefroren. Auch am Tage kam Heinrich nicht dazu, sich ordentlich erwärmen zu können — im Laden durfte ja nicht geheizt werden und ohne Unterlaß ging in demselben die Thür auf und zu. Da war es kein Wunder, wenn ihm manchmal die Zähne vor Frost klapperten und Nase und Hände im schönsten Blau schillerten. Zudem nahm das Geschäft einen immer größeren Umfang an und die Kunden mehrten sich zusehends — trotzdem hielt es der Prinzipal noch immer nicht für nötig, dem Lehrling jemanden zur Aushilfe an die Seite zu stellen. Selten kam Heinrich jetzt vor Mitternacht ins Bett.

Wie schwer ward es ihm des Morgens, schon um fünf Uhr aus den Federn zu kriechen — wie bitter beneidete er alle diejenigen, die zu dieser Stunde noch behaglich ihre Glieder im warmen, weichen Bett dehnen und strecken durften! Um nicht nach besonders anstrengenden Tagen zu spät zu erwachen, kam er auf ein ebenso einfaches wie praktisches Auskunftsmittel. Er band sich nämlich in solchen Fällen das Ende eines langen Bindfadens um den Fuß — das andre Ende dieses Bindfadens ließ er durch das nicht ganz geschlossene Fenster bis auf die Straße hinabhängen. An diesem Bindfaden mußte der Nachtwächter, wenn für Heinrich die Stunde des Aufstehens geschlagen, derb ziehen und zerren, bis der letztere an der Dachluke erschien und hinunterrief: „Ja, ja, bün al op!“

Eines Morgens — man schrieb den 5. Mai 1842 — gab der Nachtwächter dem jungen Mann das bewußte Signal, als es nach dessen Annahme noch lange nicht fünf sein konnte,

obgleich es schon hell wurde. Heinrich sprang vom Lager empor, riß das Fenster auf und begann den Wächter gehörig abzukanzeln, weil er ihn seiner Meinung nach um das ihm rechtmäßig zustehende Quantum von Schlaf geprellt.

„Komen se fix rut," replizierte der Mann, „is'n grootes Füür in Hamburg, dat brennt all siet Klock een!"

Heinrich fuhr rasch in die Kleider und lief nach der in den Elbstrom gebauten Landungsbrücke am Fischmarkt, von wo aus man den besten Blick auf Hamburg hatte. Himmel, was sah er da! Beinahe der vierte Teil der Stadt schien in Flammen zu stehen und die Feuersbrunst sich jede Minute weiter auszudehnen. Bis zu den Wolken empor züngelte die feurige Lohe, und trotz der weiten Entfernung vernahm Heinrich deutlich das Läuten der Sturmglocken und das dumpfe Getöse einer aufgeregten Stadt.

Der Geschäftsverkehr stockte an jenem und den folgenden Tagen häufig. So war es denn Heinrich möglich, oft nach der erwähnten Brücke zu eilen und das schreckensvolle Anwachsen des Brandes zu beobachten. Der Himmel schien die alte, ehrwürdige Hansestadt dem Untergange geweiht zu haben. Schon am ersten Tage des Brandes war Heinrich Zeuge eines furchtbar ergreifenden Schauspiels: der Turm der Nikolaikirche fing Feuer, blieb eine Weile in dichte Rauchwolken eingehüllt und begann sich allmählich zu neigen, bis er endlich krachend senkrecht hinabstürzte. Alle auf der Landungsbrücke Versammelten stießen einen gellenden Angstschrei aus, in der nämlichen Sekunde von dem gleichen Gedanken ergriffen: daß der Turm unter seinen Trümmern zahlreiche Opfer begraben haben werde. Die Absperrungsmaßregeln waren indessen so wirksam und energisch getroffen worden, daß bei dieser Gelegenheit niemand verunglückte. In andrer Weise vollzog sich der Einsturz des Turmes der Petrikirche am Morgen des dritten Tages: der Turm sank in sich zusammen.

Während der drei Tage, an denen der Brand wütete, war es am Abend und in der Nacht in Altona so hell, daß man bequem lesen und schreiben konnte und man nirgendwo Licht zu brennen brauchte. Erst zehn Tage später wurden Besucher zur Brandstätte zugelassen — unter der Zahl derselben befand sich auch Heinrich. Man durfte indessen nur einige vereinzelte Stellen des Brandreviers in Augenschein nehmen, denn in den meisten Straßen lag der Schutt noch in hohen Haufen aufgetürmt, und so rasch wegräumen konnte man denselben nicht, weil die Trümmer noch beständig unter der Oberfläche glimmten und glühten. Auf dem Heiligengeistfeld kampierten die bemitleidenswerten Familien, welche durch den Brand ihr Obdach und ihre ganze Habe eingebüßt, in Baracken und Zelten. Nach sechs Wochen hatte man endlich in dem wüsten Chaos, welches das ganze, von dem Brande betroffene Areal der Stadt bisher gebildet, einigermaßen Ordnung geschafft und den Schutt zu beiden Seiten der Straßen aufgehäuft. Nun konnte man auch darangehen, ihn abzufahren. Zum größten Teil brachte man ihn auf die Insel Steinwärder, deren Grund und Boden auf diese Weise um einige Fuß erhöht wurde.

Bei dem Brande spielte auch Heinrichs nachmaliger Prinzipal Deicke eine bemerkenswerte Rolle, indem er in seiner Eigenschaft als Hauptmann des Bürgermilitärs einem englischen Arbeiter das Leben rettete. Es gingen damals allerlei alberne Gerüchte über eine böswillige Anstiftung des Brandes von Mund zu Munde — unter anderm erzählte man sich, englische Maschinenarbeiter hätten das Feuer angelegt. Diesem Gerücht schenkte der Hamburger Janhagel



Porträtstudie vom Jahre 1882.

nur allzu bereitwillig Glauben und ließ seine Wut an den unglücklichen Opfern seines Irrtums aus, wo er nur ihrer ansichtig wurde — kenntlich waren die beregten Arbeiter ja sofort an ihren hellen Anzügen aus Manchesterstoff. Einige von ihnen wurden sogar von dem aufgebrachten Pöbel erschlagen. Verfolgt von einer Rotte betrunkener Kerle, die ihn über das Geländer der Brooksbrücke ins Wasser werfen wollten, flüchtete sich nun einer der Söhne Albions in die Wache am Sandthor, woselbst Deicke das Kommando führte.

„Gif den Kerl rut, wi wölt em dodhaun!" heulte die Bande und polterte mit Knüppeln und Steinen gegen das verschlossene Thor der Wache.

Deicke versuchte den Angreifern durch gütliche Vorstellungen ihre irrige Voraussetzung zu benehmen und ihre Wut zu zügeln, man antwortete ihm jedoch nur durch Brüllen und Schimpfen. Er ging mit sich zu Rate, was er thun solle: an die Herausgabe des armen, zitternden Engländers, dem die Anstürmenden in ihrer Raserei ohne Gnade und Barmherzigkeit das Lebenslicht ausgeblasen haben würden, durfte nicht gedacht werden, ebenso wenig wollte er aber auch auf seine verblendeten Mitbürger schießen lassen. Da kam ihm ein guter Gedanke. Er ließ das Thor der Wache öffnen und beorderte seine Mannschaft Gewehr bei Fuß anzutreten und ohne Unterlaß mit den Kolben auf die Füße der vordersten Maulhelden zu stoßen. Das gewählte Auskunftsmittel hatte denn auch den gewünschten Erfolg: die Bürgergardisten rückten Schritt vor Schritt vor und die Tumultuanten, dem Beispiel ihrer Vordermänner folgend, Schritt vor Schritt zurück, bis sie endlich das Hasenpanier ergriffen. So machte Deicke vor der Wache freie Bahn und der Engländer konnte ungefährdet davoneilen. —



In Ottensen begann damals die dänische Zollgrenze, wenn man von Altona kam, rechts hinter dem kleinen stillen Kirchhof, auf welchem das Grab Klopstocks befindlich. Die kleinen Kaufleute und Händler in Ottensen mußten, wollten sie sich ihre Kunden erhalten, ebenso billig verkaufen wie die Altonaer Krämer, die in gleicher Weise, wie ihre Hamburger Kollegen, die Waren zollfrei von der Elbe her bezogen, denn Hamburg und Altona waren ja Freihäfen. Aus diesem Grunde sahen sich die Krämer in Ottensen genötigt, den größten Teil ihrer Verkaufsartikel einzuschmuggeln. In unsern Tagen hält man mit Recht das Schmuggeln für eine moralisch verwerfliche Handlung — aber damals schmuggelte alle Welt und niemand erblickte darin etwas Unehrenhaftes. Verspürt zudem nicht auch jeder von uns einen gewissen schadenfrohen Kitzel, den „Racker von Staat" nach Möglichkeit um seine Ansprüche an Zöllen und Steuern zu prellen? Zu jener Zeit brachten die Bauern massenweise auf Schleichwegen zollpflichtige Waren in die Dörfer, die Hausfrauen hatten sich im Unterrock ein raffiniertes System von Schmuggeltaschen angebracht, Säuglinge führten in den Windeln Konterbande bei sich, und selbst die reichen, prächtige Villen am Elbstrande bewohnenden Kaufleute ließen sich das Schmuggeln nicht minder angelegen sein. Mit der Laterne des Diogenes hätte man denjenigen suchen müssen, der nicht schmuggelte! Erwischten — was indessen selten vorkam — die Zollbeamten den Uebelthäter, so wurde die Ware in Beschlag genommen und es mußte der fünffache Betrag des Zolles dafür erlegt werden.

Während Heinrichs Lehrzeit bei Jakob Peters gehörte es mit zu seinen Obliegenheiten, das Einschmuggeln der Waren zu besorgen, und er erlangte in dieser edlen Beschäftigung bald

eine Routine, über die er selbst erstaunte. Niemand war froher als er, wenn es eine derartige gefährliche Expedition zu unternehmen galt — ward doch dadurch das monotone Einerlei seines Lehrlingsdaseins angenehm unterbrochen und bekam er ein Stück aufregender Romantik zu kosten. Uebrigens geschah es oft genug, daß Heinrich derlei verbotene Wege wandelte, denn die Materialwarenhändler in Ottensen waren die festen Abnehmer seines Prinzipals.

An einem dunklen, stürmischen, regnerischen Novemberabend — ein solches Wetter gehörte zu dem Unternehmen! — versuchte der junge Mann wieder einmal sein Glück als Schleichhändler. Ueber die Brust hatte er sich drei Zuckerhüte gehängt — einen kleineren in der Mitte und je einen großen auf der rechten und linken Seite. Der Zucker wurde verdeckt durch einen alten, langen, Heinrichs Prinzipal gehörigen Reisemantel aus Olims Zeit, den der jugendliche Schmuggler über seinen ganzen äußeren Menschen gezogen. Heinrich war damals ein kleiner, magerer Junge und nahm sich in diesem Aufzuge wie eine wandelnde Karikatur, wie eine wandelnde Vogelscheuche aus. Den beregten Mantel hatte der Prinzipal bereits einem Bauern für sechs Mark Courant*) abgetreten, indessen der Mann, der nur ein geringes Angeld gegeben, war nicht wiedergekommen, um den Kauf perfekt zu machen, wahrscheinlich weil er sich nachträglich besann, daß sechs Mark denn doch ein verhältnismäßig zu hoher Preis für ein derartiges Mantelungetüm sei.

Die beschriebene Metamorphose nahm Heinrich jedoch erst in der Nähe der Zollgrenze im Hause eines Freundes seines Prinzipals vor, denn wegen des beträchtlichen Gewichts der Zuckerhüte konnte er sie nur eine kleine Strecke umgehängt tragen — bis zu dem erwähnten Hause hatte er sie in einem Sack auf dem Rücken geschleppt.

„Ik wull, dat se di faat kreegen, Heinrich," sagte Herr Eppen, der Freund des Prinzipals, zu dem Lehrling, sich vergnügt die Pfoten reibend im Vorgefühl eines solchen immerhin möglichen Spaßes.

Statt aller Antwort setzte sich Heinrich flugs in Marsch. Glücklich und ungefährdet kam er über die Grenze, aber etwa sechzig Meter jenseits derselben, als ihm schon das Ziel entgegenwinkte, nahte ihm das Verhängnis in Gestalt eines dänischen Zollbeamten.



„Watt hest du dar, min Jung?" befragte er Heinrich.

„Dat kön'n se ja sehn!" gab ihm der letztere patzig zur Antwort.

„Heft du'n Tollschien?"

„Nee!"

„Na, denn kumm man mit, min Jung, op'n Toll!"

„Jä, dat is mi to wiet, ik bün to meud, dann möt'n se mi'n Deel afnehmen."

Der Zollbeamte nimmt also den Mantel sowie einen der Zuckerhüte und die beiden spazieren langsam nebeneinander her. An der Ecke einer Twiete (engen Gasse) angelangt, warf

*) Ein Mark Courant, bis zum Jahr 1873 in Hamburg der Münzfuß des Kleinverkehrs, galt 1 Mark 20 Pfennig unsres jetzigen Geldes.

ihm Heinrich ganz unversehens die zwei noch übrigen Zuckerhüte auf die Hacken und schwenkte rechts ab nach Altona hinein, mit der Schnelligkeit eines wohldressierten Windhundes davonjagend.

„Holl em wiß — — holl em!" brüllte der Zollaufseher hinter Heinrich her, ihm pustend und schnaufend nachsetzend.

„Jö de Tolljandarm!" rief Heinrich seinerseits den ihm Begegnenden zu, welche sämtlich sofort für ihn Partei ergriffen und ihm bereitwillig Platz machten.

So ward die wilde Jagd eine Weile fortgesetzt — immer dicht hinter dem Lehrling der Zollaufseher, dessen Säbelscheide der erstere beständig auf dem Pflaster rasseln und klirren hörte.

Jetzt nahm das Pflaster ein Ende und Heinrich kam wieder auf weichen Sandboden, auf welchem die Schritte und das Säbelrasseln des ihm Nacheilenden nicht mehr vernehmbar — er konnte somit den Zwischenraum, der ihn von seinem Verfolger trennte, nicht mehr abschätzen. Umzusehen wagte er sich nicht, aus Furcht, dadurch seinen Lauf zu verlangsamen. Also weiter und weiter en pleine carrière, bis er endlich Eppens Haus wieder vor sich liegen sah. Wie eine Bombe schoß er in dasselbe hinein, und durch den Materialwarenladen ins hintere Kabinett, wo er atemlos und keuchend auf einen Stuhl niedersank.

In der nächsten Sekunde stand Eppen vor ihm, sich die Seiten vor Lachen haltend.

„Hefft se di faat kreegen, min Jung?" rief er. „Dat heff ik woll seggt, dat mokt mi Spoos!"

Als Heinrichs Lungen sich wieder in ihrer normalen Verfassung befanden, trat er den Nachhauseweg an, in der Ueberzeugung, wegen seines entschlossenen und klugen Benehmens das Lob seines Prinzipals zu ernten — hatte er doch dem letzteren trotz des Verlustes des Zuckers und Mantels immer noch gegen dreizehn Thaler erspart. Aber da kam er schön an.

„Watt," schrie der Prinzipal zornig, „du löppst weg un lettst den Mantel in Stich?"

Er beruhigte sich erst, als Heinrich ihm vorstellte, daß er mit dem schweren Mantel und dem noch schwereren Zucker seine Flucht ja gar nicht hatte unternehmen können und daß, wenn er nicht davongelaufen, der Geschäftskasse ein noch weit empfindlicherer Aderlaß zugemutet worden wäre.

Mehr als zwanzig Jahre später trat einst ein alter Graukopf in Papa Allers' Laden an den Großen Bleichen, um ein Kistchen Cigarren zu kaufen. Papa Allers erfuhr von ihm, er sei früher Zollaufseher in Altona gewesen und lebe jetzt von einem kleinen Ruhegehalt, welches er redlich verdient habe, denn sein Dienst sei sehr anstrengend und aufreibend gewesen. Er erzählte darauf einige Abenteuer und Döntjes aus seinem Dienstleben, unter anderm auch die Geschichte von einem kleinen Knirps in einem großen Mantel, den er einst in Ottensen beim Zuckerschmuggeln abgefaßt und der ihm plötzlich entwischt sei. Bei dem vergeblichen Versuch, ihn wieder einzufangen, habe er sich beinahe die Lungenschwindsucht geholt. Da die Sache längst verjährt, außerdem Altona mittlerweile preußisch geworden, so gab sich ihm Papa Allers als denjenigen zu erkennen, der ihn damals zu einer solchen Hetzpartie gezwungen. Man hätte das erstaunte und verdutzte Gesicht sehen sollen, das der Mann bei dieser Eröffnung schnitt! Bei einigen Gläsern steifen Grogs, die zur Feier dieses unvermuteten Wiedersehens gebraut wurden, schlossen die beiden alsbald Freundschaft. —

Nachdem er seine Lehrzeit beendet, war Heinrich Allers als Commis bei dem schon erwähnten hamburger Materialwarenhändler Deicke in der Mattentwiete thatig. Die Mattentwiete,

der Schauplatz einer tragikomischen Episode, welche Heinrich erlebte, ist jetzt eine breite, moderne Straße geworden, der niemand es ansieht, daß sie sich früher als eine enge und schmale Gasse von einer Architektur, welche an diejenige einer mittelalterlichen Stadt erinnerte, präsentierte. Unser Willy durchwanderte sie oft wegen der malerischen Eindrücke, die sie ihm bot, und auch noch aus einem andern Grunde: es gab dort nämlich bei Ballheimer die saftigsten, unvergleichlichsten Knackwürste, in ganz Hamburg berühmt, die der Knabe häufig zum Abendessen für die Familie holen mußte. Das Innere des Ballheimerschen Ladens trug ebenfalls ein ganz altertümliches Gepräge. Es war ein kleines, enges Gemach mit braungebeizten Holzwänden und am Fuß der Thür lag eine rollende Schellenklingel.

Zu jener Zeit verkauften die Krämer auch Pulver, durften jedoch im Laden nicht mehr als ein Pfund davon aufbewahren — dagegen war es ihnen erlaubt, auf dem Hausboden, dicht unter dem Sparrenwerk des Daches, etwa zehn Pfund dieser gefährlichen Substanz in einem offenen, aufgekrempelten Beutel zu führen. Auf diese Weise konnte, wenn eine Explosion geschah, kein allzu großes Unheil angerichtet werden. Indessen an den strengen Wortlaut dieser Verordnung kehrten sich die Krämer nicht, hatten vielmehr fast alle weit mehr als die erlaubten zehn Pfund auf dem Boden liegen, nämlich durchschnittlich fünfundzwanzig bis dreißig Pfund. Aus Vorsicht durfte jedoch niemand des Abends mit Licht den Boden betreten — wer etwas daselbst zu holen hatte, mußte es im Dunkeln aufsuchen. So wurde es auch mit dem Pulvervorrat bei Deicke gehalten, indessen das Verbot, mit einem brennenden Lichte auf den Boden hinaufzusteigen, doch bisweilen umgangen, wenn in aller Eile der Warenvorrat im Laden vom Speicher aus ergänzt werden sollte. Alsdann mußten zwei Mann vom Geschäftspersonal sich mit einer geschlossenen Laterne hinaufbegeben.

Eines Abends fehlt Hannes, der Lehrling. Der Prinzipal befragt Heinrich und die andern, wo der Junge steckt — niemand weiß es. Endlich erfährt man durch den Hausknecht, daß Hannes auf den Boden gegangen, um von dort ein Schubfach voll Kamillenthee herunterzuholen. Der Prinzipal, von der Ahnung erfaßt, daß der Junge oben Dummheiten machen könne, begibt sich eilig ebenfalls hinauf. Schon auf der obersten Treppe wird ein Lichtschimmer bemerkbar. Als er den Boden betritt, sträuben sich ihm die Haare vor Entsetzen, denn er sieht, daß Hannes die brennende Kerze in das offene Pulver gesteckt hat. Dem Jungen, der erst einige Wochen im Geschäft, ist es noch unbekannt, daß auf dem Speicher Pulver verwahrt wird — ebensowenig weiß er, daß sich dasselbe in dem bewußten Sack befindet — er hält wahrscheinlich die schwarze, körnige Masse für Rübsamen oder dergleichen. Schon will Deicke den ihm den Rücken zukehrenden Lehrling, welcher die leisen Schritte des Kommenden nicht gehört, anrufen — da fällt ihm noch zur rechten Zeit ein, daß der Junge, weil er das Verbot, mit Licht den Boden zu betreten, wohl kennt (wenn ihm auch der Grund des letzteren unbekannt),



möglicherweise, im Bewußtsein seines Vergehens, versuchen könnte, das Licht rasch auszublasen — wenn dasselbe dann umfiele und das Pulver entzündete — — dann wären sie beide verloren! Er macht sich daher nur durch ein gelindes Husten bemerkbar und fragt scheinbar gleichgültig: „Hannes, wat söchst du door, min Jung?"

„Ik sall Kamillen hal'n!" lautet die Antwort.

„Jung, wat hest du denn mokt? Du weft ja, dat du'n Licht nich mitnehmen sallst. Du klakerst ja allens vull, un nu hest du dat Licht midden in't Rövsaat rinsett't?"

Hannes will schnell die Sache wieder gutmachen und greift tolpatschig nach der Kerze.

„Nee, nee, Hannes," sagt der Prinzipal, „nich so dwatsch, du geist langsam ran, faatst ganz lies un vorsichtig dat Licht an un bricht's na mi her — wenn du aber'n Dröppen överklakerst oder'n Oesel in't Rövsaat fallt, sall di de Deubel hal'n!"

Der Lehrling, die erhaltene Instruktion getreulich befolgend, greift sachte nach dem Talglicht, an welchem bereits ein glühender Oesel (verkohlter Docht) hängt, nimmt es aus dem Sack und bringt es dem Prinzipal, es steif vor sich her haltend. Da nimmt ihm denn Deicke, dem während dieser peinlichen Minute der Atem gestockt hatte, die Kerze aus der Hand und versetzt ihm eine fürchterliche Ohrfeige, dabei erleichterten Gemüts ausrufend: „Verdammte Slüngel, wat hest mi in Angst sett!" —

Einer von Heinrichs Kollegen, Namens Brunckhorst, war von seinen Bekannten „der Pechvogel" getauft worden — schien sich doch ein unsichtbarer Kobold an seine Sohlen geheftet zu haben, der ihm unausgesetzt allerlei Schabernack, allerlei Possen spielte. Der „Pechvogel" hatte einen Nebenladen des Prinzipals, bei welchem er konditionierte, zu verwalten, und wurde jedesmal, wenn er im Laden sein Mittagessen verzehrte, von stets dem nämlichen Kunden in dieser ebenso angenehmen wie unerläßlichen Beschäftigung gestört. Auffälligerweise begehrte der Mann immer Artikel, die nur vermittelst der Trittleiter zu erreichen waren. Unserm Brunckhorst kam dies schließlich befremdlich vor, und er beschloß, diesen sonderbaren Kauz schärfer ins Auge zu fassen. Als derselbe am nächsten Tage wieder im Laden erschien und Brunckhorst abermals auf die Trittleiter schickte, drehte sich der letztere plötzlich um. Zu seinem Erstaunen sah er, wie sich der Fremde mit einem stählernen Werkzeug beim Kassen-einschnitt im Ladentisch zu schaffen machte. Mit einem einzigen Satz sprang Brunckhorst von der Leiter herab und packte den Kerl beim Kragen, indem er ausrief: „Sooo, heff ik di, Spitzboof!"

Der Gauner aber holte mit der Rechten aus und versetzte dem armen Ladenjüngling eine so gewaltige Ohrfeige, daß derselbe betäubt hinfiel. Als Brunckhorst aus seiner Betäubung wieder zu sich kam, war der Halunke, der in der That die Kasse um eine Anzahl von Geldstücken erleichtert, über alle Berge.

Ein andres Mal, als Brunckhorst wieder allein im Laden war, trat ein Mann in einem schmutzigen Arbeiterkittel über die Schwelle und verlangte ein Pfund Sirup.

„Hebbn se'n Putt bi sik?" fragte ihn unser Pechvogel.

Der neue Kunde legte einfach seine unsaubere Mütze auf die Wagschale und entgegnete einfach: „Hier!"

„Watt, darin?"

„Man to!"

Die Sache begann Brunckhorst zu belustigen und schmunzelnd goß er dem Manne das verlangte Pfund Sirup in die Mütze.



Der seltsame Sirupskäufer nahm seine Kopfbedeckung in die Hände, beschaute prüfend den Inhalt und rief entrüstet: „Dat sall'n Pund sin?"

„Jaa, natürlich!"

Schwapp, da saß Brunckhorst schon die Mütze mit dem süßen klebrigen Zeuge über den Ohren, und während er erschrocken den Sirup, der ihm übers Gesicht, den Hals und Nacken hinunterrann, aus den zugeklebten Augen zu wischen suchte, entfernte sich der Kerl unter höhnischem Lachen mit der Wechselkasse.

Aus Mama Allers' Jugendzeit: Erlebnisse in Brackede: Tanzmeister Tide.

Ein Original einzig in seiner Art war Tanzmeister Tide: ein kleines Kerlchen mit flinken Hopsbeinchen, das stets die Violine unter dem Arm hielt, halb platt, halb französisch redete und einen ins Bäurische übersetzten Ballettmeister vorstellte. Die Tanzstunden fanden auf dem Kornboden des Porthschen Anwesens statt, und Tide hatte wahrlich keine leichte Arbeit, der steifen, ungelenken, tolpatschigen Dorfjugend Wupptizität, Zierlichkeit und Anstand beizubringen. Die Ausdrücke und Kommandoworte, deren er sich bei seinem Unterricht bediente, lassen sich wegen ihrer naiven Derbheit unmöglich wiedergeben und lauten zu anstößig für städtische Ohren, obgleich Tide bei dem Dorfpublikum als ein Muster von Feinheit und Wohlanständigkeit galt. Lenens humoristisch veranlagter Großvater versäumte es nie, auf einer kleinen Branntweintonne sitzend, den Tanzstunden beizuwohnen, und amüsierte sich königlich über die drolligen Szenen, die sich in seiner Gegenwart abspielten. Häufig brachte auch der Alte das Gespräch auf Tides jung verstorbene Frau und hörte mit verständnisvollem Lächeln die Lobsprüche an, welche Tide der Hingeschiedenen freigebig spendete.



„Jä, Herr," klagte der letztere, „ik heff mi ok so argert*) — ik harr so'n groot, schön, dick, fett, schier, slank Frunsminsch! Mutt de nu in'ne Eer liggen un verrotten — so mennich ool, leeg**), slecht Minsch levt noch un ward old un hett ehr goden Daag!"

Tide erzählte auch dem Alten, daß er seiner verstorbenen Frau immer gute Regeln und Ermahnungen gegeben. So habe er ihr des Abends häufig gesagt: „Fro, wenn du abends möd warst, dann ga to Bed un puß dat Licht glick ut, denn du deist doch nix mehr un verbrennst

*) Geärgert.
**) Böses.

blot unnütz Licht! Wenn du aber morgens opwakst, dann rangel nich im Bett rum, sondern stah gliek op, sonst schürst du dat Hemd twei un dat Bettdok ok!"

Nach dem Tode seiner Frau führte Tide ein unstetes Wanderleben, zog beständig von Dorf zu Dorf, von Nest zu Nest, und hatte stets alle seine Habseligkeiten bei sich, dazu zwei geladene Pistolen. Hochbepackt kam er jedesmal in Brackede an, fast einem Hausierer gleichend. Urgroßvater Hinze ließ ihn aber erst immer seine beiden Pistolen abschießen, da er geladene Feuerwaffen in seinem Hause nicht duldete. Dann sagte er bisweilen: „Aber Tide, watt slepen Se denn jümmers Ehr ganzes Geld mit sik herümmer, dat können Se doch beter un sekerer op de Bank leggen laten un kregen noch Tinsen babenin!"



„Ne, Herr Hinze," pflegte Tide dem Alten zu erwidern, „dat geit nich! Sehn Se, dat is so! Wenn ik nu mal'n schöne, schire Deern drep, de'k heiraten much, un seg to de: ‚Ik heff söß hunnert Daler Vermögen,' dat glövt se mi nich. Wenn ik ehr abers dat Geld vör de Näs op'n Disch tell, denn nimmt se mi!"

An der Elbe schoß er immer, wenn der Fährknecht nicht gleich kam, eine Pistole ab, dann noch ein paar Schüsse hinterher. Wenn der Fährmann die Schüsse hörte, rief er: „Dövel, dat mut'n groot Diert sin, 'n finen Herrn!" und ruderte in aller Eile hinüber.

Tide schloß aber keine zweite Heirat. Der kleine Knabe, den ihm seine verstorbene Frau geschenkt, starb bald nach der Mutter. Er sah im Sarge noch so blühend und rotbäckig aus, daß man ihn kaum für tot halten konnte. Anstatt aber mit dem Knaben Wiederbelebungsversuche anzustellen, brachten ihn die Bauern einfach in seinem offenen Sarge in den Kirchturm und begruben die Leiche erst nach vier Wochen, als sie an dem wirklich eingetretenen Tode nicht mehr zweifeln konnten. Tide hatte übrigens seinem Jungen, solange derselbe lebte, jeden Abend beim Zubettgehen die Beine zusammengebunden, damit er das Betttuch nicht in Unordnung bringe und verscheure.

Ein possierliche Geschichte passierte einst Tide mit Lenens Großmama. Die alte Frau, die furchtbar eigen war, hielt sich eine besondere Wasserflasche und ein besonderes Glas, welche Gegenstände von niemand, selbst nicht von ihrem Manne, angerührt werden durften. Nun hatte Großvater Hinze den Tanzmeister wieder einmal in gewaltigen Redefluß gebracht und hörte dessen nicht enden wollenden Auseinandersetzungen höchst vergnügt und beständig mit den Augen zwinkernd zu. Da Tide vom vielen Reden und Erzählen trocken im Halse geworden, ging er an das Tischchen, auf welchem besagte Flasche und besagtes Glas standen und schenkte sich, ohne das „Tabu", welches über beides verhängt, zu ahnen, erst ein und dann noch ein zweites Glas Wasser ein. Der alte Hinze rieb sich schmunzelnd die Hände — da gab es wieder ein Späßchen für ihn, wenn er sowohl den Tanzmeister wie seine ebenfalls im Zimmer anwesende Frau in Verlegenheit brachte. Letztere wäre ja zu höflich gewesen, um etwas über die Frevelthat, deren sich Tide schuldig gemacht, zu äußern, hätte vielmehr das Glas nur stillschweigend ausgeschwenkt und gereinigt. Der alte Hinze begann also: „Se möten aber'n besonners goden Fründ von min Fro sin, dat Se ut ehr Glas drinken dörft. Da dörf keen von uns bigahn, ik ok ni mal, so egen is se!"

Großmama Hinze wurde puterrot im Gesicht — arg verdroß es sie, daß ihr Gatte ihre Sonderbarkeiten so schonungslos aufdeckte. Tide seinerseits rief: „Ach Gott, Fro Hinze, da bitt ik veel dusendmal um Entschuldigung, aber ik bin ganz rein un schier, heff keen Lüüs un keen Krätz!"

Um die Wahrheit des Gesagten zu dokumentieren, riß er sich eilig Rock, Weste und Hemd auf und zeigte sein weißes Fell, auch krempelte er, um den gleichen Thatbestand festzustellen, seine Aermel bis zum Ellbogen empor.

Zu seinen Tanzstunden war Tide ganz Feuer, Leben und Bewegung. Ihm gelang es in kurzer Frist, was sonst jedem andern erst nach Monaten gelungen wäre, die ungeleckten jungen Bären und Bärinnen, mit denen er meistens zu thun hatte, behende und gelenkig zu machen und ihren ungeschlachten Bewegungen wenn auch gerade keine Anmut und Zierlichkeit — an einer solchen Aufgabe wäre wohl auch das größte Tanzmeistergenie gescheitert — so doch eine gewisse Geschmeidigkeit einzuhauchen, das Eckige und Klobige daraus zu verbannen. Auch für die hier wie in allen Tanzstunden der Welt sich entwickelnden Herzenssympathien und Antipathien seiner Zöglinge hatte er ein scharfes Auge und war stets bemüht, die sich nur um sich selber kümmernden Paare zu ihrer Pflicht zurückzuführen, damit auch die schüchternen Mauerblümchen und blöderen Bengel an die Reihe kamen.

Im Alter von neun Jahren ward auch Lene Porth ein Zögling der zeitweilig auf dem Kornboden ihrer Großeltern eröffneten Tanzakademie Meister Tides. Zu den Schülern des letzteren gehörten noch damals zwei langbeinige Flegel, stakig und stelzbeinig: der eine, August Weselmann, war der Sohn des Schulmeisters — der andere, der Sohn eines Bauern, hieß Johann Heinrich Burmester. Der letztere war bei den Tanzschülerinnen besonders deshalb unbeliebt, weil er seine Beine immer so stehen hatte, daß man darüber stolpern mußte. Außerdem hatte er wahre Kähne von Tanzschuhen an den Füßen und schmierte sich, wie man behauptete, statt Pomade Butter in die Haare. Tide indessen duldete es nicht, daß sich ein Mädchen weigerte, mit Burmester zu tanzen — wenn solches geschah, mußten sich alle Paare auflösen und der lange Esel durfte zuerst wählen. Um sich für seine Zurücksetzung zu rächen, annektierte er dann jedesmal, da sein Ehrgefühl noch wenig entwickelt, eines derjenigen beiden Mädchen, die sich immer am heftigsten dagegen sträubten, von ihm zum Rundtanz geführt zu werden. Es waren dies Hannchen Wörtmann und Dorette Oldekop. Was Lene betraf, so hatte sie ihn niemals die Abneigung, die sie gegen ihn empfand, merken lassen — sie ward daher in den meisten Fällen von ihm verschont. Einmal hatte Tide die Paare wieder auseinandertreten lassen, weil sich Hannchen Wörtmann aus Furcht, in Burmeisters Klauen zu geraten, versteckte, was Tide mit seinen Luchsaugen sofort bemerkte.

„Die Herren an ihren Platz!" kommandierte er, und die „Herren", eine Horde grinsender, strohköpfiger Bengel, beeilten sich, diesem Kommando zu entsprechen.

„Herr Burmester wählt zuerst!" kommandierte Tide weiter.

„Nu schall se doch!" triumphierte jetzt Burmester und steuerte auf Hannchen zu, um ihr seinen rechten Arm um die Taille zu legen und mit ihr im Walzerschritt herumzuhopsen. Der Walzer war indessen der wundeste Punkt in Burmesters Tanzstudien. Das mangelhafte Verständnis für die Ausübung der Kunst Terpsichorens, welches er im Galopp, in der Polka und im Rheinländer aufwies, erreichte seinen Gipfelpunkt im Walzer — in diesem Tanz karam-

bolierte sein rechtes Bein beständig mit dem linken, so daß er unzähligemal über sich selber purzelte und dann auch immer seine ganze Nachbarschaft mit ins Verderben riß. Seine großen Stiefel richteten dann jedesmal wahre Verwüstungen unter den kleinen Füßen der Mädchen an. Auch Lene konnte leider dem Verhängnis nicht entgehen, mit ihm bei Beginn einer Tanzstunde zum Walzer antreten zu müssen, beschloß indessen ihm die Lust zu benehmen, ein zweites Mal mit ihr zu walzen. Sie faßte ihn so wuchtig an und wirbelte ihn so heftig herum, daß seine Beine alle vier Ecken des Kornbodens durchflogen. Endlich schlug er noch mit dem Schädel gegen die Thür der Rauchkammer — da hatte er genug und ließ von ihr ab. Seitdem ward Lene von ihm nie wieder eines Blickes oder Wortes, geschweige denn einer Aufforderung zum Tanze gewürdigt. Mehr konnte sie nicht verlangen!

Jeden Sonntag Nachmittag veranstaltete Tide eine Tanzvorstellung für die Eltern seiner Zöglinge — die ganze Gesellschaft wurde alsdann von Lenens Großeltern mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Nachdem das junge Volk eine Probe seiner Fortschritte gegeben, begann der Ball für die Erwachsenen — als Orchester fungierte auch hierbei Meister Tide mit seiner Violine.

Wenn er Brackede wieder verließ, um ein neues Feld für seine Thätigkeit aufzusuchen, sagte er übrigens niemals Adieu, weil er glaubte, er käme dann nicht wieder.

Tide trug sich immer sehr nobel, biß in seinem ganzen Auftreten stets den kleinen Elegant von der Tenne heraus. Jedesmal wenn er seinen alten Frack durch einen neuen ersetzen wollte, verkaufte er zuerst das alte Kleidungsstück bestmöglich und machte sich hierauf in Hemdsärmeln auf die Suche nach einem neuen. Nach Maß ließ er sich nichts anfertigen. So verfuhr er auch, als er sich einst in Boizenburg einen neuen Schniepelrock zu acquirieren trachtete. Er fand indessen nicht gleich einen, der ihm paßte, weshalb er ohne Frack nach Brackede zurückwandern mußte. Sobald er nun von fern einen Bekannten herankommen sah, spannte er rasch an der Seite des Weges seinen gewaltigen blauen Regenschirm auf und verkroch sich dahinter, um nicht in seinem handwerksburschenartigen Anzuge, der mit der Würde, mit dem Chic eines Tanzmeisters so gar nicht im Einklang stand, gesehen zu werden — er schien sich bei diesem Manöver den Vogel Strauß zum Vorbild genommen zu haben, der bei der Annäherung von Menschen seinen Kopf in den Wüstensand vergräbt, weil er dies für ein erfolgreiches Mittel hält, sich unsichtbar zu machen. Am nächsten Tage fuhr er, wieder mit dem gigantischen Regenschirm bewaffnet, von neuem über die Elbe nach Boizenburg, kehrte aber diesmal mit einem pikfeinen neuen schwarzen Frack gravitätischen Ganges unter die ihn anstaunenden Bauern zurück.

Bei der Werbung von Heinrich Allers um Lene Porth spielte Tide ebenfalls eine Rolle — verschaffte er doch dem ersteren die gewünschte Gelegenheit, die schon lange begonnene Belagerung und Eroberung des Herzens seiner nachmaligen Frau zu vollenden.

Es ging dies wie folgt zu.

Am 16. Mai des Jahres 1853, am zweiten Pfingstfeiertage, hatte sich im Porthschen Hause zu Brackede eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden: Verwandte und Freunde aus der Umgegend mit ihren Söhnen und Töchtern. Auch Heinrich Allers war aus Hamburg gekommen, um die fröhlichen Pfingsttage im Hause seines Onkels, des alten Hinze, zu verleben

und den Gaul des Alltagslebens einmal auszuspannen. Tide befand sich damals gerade im Dorfe und Lene, die zu jenem Zeitpunkt erst sechzehn und ein halbes Jahr zählte, hatte ihn ganz im Geheimen eingeladen, mit seiner Geige ebenfalls zu erscheinen, hatte ferner am Tage vorher den großen Kornspeicher sauber gefegt und mit Tannenreisig dekoriert, ohne daß ihre Eltern und Großeltern etwas davon gemerkt — selbst den Dienstleuten war die Sache ein Geheimnis geblieben.

Als die Gäste sämtlich beisammen, kam wie zufällig Tide mit seiner Geige an. Er ward natürlich zum Bleiben genötigt und mit Kaffee und Kuchen traktiert. Als die Kaffee-



Studie in Radegast bei Brackede.

tassen geleert, machten Lene und ihr Bruder Christian den Vorschlag, Tide solle zu einem Tänzchen aufspielen. Hiergegen erhob jedoch Großmama Hinze kategorischen Einspruch — es schicke sich nicht, auf der Diele zu tanzen, wo die Knechte und Mägde sowie die ganze Dorfjugend zusehen könnten. Lene meinte, da lasse sich leicht Rat schaffen — man könne ja als Tanzsaal den Kornspeicher benutzen. Großmama entgegnete hierauf nichts, gab die Antwort vielmehr nur mit ihren Augen. Diese Augen wußten eine wunderbar deutliche und verständliche Sprache zu reden, und wenn die Großmama jemanden nur scharf ansah, wußte dieser sofort, was die Glocke geschlagen und was die alte Dame wünschte und wollte. In diesem

Falle sagten die Augen der letzteren zu ihrer Großtochter: „Nein, das geht nicht, da ist es ja zu schmutzig!" Lene, die sonst auf die Augensprache der Großmama ebenso flink reagierte wie ein Rekrut auf das Kommando seines Unteroffiziers, zeigte sich diesmal widerspenstig und rief: „Ach ne, so slimm is dat nich!" worauf sie rechtsum kehrt machte, die Freundinnen zu sich winkte und mit ihnen auf den Boden hinauflief. Die junge Herrenwelt folgte. Um die erbosten Mienen Großmamas kümmerte man sich nicht.

Wie erstaunten die Mädchen, als sie beim Betreten des Kornbodens denselben so schmuck und sauber wie einen Ballsaal hergerichtet fanden! Selbst für Stühle hatte Lene gesorgt. Mitten durch den Boden lief der Schornstein, an welchen gelehnt Tide nun zum Tanz aufspielte. Fröhlich, unter munteren Zurufen, umkreisten ihn die Paare. Nach zehn Minuten kamen auch Lenens Eltern herbei, die doch neugierig waren, wie es hier oben ausschaue. Zu allerletzt erschien dann die Großmama, die ihren Augen nicht trauen wollte, als sie die Veränderung erblickte, welche mit dem Kornboden vor sich gegangen. Heinrich walzte und polkte mit Lenen so leidenschaftlich herum, daß ihre langen, schweren Haarzöpfe sich lösten und den andern, die alle still standen und den beiden zusahen, um die Ohren flogen.

Am nächsten Morgen, kurz vor Abgang des Zuges nach Hamburg, den Heinrich noch eben drüben in Boizenburg erreichen konnte, gab dann Lene dem ersteren das so heiß ersehnte Jawort. Das hatte Heinrich auf diese Weise eingerichtet, um noch auskratzen zu können, im Fall er einen Korb bekäme.

Was Tide betrifft, so muß er schließlich doch irgendwo aus Versehen „Adieu" gesagt haben, denn er kam einmal nicht wieder und wird wohl in einem der Elbdörfer gestorben sein.



Studie in Brackede.

Brautzeit.

Heinrich Allers und Lene Porth waren also Verlobte, und so oft der erstere einen Tag Muße hatte, kam er über Boizenburg auf Stippvisite nach Brackede. Von Boizenburg, wohin er per Bahn reiste, fuhr er über die Elbe. Wenn er an der hannoverschen Seite anlangte, konnte man ihn schon, trotz der weiten Entfernung, an seinem schwarzen Cylinderhut erkennen. (Damals durfte in Hamburg kein Kaufmann ohne einen solchen Hut an der Börse erscheinen, sonst wäre er in den Geruch der Unsolidität gekommen.) Der alte Hinze stand gegen Abend immer auf dem Deich, seine Pfeife schmauchend und die Welt beaugenscheinigend. Besonders richtete er immer sein Augenmerk auf die Elbpassanten und beobachtete sie, wie sie im Busch und auf der Wiese auftauchten und beim Näherkommen wieder verschwanden.



Eines Abends kam hinter den Weidengebüschen nahe der Elbfähre wieder ein hoher Cylinderhut zum Vorschein.

„Mudder," rief er, „weſt du, wer kummt?"

„Jeses, doch nich Heinrich?"

„Natürlich is he 't. Ik heff ſin hogen Hoot al sehn."

Nun war Heinrich Allers sehr eigen und guckte immer scharf nach etwaigem Staub, was die Großeltern wohl bemerkt hatten. Das Porthsche Haus war stets ein Muster von Sauberkeit, aber zur Erntezeit gab es immer so viel zu thun, daß man nicht alles blitzblank halten konnte.

„Ach Gott," rief daher Großmutter Porth, „bi uns süht dat ja schrecklich ut — feeg snell 'n beten ut, da liggt ja ok noch arl de Arfenschell*) midden in 'ne Stuuf."

Alles in Bewegung. Lene fegt aus, wischt die Tische sorgfältig ab, legt reine Tücher auf dieselben, bindet schnell eine weiße Schürze vor und rennt dabei schon in die Twiete und den Deich hinauf, da der Bräutigam schon nahe sein muß. Mittlerweile ist es etwas schummrig geworden und der Erwartete kommt eilig heran.

„Na, Heinrich," ruft ihm Großpapa zu, „du wullt uns woll överraschen? Wi hefft di abers al lang'n sehn."

*) Erbsenschale.



Damit geht er ihm entgegen, alle übrigen stürzen grüßend auf ihn los, voran Lene, und — stehen entsetzt vor einem, einen alten durchlöcherten Cylinder als Kopfbedeckung tragenden schmutzigen Stromer und Handwerksburschen, der ganz verdutzt über diesen ungeahnten liebevollen Empfang!

Hochzeit.

Heinrich hatte das Schicksal, noch einmal von einem Handwerksburschen vertreten zu werden, und zwar an seinem Polterabend. Er wurde gegen Abend von Hamburg her erwartet, und eine große Menschenmasse aus allen umliegenden Dörfern hatte sich mit alten Töpfen und Geschirren auf den Weg gemacht, um dieses Vorfest der Hochzeit mit verherrlichen zu helfen. Das ganze Porthsche Haus war umlagert und ununterbrochen krachten die Küchengeschosse gegen die Hausthür.

Drinnen meinte Großmutter Porth:

„Ik weet goar nich, wo de Lüüd dat arl erfahren hefft — dat sünd ja 'n schreckliche Masse Minschen. Lene, gah mal baben op 'n Bööн (Boden) an 't Finster un kiek rut, ob du Heinrich noch nich sühst un wo veel da egentlich vorde Döör staht!"

Kaum guckte Lene oben heraus, da erhob die unten lauernde Menge vor Begeisterung, die Braut zu sehen, ein diabolisches Freudengeschrei und unzählige Töpfe flogen ihr zu Ehren in die Höhe, so daß sie, um unverletzt davonzukommen, rasch wieder ins Haus eilen mußte.

Inzwischen unterhielt man sich draußen über den Bräutigam, welchen man ebenfalls zu sehen wünschte.

„Clas, kennst du den Brögam?"

„Jau, den kenn ik, he hett 'n hogen swatten Hoot op."

Nun kam ein harmloser alter Fechtbruder mit einem solchen Deckel ins Dorf und wollte ins Schulzenhaus, um dort seine Legitimation vorzuzeigen und dafür seine Nachtkarte zu erhalten. (Nur mit einer solchen durfte damals ein Handwerksbursche die Nacht über in einer Ortschaft verweilen.) Da das Porthsche Haus das stattlichste im Dorfe, so meinte er, der Dorfschulze wohne dort. Verwundert war er natürlich über die vielen Menschen, welche er erblickte, und fragte sich, ob sie wohl sämtlich im Dorfe ihr Nachtquartier aufzuschlagen gedächten.

Noch mit diesem Gedanken beschäftigt, bog er in die Twiete ein. Da umtönte ihn plötzlich lautes Gejohl und Gejauchze.

„Dar is he, dat is de Brögam, he schall leben!"

Und — bum! bum! klack! klack! — flogen ihm einige Wagenladungen Töpfe vor die Füße.

Inzwischen war Heinrich Allers unbemerkt von der Elbe näher gekommen und hinter dem Deich zwischen den alten Weiden entlang gegangen. Nun eilte er schnell über den letzteren und in die Twiete.

„Erlauben Sie!" sagte er höflich und drängte sich durch die Haufen.

Kaum riß der erste, der seiner ansichtig ward, den Mund zum Triumphgeschrei „dat is he!“ auf — da war Heinrich schon hinter der Hausthür verschwunden. —

Pastor Gretzer, auf den wir unten noch ausführlicher zurückkommen werden, war über die Unmasse Menschen, welche bei der Trauung die Kirche und den Kirchhof füllten, so verblüfft, daß er, der sonst mit Gefühl und Wärme zu sprechen wußte, ganz aus dem Konzept kam und nur Gemeinplätze vorbrachte — auch versprach er sich am Schluß der Rede und rief mit seiner ihm nun einmal zur zweiten Natur gewordenen Donnerstimme:

„Und was der Mensch zusammenfügt, das soll Gott nicht scheiden! — — — Nein! — Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“

Die junge Frau war sehr aufgebracht über die nichtssagende Traurede und sagte dem Pastor am nächsten Tage gehörig die Wahrheit.

„Sie redeten ja,“ meinte sie, „als ob Sie zu einem Tagelöhner sprächen — hätte ich das gewußt, würde ich mich in Bleckede haben trauen lassen!“

Sie fügte hinzu, daß er schon mit Rücksicht darauf, weil sie von ihm halb und halb erzogen worden und beständig in seinem Hause und mit seinen Töchtern verkehrt habe, ihr eine recht gehaltvolle Traurede hätte halten müssen.

„Ja, Lene,“ rief er mit seiner Brüllstimme, „als ich dich sah und alle die vielen Menschen, da hatte ich alles vergessen und wußte nichts mehr von meiner Rede!“ —

Lene hatte am Morgen ihres Hochzeitstages das Essen selber gekocht. Einige Tage später zog sie nach Hamburg in das Haus Nummer 18 auf den Großen Bleichen und übernahm gleich nach ihrer Ankunft einen großen Hausstand voller Plagen, Sorgen und neuer Dinge. Es war für sie keine leichte Sache, ihr stilles Heimatsdorf mit der großen, geräuschvollen Weltstadt zu vertauschen.

Ein Doktor in der Kuhhaut.

Als 1831 die Cholera in Deutschland epidemisch auftrat, stand am mecklenburgischen Elbufer eine sogenannte „Räucherbude“, in welcher die Reisenden durchräuchert wurden, was man als Schutz gegen eine etwaige Einschleppung der Krankheit betrachtete. Der in Brackede und Bleckede wohlbekannte Kälberhändler Hering mußte sich ebenfalls diese Durchräucherung gefallen lassen und hieß von da an nur „der Bückling“.

Der Arzt in Boizenburg, welcher auch bei Krankheitsfällen nach Brackede gerufen wurde, machte sich während der Choleraepidemie durch ein ganz seltsames Kostüm bemerkbar. Er erschien am Bett der Kranken eingenäht in eine Kuhhaut, das Rauhe nach außen — vor dem Gesicht trug er eine Art Glasfenster — im Munde hielt er Beeren vom Lorbeerstrauch und in dem Taschentuch, welches seine rechte Hand umkrallte, steckte eine Citrone.

„Na,“ sagte Lenens Großmama, „de Kerl süht ut, dat jemand vor Schreck de Cholera kriegen kann, wenn he se noch nich harr! Wat sik so 'n armen Kranken woll verfehrt*), wenn so 'n Ungetüm an jümmer Bett kummt, kann man sik denken!“
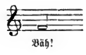
*) erschreckt.

Jener Arzt machte übrigens in der Folgezeit seinem Stand alle Ehre und kam selbst mitten im Winter, wenn die Elbe von Eisschollen trieb oder ein grimmiges Schneegestöber wütete, bereitwilligst zu den Kranken nach Brackede, um ihnen seinen Rat und seine Hilfe zu spenden.

Pastor Gretzer.

Pastor Gretzer zu Radegast, dem Nachbardorf von Brackede, in welchem die Kirche steht, hatte von Natur eine gewaltige Stimme erhalten, die wenig geeignet schien, seine Schäflein in sanfter Weise auf den Himmelsweg zu leiten. Weit eher hätte seine Donnerstimme dazu gepaßt, wilde Barbarenhorden zum Kampfe mit den Feinden anzufeuern oder eine Meßmenagerie dem Publikum zu empfehlen. Sein Küster, ein ewig verlegen in die Faust kicherndes, falsches Hochdeutsch redendes Individuum, mußte in der schmucklosen, der Orgel entbehrenden Kirche den Bauern immer den ersten Ton jedes Verses vorsingen. Als musikalischer Leithammel machte er





Bäh!

und schwieg dann. Inzwischen haspelte die Gemeinde ihre Melodie ab, wobei einzelne reiche Bauern, die es wohl nötig haben mochten, sich beim Himmel zu empfehlen, sich durch die Stärke ihrer Lungen sehr bemerkbar machten. Aber im Laufe eines langgezogenen Verses sank die Gemeinde unwillkürlich in immer tiefere Regionen der Melodie, bis der nächste Vers vom Stapel gelassen und vom Küster mit einem hochliegenden Anfangs-Bäh ausgestattet wurde. Auf jeden etwas anspruchsvolleren Christen mußte diese kahle Kirche und dieser noch kahlere Gesang (wenn man es so nennen will) abstoßend oder komisch

wirken. Pastor Gretzer hatte sich auch, wie alle seine Vorgänger, vergeblich bemüht, die Bauern zur Anschaffung eines Harmoniums breitzuschlagen, aber wo gibt's in der Welt hartschädeligere Geschöpfe als so einen norddeutschen Bauern, wenn er reich ist und es ihm an den Geldbeutel gehen soll? Durch Legate können die Dorfkirchen wenig erhalten, da die Bauern, wenn's ans Ende geht und der passende Moment, ihnen die Hölle einzuheizen, da ist, nicht mehr viel zu vergeben haben. Sie sitzen dann meistens schon lange auf Altenteil, und der ebenso dickköpfige Sohn denkt nur daran, ihnen ihr kleines Taschengeld noch möglichst zu verkürzen. Mehrere Generationen von Pastoren folgten sich, ehe eine Drehorgel, als erstes Zeichen einer beginnenden musikalischen Morgenröte, auftauchte. Erst vor einigen Jahren gelangte ein Pastor zum Ziele, d. h. zum Harmonium, und das fing er so an. Das Greuel von Drehorgel haßte er und gedachte den eigenen Kunstsinn der Bauern zu wecken und reden zu lassen. Er arrangierte auf eigene Kosten eine sinnige Weihnachtsfeier in der Kirche mit vielen Lichtern und Tannengrün. Dazu hatte er sich ein Harmonium aus Lüneburg geliehen. Na, das gefiel den Bauern ausnehmend, besonders da ihnen doch so wenig in der eigenen Häuslichkeit geboten wurde und die Kahlheit des musikalischen Teiles des Gottesdienstes ihnen nunmehr selber unangenehm auffiel. So erreichte es der jetzt in Radegast amtierende Seelenhirt, die Starrköpfigkeit der Bauern zu brechen und die geringe Summe zum Ankauf eines Harmoniums aus ihnen herauszuquetschen.

Beschäftigen wir uns nach diesem kurzen Intermezzo wieder mit Pastor Gretzer. Er war ein großer Gourmand und liebte es, neue Motive aus den Kochbüchern herauszustudieren. Täglich gebrauchte er die Redensart: „So hungrig wie heute bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen!“ Häufig kam er selbst in die Küche, um dort die Bereitung der Speisen, und vor allem diejenige der Braten, persönlich zu überwachen. Eines Sonntags gedachte er seinen Gaumen durch einen besonders komplizierten Braten zu erfreuen, den er im Kochbuch entdeckt hatte. Zur Bereitung der Sauce dieses Bratens waren verschiedene Ingredienzien, unter andern auch Kapern und ein Gläschen Madeira, vorgeschrieben. Nachdem der Pastor seine auf das zu erwartende deliciöse Produkt der Kochkunst bezüglichen Anordnungen der Köchin mehrmals eingeschärft, begab er sich zur Kirche. Aber dort ließ ihm, als er seine Predigt gehalten, der Gedanke an seinen in der Küche röstenden und schmorenden Braten keine Ruhe und er benutzte den Schlußgesang, der sich in der Regel ziemlich in die Länge zog und nach dessen Beendigung er den Segen zu sprechen hatte, um schnell durch die Sakristei ins nahe Pfarrhaus und in die Küche zu eilen. Daselbst vertiefte er sich so sehr in die Mysterien der Bereitung seines Bratens, daß er darüber alles andre vergaß. Inzwischen waren die Bauern mit dem Gesang fertig geworden und der Küster vermißte den Herrn Pastor. Schnell gefaßt begann er mit dem bekannten „Bäh!“ den viele Verse langen Gesang von neuem, worauf die Bauern ohne Segen davongingen, sich auf dem Wege über die neue Mode, welche der Pastor heute durch Auslassung des Segens eingeführt, unterhaltend. Die Tochter Gretzers fand ihren Papa in der Küche und fragte ihn ganz erstaunt:

„Warum hast du uns denn nicht gesagt, daß von jetzt an eine Veränderung im Gottesdienst eintreten soll? Wir haben zweimal das Lied gesungen und ohne Segen davongehen müssen.“





„Herr meines Lebens," brüllte Gretzer, daß die Wände der Küche wackelten, „den Segen habe ich ja über dem Braten ganz vergessen!"

Im Gegensatz zu andern Feinschmeckern liebte es Pastor Gretzer aber nicht, sich behaglich breit, mit der vorgebundenen Serviette und in fröhlicher Gesellschaft, an der wohlbesetzten Tafel niederzulassen, hatte vielmehr die Gewohnheit, nachmittags, nach Schluß der Kinderlehre, auf der großen Diele hin und her wandernd, von allen guten, im dort stehenden Speiseschrank aufgestapelten Dingen zu naschen. Er säbelte sich eine gehörige Schnitte Braten herunter, nahm dazu Salat und Kompott und verspeiste seine Portion, indem er mit dem Teller in der Hand beständig auf und ab ging.

Die einzige gesellige Unterhaltung in Brackede bestand in kleinen Gesellschaften, welche sich die Honoratioren gegenseitig gaben. Damals waren aber diese Honoratioren sehr dünn gesäet. Zu ihnen gehörten einzig und allein die Familie Porth und diejenige des Pastors Gretzer; ab und zu ward zu ihren Vereinigungen auch der Herr Schullehrer zugezogen. Pfänderspiele, Geschichtenerzählen, etwas Musizieren — damit war das Unterhaltungsprogramm erledigt. Wenn Lene die Familie des Pastors besuchte, mußte sie mit einer Laterne in der Hand den langen Weg nach Hause stapfen. Eines Abends bildeten das Thema der Unterhaltung Spukgeschichten und besonders sprach man vom sogenannten Krummen Deich, dem zur Zeit beliebtesten Tummelplatz der Brackeder Geister und Kobolde. Mit seiner Donnerstimme erklärte der Pastor, daß es lächerlich sei, an Gespenster zu glauben, und daß, wenn man nur herzhaft auf das vermeintliche Gespenst zugehe, man jedesmal sofort eine ganz natürliche Erklärung für den Spuk finden werde. Als Lene Abschied nahm und mit ihrer Laterne schon draußen vor der Thür stand, gab er ihr die Ermahnung mit:

„Na, mein Mädchen, da grüße mir nur schön die lieben Großeltern und Eltern zu Hause. Nimm dich aber auch in acht — es ist jetzt die dolle Hunnzeit. Wenn du mal so'n Biest triffst, dann wirf ihm nur deine Schürze oder Halstuch hin, und während es sich damit abgibt, läufst du schnell fort. Wenn du aber an den Krummen Deich kommst und siehst dort irgend was, so fürchte dich nur nicht. Gehe nur immer gerade darauf los! Es gibt gar keine Gespenster, mein Mädchen!"





Diese Ermahnung hatte natürlich zur Folge, daß Lene auf ihrem Heimwege nur an tolle Hunde dachte und jeden Augenblick erwartete, ein derartiges Ungetüm wütend auf sie losfahren zu sehen.

Jetzt kam der Krumme Deich. Es ist dies eine große Deichbiegung zwischen dem Kirchdorf Radegast und Brackede — eine einsame, unheimliche Gegend. Aengstlich lugte sie in das Gewirr der alten Weidenstümpfe und hätte vor Schreck fast ihre Laterne fallen lassen, denn dort hinten sah sie im fahlen Dämmerlicht des von Wolken verschleierten Mondes eine scheußliche Gestalt sich auf und nieder bewegen und mit der Hand winken. Dazu hörte sie ein unheimliches Aechzen! Der erste Gedanke Lenens war, wie man sich denken kann: Auskratzen! Da fielen ihr aber die Ratschläge des Pastors, dessen Worte im Dorf immer als unfehlbares Orakel angesehen wurden, ein, daß es keine Gespenster gebe und daß man stets eine natürliche Ursache fände, wenn man nur beherzt auf sie losgehe. Sie ging also mutig näher, trotzdem ihr die Haare zu Berge standen. Nach wenigen Augenblicken fand sie auch des Pastors Behauptung bestätigt: das vermeintliche Gespenst war eine schwarz und weiß gefleckte grasende Kuh, die beim Fressen den Kopf auf und nieder bewegte und vergnüglich dabei brummte. Das Winken der Geisterhand war ihr Schwanz, mit dem sie sich gewohnheitsmäßig die Seiten schlug. Die Kuh gehörte armen Kätnern, welche die Gespensterfurcht der Bauern benutzten und die Geistergeschichten vom Krummen Deich verbreiteten, um das Tier ganz umsonst an dieser Stelle sich satt fressen zu lassen.

Ein Dorfschrecken.

So klein auch Brackede war, so hätte man es doch mit einer großen Theaterbühne vergleichen können, auf welcher jeder seiner Einwohner und Einwohnerinnen ein bestimmtes Rollenfach spielte. Die Rolle der lästigen, überall unwillkommenen Alten, des Plagegeistes des ganzen Dorfes, spielte Fräulein Eckardt, die Pastor Gretzer in sein Haus aufgenommen. Trotz ihrer kleinen, vertrockneten Gestalt entwickelte sie eine Gefräßigkeit wie eine Riesenschlange — infolgedessen verlängerten sich regelmäßig die Gesichter der Bewohner jedes Bauernhofes, an dessen Horizont sie auftauchte. Des Abends pflegte sie gerade zu der Zeit, wenn die Kühe gemolken wurden, bei diesem oder jenem Bauern einzukehren, indessen beschränkte sich ihre Assistenz bei diesem Geschäft niemals auf bloßes Zusehen, vielmehr ließ sie sich immer unzählige Gläser Milch verabreichen, so daß man schließlich hätte glauben können, die Person müsse bersten oder das Genossene müsse bei ihr, wie bei einer überfüllten Flasche, schließlich wieder oben hinauslaufen, denn bei der geometrischen Berechnung des Kubikinhaltes der alten Jungfer konnte die von ihr eingenommene Flüssigkeitsmenge unmöglich von ihren Verdauungswerkzeugen absorbiert werden.

„Wie heißt denn diese Kuh?" pflegte sie gewöhnlich, wenn sie die Familie Porth überfiel, ihren Feldzugsplan bezüglich der Milchkneiperei einzuleiten.

Sagte man ihr: „De heet Wittsnuut" (das bedeutet Weißschnauze), so erwiderte sie:

„Ach, von der Milch dieser Kuh möchte ich wohl ein Gläschen trinken, das wird gewiß herrlich schmecken, wird so sanft die Kehle hinuntergleiten!"

Bei diesen Worten verdrehte sie dann die Augen wie im Rausch des höchsten Entzückens. Hatte sie das erste Glas geleert, so fuhr sie fort:

„Das ist ja eine Prachtmilch — die kann man nur so recht würdigen, wenn man von derselben mehrmals genießt!"

Hatte sie der Milch von Wittsnuut ausreichend Gerechtigkeit widerfahren lassen, so fragte sie weiter:

„Ach, und wie heißt jene reizende Kuh?"

„De doar? De heet Tuulk!"

Die eben genannte Kuh war die beste und schönste bei Porths und gab bei dreimaligem Melken täglich sechsundzwanzig Liter Milch. Als Leuens Brüder noch klein waren, wollten sie, wenn sie im Bett durstig wurden, niemals andre Milch als die von Tuulk haben.

Fräulein Eckardt ließ sich nun auch mit einigen Gläsern von Tuulks Milch regalieren und probierte in ihrer Unersättlichkeit auch die Milch aller übrigen Kühe: Heister, Bläß, de Rode, de Swarte, de Wittbuute, der Reihe nach durch, bis sie endlich mit der Versicherung, daß es ihr noch nie so gut geschmeckt, wie an diesem Abend, davonging.

Eine andre Manier, welche sie anwandte, sich die Bauern tributpflichtig zu machen, war folgende. Sie war stets, wie alle alten Jungfern, mit irgend einer fabelhaften Handarbeit in Wolle und Perlen beschäftigt und arrangierte häufig eine kleine Lotterie unter dem Vorgeben, von diesen im Bau begriffenen kunstgewerblichen Produkten seiner Zeit eine Verlosung zu veranstalten. Das Los kostete, den bescheidenen Verhältnissen des Dorfes gemäß, nur zwei hannoverische Groschen. Nie hat aber jemals ein Mensch etwas davon gehört, daß eine Lotterie stattgefunden und jemand Gewinner gewesen sei. Hiermit und durch zahllose andre Manöver verstand es Fräulein Eckardt meisterhaft, sich ein kleines Taschengeld zu verschaffen.

Auf eine ganz merkwürdige Weise war übrigens das alte Fräulein in das Haus des Pastors Gretzer gekommen. Letzterer, ein lustiger Herr, der wie ein kleiner Lukullus lebte und immer über seine Mittel ausgab, befand sich in beständiger Geldverlegenheit und es saßen ihm eine Menge von Gläubigern auf dem Halse, trotzdem ihm seine Frau nach dortigen Verhältnissen viel Geld mitgebracht. Der Bruder seiner Frau hatte sich zwar erboten, die Schulden des Schwagers sämtlich zu berichtigen, der Pastor indessen Anstand genommen, ihm die ganze Summe, weil dieselbe doch allzu hoch angeschwollen, zu nennen. So oft er konnte, suchte Gretzer das nahegelegene Boizenburg auf, um Einkäufe zu machen, wobei ihn stets seine Haushälterin mit einer großen Kiepe auf dem Rücken, in welcher die gekauften Gegenstände ihren Platz finden sollten, begleiten mußte. Oft kam es vor, daß die Kiepe nicht ausreichte, die Menge der Weine, Delikatessen, Kolonialwaren, Cigarren u. s. w. zu fassen — in solchem Falle beschwerte Gretzer sich selbst mit dem Reste des Proviants, zum großen Mißvergnügen der Bauern, die ihren Seelsorger nicht gern in der Rolle eines Packträgers erblickten.

In Boizenburg war Gretzer einem Wirte für Kneipereien und gelieferte Weine nach und nach einen ansehnlichen Posten schuldig geworden. Da der Wirt keine Möglichkeit sah, zu

seinem Gelde zu gelangen, weil alle Mahnungen nichts fruchteten, so suchte er, als ein kluger Mann, seinen Verlust wenigstens indirekt wieder einzubringen. Es hatte sich bei ihm eine alte Verwandte, besagtes Fräulein Eckardt, eingenistet, die wie eine Klette an ihm hing und die er auf gute Manier nicht loszuwerden vermochte — es sei denn, er hätte zur Anwendung von Gewalt seine Zuflucht genommen. Das alte Fräulein war schon seit einer Reihe von Jahren von einer Hand in die andre gegangen — jede Familie, bei der sie sich einquartiert, hatte schließlich, um sie sich wieder vom Halse zu schaffen, nichts andres gewußt, als sie per Wagen in ein andres Haus — womöglich an einem andern Orte —, mit dem man bekannt oder weitläufig verwandt, zu expedieren und sie einfach dort sitzen zu lassen. Auf die erwähnte Weise hatte sie auch der Boizenburger Wirt übernommen. Er traf nun mit dem Pastor Gretzer die Abmachung, daß dieser, um dadurch seine Schuld zu tilgen, der alten Dame für ein halbes Jahr eine Heimstätte in seinem Hause bereiten solle. Ach, manches Jahr vegetierte sie im Pastorat als eine Familienpest, als ein Füllhorn der Trübsal und des Aergers für dessen Bewohner! Wie eine nächtlicherweile auf Beute ausgehende Katze unternahm sie, wenn alles schlief, heimliche Razzias in die Speisekammer und vertilgte dort alles, was ihr erreichbar und was überhaupt in einen menschlichen Magen zu wandern geeignet. Wochen hindurch wußte sie die Gelegenheit zu erspähen, sich unbemerkt in die Milchkammer zu schleichen und dort allen dicken Rahm abzuschöpfen und sich daran zu delektieren — den Rest, den sie an Ort und Stelle nicht wegzuschlecken im stande, praktizierte sie auf ihr Zimmer, um daselbst an das fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wieder anzuknüpfen. Als es schließlich im Hause keine Butter mehr gab, stellte sich der Pastor auf die Lauer und ertappte die Näscherin in flagranti. Von da an wurden selbstverständlich Speise- und Milchkammer unter beständigem Verschluß gehalten. Unternahm der Pastor eine Ausfahrt, z. B. zu Porths, wohin er jedesmal



Studie auf der Insel Wilhelmsburg.

mit dem Wagen der Familie abgeholt ward, so bestand die alte Schachtel darauf, mit von der Partie zu sein, obgleich niemand sie eingeladen.

„Nein, Fräulein Eckardt," entgegnete der Pastor mit seiner Stentorstimme, „das geht nicht! Sie müssen hübsch zu Hause bleiben — es ist gar kein Platz für Sie auf dem Wagen und Ihr Mitkommen wird gar nicht gewünscht!"

Wenn aber der Augenblick der Abfahrt gekommen, thronte sie schon im Wagen und sagte mit dem süßesten Lächeln:

„Ach, ich brauche ja nur ein klein bißchen Platz, ich rücke ganz in die Ecke hinein! Ach, Herr Pastor, ich fahre für mein Leben gern!"

Was blieb dem würdigen Seelsorger da übrig, als der aufdringlichen Hausgenossin ihren Willen zu thun! Gab es bei Porths Punsch, so verbarg sie regelmäßig ein bis zum Rande gefülltes Glas hinter der Gardine oder einem Blumentopf, um sich dessen Inhalt gelegentlich, wenn niemand auf sie achtete, in den Hals zu gießen. Auf diese Weise kneipte sie Punsch mit zwei Gläsern und konsumierte ihn in Quantitäten wie ein durstiger Musikant.

„Ach, Punsch schmeckt herrlich," rief sie ein Mal über das andre, „Punsch ist mein Lieblingsgetränk!"

Nachdem Fräulein Eckardt dem Pastor jahrelang wie ein böser Kobold auf dem Nacken gesessen und er unzählige erfolglose Versuche gemacht, den ihm aufgedrängten Haus- und Dorfschrecken, sei es in Güte oder mit Gewalt, wieder loszuwerden, verfiel er auf den Gedanken, die alte Jungfer Hamburg zu stiften und der dortigen Einwohnerschaft aufzuhalsen. Diese geniale Idee war ihm unvorsichtigerweise von Fräulein Eckardt selber eingegeben worden, da sie oftmals einer Schulfreundin Erwähnung that, die in Eppendorf bei Hamburg verheiratet sein solle.

„Ja, Fräulein Eckardt," äußerte der Pastor eines Tages, „die müssen Sie aber doch mal besuchen! Es ist nicht recht, daß man sich solange nicht um seine Jugendfreundinnen kümmert! Was wird die für 'ne Freude haben!"

„Aber wie werde ich meine Freundin in Eppendorf gleich finden?"

„Nun, da haben wir ja unsere lieben Freunde Allers!" erwiderte der gegen alle Einreden gepanzerte Pastor. „Mit Hilfe von Herrn und Frau Allers werden Sie gewiß die Gesuchte sofort auffinden können."

Er schilderte ihr darauf Hamburg, das dortige Leben, die dort zu erwartenden Genüsse: Theater, Konzerte u. s. w., sowie die bekannte Gastfreundschaft der Hamburger und nicht am wenigsten die excellente hamburgische Küche in verlockendster Weise, wie nur die äußerste Bedrängnis es einzugeben im stande. Er machte seine Sache so gut, daß Fräulein Eckardt sich schließlich bereit erklärte, den pflichtschuldigen Freundschaftsbesuch in Hamburg abzustatten. Viel Zeit, ihren Entschluß wieder rückgängig zu machen, ward ihr nicht gelassen — eifrig arbeitete die ganze Familie des Pastors an ihrer Ausstattung und half ihr beim Packen der Koffer. Gretzer brachte sie aufs Dampfschiff, bezahlte mit Vergnügen die Reisekosten bis Hamburg für sie, und die ganze Einwohnerschaft der umliegenden Dörfer sah mit inniger Genugthuung die Rauchwolke des sie entführenden Dampfers am Horizont verschwinden.

Ahnungslos des ihr drohenden Unheils wollte die Familie Allers sich eben zum Nachmittagskaffee niedersetzen, als der Commis eine Dame meldete, die draußen stehe und Herrn



Porträtstudie.

und Frau Allers zu sprechen verlange. Ganz heiß lief es Mama Allers über den Rücken und schwarz wurde es ihr vor den Augen, als sie Fräulein Eckardt erkannte, inmitten eines ungeheuren Chaos von Koffern, Hutschachteln und anderem Reisegepäck. Nach einigen süßen Worten von seiten der alten Jungfer wollte diese sich ins Zimmer drängen, aber Herr und

Frau Allers, die beide ganz genau wußten, daß sie verloren seien, wenn die lästige Person auch nur einen Fuß in die Wohnung setzte, verwehrten ihr den Eintritt. Papa Allers, als stets überhöflichem Manne, wurde es natürlich sehr schwer, der armen, alten, verlassenen Klette grob zu kommen, aber was half's? Nicht eine Tasse Kaffee durfte ihr angeboten werden — sonst saß sie für ewig fest! Papa Allers erzählte später noch oft, es thue ihm noch jetzt ganz unsäglich leid, daß er damals so die rauhe Seite habe herauskehren müssen, es sei jedoch keine andere Rettung möglich gewesen.

„Nein, Fräulein," protestierte er, „wir haben durchaus keinen Platz im ganzen Hause, Sie können hier nicht bleiben!"

Sie forderte ein Glas Wasser und bekam es, aber auch nichts mehr.

„Gott, ich dachte, Sie wüßten, wo meine Freundin in Hamburg wohnt."

„Ja, Fräulein, Hamburg ist groß — wir wollen aber im Adreßbuch nachsehen."

Der betreffende Name war indessen darin nicht zu finden.

„Ich glaube," bemerkte Fräulein Eckardt mit enttäuschter Miene, „sie wohnt in Eppendorf."

„Wohl möglich!"

„Na, dann lassen Sie nur den Omnibus nach Eppendorf vorfahren!"

(Das alte Fräulein dachte, es sei in Hamburg so wie in Boizenburg, wo der zum Bahnhof fahrende Omnibus auf Wunsch auch an die Häuser kommt.)

„Ja, Fräulein," entgegnete Papa Allers, „hier kommen die Omnibus nicht vor die Thür, aber mein Hausknecht kann Ihre Sachen hintragen."

So geschah es denn auch. (Damals ging der Omnibus nach Eppendorf vom Gänsemarkt, Ecke der Dammthorstraße beim Gasthaus „Zur Stadt Kiel", ab.)

Auf diese Weise wurde die Familie Allers die alte Jungfer los, hörte auch nie wieder etwas von ihr. Fräulein Eckardt erschien auch nicht wieder beim Pastor Gretzer. Wo war sie aber geblieben? Chi lo sa! Vielleicht fand sie wirklich ihre Freundin — wahrscheinlicher ist aber, daß sie bei irgend einer gutherzigen Familie übernachtete und bei dieser hängen blieb.

Oder sollte sie gar als Gespenst mit ihrem Gepäck noch immer in Eppendorf herumirren, um ihre Freundin zu suchen und zu beglücken? —

Erntefest und Weihnachtsabend.

In den hannoverischen Elbdörfern besteht die Sitte, daß jeder Knecht und jede Magd zum Erntefest von der Herrschaft einen sogenannten Oarnstuten erhält: das ist ein großes mit viel Milch und Butter gebackenes Weißbrot. Nun diente bei Lenens Eltern schon seit langen Jahren der Großknecht Franz Pätow, auf den alle wegen seiner guten Aufführung, seiner Treue und seines Fleißes große Stücke hielten. Pätow hatte die Kinder des Hauses eng in sein Herz geschlossen und pflegte ihnen als materiellen Ausdruck seines Wohlwollens von seinem Oarnstuten immer einige Schnitte zu spenden, zum Ueberlaufen voll bestrichen mit dem leckersten süßen Honig, welchen er sich für sein eigenes Geld anschaffte. Den Kindern lag an der Ehre, von Franz eine Honigschnitte zu empfangen, ebensoviel wie an der leckeren Sache selber. Was Lene betraf, so aß sie niemals Honig, weil er ihr Zahnweh verursachte, und da Franz dies vielleicht erfahren, überging er sie einmal bei seiner Spende. Lenen verdroß das sehr, und um Franz ihre kleine

Person ein wenig in Erinnerung zu bringen, machte sie sich in seiner Nähe zu schaffen und muß dabei wohl so deutlich mit dem Zaunpfahl gewinkt haben, daß er, sich vor die Stirn schlagend, plötzlich ausrief:

„Watt, Diern! Da fallt mi in, du hest ja woll noch keen Honnigstuten von mi kreegen?"

Rasch eilte er in seine Stube und kam von da in wenigen Minuten mit dem ersehnten Cadeau zurück. Das letztere in Händen haltend schritt Lene stolz wie eine Spanierin davon, um es unter die Brüder zu verteilen.

Pätow stand ganz allein in der Welt; die andern Knechte und Mägde jedoch schenkten ihre Oarnstuten gewöhnlich ihren Eltern oder armen Verwandten. Damit sie indessen durch diese gute That nicht um den Genuß des delikaten Weißbrots kamen, gab es während des Erntefestes (in der Michaeliswoche) für das sämtliche Dienstpersonal Oarnstuten zu essen. Unter den Knechten befand sich ein Trunkenbold, Namens Diedrich, der seinen armen Verwandten den Stuten nicht gönnte, letzteren vielmehr aufhob, um ihn nach Schluß der Erntefestwoche, wenn am Horizont des Eßtisches wieder das Alltagsschwarzbrot auftauchte, gemächlich zu verspeisen, zum Aerger und Verdruß seiner männlichen und weiblichen Kollegen, die alsdann, ihr Schwarzbrot kauend, neidisch zusehen mußten, wie der Schlemmer das leckere Gebäck verspeiste. In der Befürchtung, daß man ihm seinen Oarnstuten heimlich eskamotieren könne, war Diedrich, als richtiger Geizhals, auf den Gedanken verfallen, das Brot zu verstecken, und zwar auf eine möglichst knifflicbe, ingeniöse Weise. Nachdem er sein Gehirn eine Weile zermartert, entdeckte er endlich ein, wie er meinte, prächtiges Versteck. Während des Herbstes lag auf dem Hofe immer in großen Haufen die Brakscheve, d. h. der Abfall des Flachses beim Braken, wie plattdeutsch das Brechen desselben genannt wird. Die Brakscheve blieb wochenlang unbeachtet auf ihrem Platze, bis sie bei Beginn des Winters mit auf den Düngerhaufen kam. Mitten in die Brakscheve hinein steckte nun Diedrich seinen Stuten, überzeugt, daß ihn niemand dort auffinden werde. In dieser Voraussetzung hatte er sich auch nicht geirrt, aber nur den Umstand dabei außer acht gelassen, daß sich in einem solchen trockenen, häckerlingartigen Haufen, wenn bei Regenwetter Feuchtigkeit in ihn eindringt, nach und nach eine ganz enorme Hitze entwickelt. Als nun nach Verlauf der Erntefestwoche Diedrich seinen Schatz aus dem sicheren Versteck hervorziehen wollte, hatte sich derselbe in eine schmutzig-grüne, verschimmelte Masse, die im Innern ganz mit Pilzen durchwuchert, verwandelt. Diedrich stand starr und betroffen da, sich den Kopf kratzend, während die übrigen Knechte und Mägde, die ihn beobachtet, ein höhnisches Gelächter erschallen ließen und die Flut ihrer Spott- und Stichelreden über ihn ergossen. In seinem Aerger warf er den Klumpen dem Hunde Phylax zum Verzehren hin. Dieser wandte sich, das verschimmelte Futter beriechend, mit einem Knurren der Enttäuschung davon ab, kniff ein Auge zu, reckte eines seiner Ohren empor und blinzelte Diedrich verachtungsvoll an, als wolle er sagen: „Du Schapskopp, so wat wullt du mi anbeeden!" —

Das Christfest gilt auch in Brackede als Hauptfest, wenn es auch primitiv gefeiert wird. Als erster Weihnachtsbote erscheint einen Tag vorher der Dorfhirte in seinen besten Kleidern und mit einem großen Sacke für die zu erwartenden Gaben versehen. — Von Haus zu Haus geht er, seinen Spruch sagend: „Ik wünsch ok fröliche Winachten, — Friede — Gesundheed — Enigkeed un hernach de ewige Seligkeed. Nich allein in diesen Johr'n, sondern noch in viel folgenden Johr'n! — Goden Dag ok!" Damit geht er im Zimmer herum, allen die Hand gebend.

„Na, ga sitten," meint dann der Urgroßvater Hinze, und während nun der Gratulant tiefsinnige Gespräche über das Vieh, die Politik und das Wetter seit dreißig Jahren mit dem Familienoberhaupt führt, wird Kuchen und Schnaps aufgetragen. Manchmal bittet er aber um eine Tasse Kaffee, da er vom Schnapstrinken in den vielen Häusern schon etwas angesäuselt ist. — Inzwischen wird die Weihnachtsgabe herbeigebracht: ein großes Stück Rauchfleisch, eines dito Speck, diverse Hülsenfrüchte, wie Erbsen und Linsen, Bratbirnen, ein Schwarzbrot 2c. 2c., alles in den großen Sack hinein, so daß seine Frau nachher viel Arbeit mit dem Auseinandersortieren hat. Nur für Mehl hat er einen Extrabeutel mit.

„Veel Gotts Lohn, ok schön'n Dank — Na denn adjüs." — Er geht wieder im Zimmer herum, allen die Hand gebend, um dann im nächsten Haus von vorne anzufangen.

Der Weihnachtsabend hieß in Brackede unpoetischerweise „Bullbuksabend", das heißt Vollbauchsabend, und zwar im Hinblick auf die Knechte und Mägde, deren Hauptfestesfreude in einer gehörigen Anfüllung ihres Wanstes bestand, während sie sich um die ideale und religiöse Seite des Festes wenig kümmerten. Das Mahl der Dienstleute wies an diesem Abend folgende Zusammenstellung auf: Süße aufgekochte Milch, in welche Weißbrot hineingebrockt — dann aus Blut zubereitetes Schwarzsauer mit Schweinefleisch und gebratenen Birnen — ferner süßsauer zubereitete Ochsenkaldaunen mit Rosinen und Korinthen — hierauf kalter Schweinskopf in Sülze und mit Zwiebelsauce. Den Beschluß des Mahles bildete Butter und Brot; zu allen Gerichten gab es übrigens frischgekochte Kartoffeln. Als Getränk wurde Schnaps verabreicht. Nach beendigter Abfütterung schlug ein den Weihnachtsmann vorstellendes Mädchen von draußen mit Ruten an die Fenster, um die Kinder zu erschrecken. Im weiteren Verlauf des Christabends las Lenens Vater einen Abschnitt aus der Hauspostille vor — alsdann ward die Thür des guten Zimmers geöffnet und die Kerzen des dort aufgestellten Tannenbaums angezündet. Unter dem letzteren lagen für jeden im Hause seine Geschenke, begleitet von einem mächtigen Haufen von Pfeffernüssen, Weißbrot, Kuchen und Aepfeln. Mit den Pfeffernüssen nahmen die Knechte und Mägde, um den Rest des Abends auszufüllen, ein Glücksspiel vor, indem sie, ein paar Nüsse in der geschlossenen Hand haltend, dem anderen die genaue Anzahl derselben zu raten aufgaben, dabei sprechend:

„Pomut, pomin
Wo veel schölt sin?"

Riet der andere richtig, so gewann er die Nüsse; im entgegengesetzten Falle mußte er seinerseits die nämliche Anzahl hergeben. Was an der Spielbank von Monaco im großen mit Goldstücken geschieht, das wiederholte sich hier im kleinen mit Pfeffernüssen, denn oft genug kam es vor, daß mancher Knecht, manches Mädchen seinen ganzen Reichtum an den letzteren verspielte.

Hans Lanz und Jakob Lanz.

In der Mitte des Dorfes Brackede wohnte der Fuhrmann Hans Lanz, ein schnurriger Kerl, der den Bauern viel Stoff zur Heiterkeit gab. Er hatte eine alte, flinke, immer vergnügte Frau. Sein kleines Stück Land ließen die Großbauern, bei denen er seiner jovialen Natur wegen gut angeschrieben stand, der Reihe nach von ihren Knechten pflügen.

Mit seinem Planwagen und einem uralten, aber trotzdem sehr intelligenten Schimmel fuhr Hans jede Woche nach Lüneburg, um daselbst Schinken, Würste und Eier für die Bauern zu verkaufen. Auf jeder dieser Fahrten begleitete ihn seine Frau. Sobald sich der Wagen in Bewegung setzte, krabbelte die Alte hinten ins Stroh und verschrieb ihre Seele dem Traumgott, und auch Hans nickte vorn auf dem Bock allmählich ein, nur ab und zu mit geschlossenen Augen die Peitsche schwingend und „Hüh, Schimmel, hüh!" lallend. Trotzdem erreichte das Fuhrwerk jedesmal ohne Unfall seinen Bestimmungsort, denn der alte Schimmel kannte den Weg so genau wie ein Landbriefträger und ließ sich auch nie aus seiner bedächtigen Gangart bringen, die so schneckenartig, daß ein Fußgänger, wenn er mit dem Fuhrwerk gleichen Schritt halten wollte, seinen Marsch aufs äußerste verlangsamen mußte.

Franz Pätow, der in dieser Erzählung schon erwähnte Großknecht, befand sich einst auf der Rückwanderung von Lüneburg nach Bradede und überholte unterwegs Hans Lanz.

„Da mööt wi uns doch mal 'n Spaß maken," dachte er, ging vorbei und rief:

„G'n Abend!"

„Goden Abend!" echote Hans, der in der Dunkelheit den Vorübergehenden nicht erkannte. Pätow lief hierauf eine Strecke voraus, kehrte um und ging an der anderen Seite des Wagens dem letzteren entgegen und vorbei, abermals „Goden Abend!" wünschend und abermals „Goden Abend!" zur Antwort erhaltend. Zum drittenmal vollführte er das nämliche Manöver, indem er, an der rechten Seite des Wagens vorbeipassierend, an dessen Hinterrädern den stereotypen Ruf „Goden Abend!" erschallen ließ, der ihm auch wieder aufs freundlichste zurückgegeben ward. Diese gegenseitige Bewillkommnung wiederholte sich etwa ein dutzendmal, wobei Pätow stets Sorge trug, seine Stimme ein wenig zu verändern. Schließlich vernahm Franz zu seinem großen Vergnügen, wie Hans zu seiner Frau in den Wagen hineinsprach:

„Dolsch, t' sünd mal veil Lüüd ünnerwegs hüt Aubend!"

Jetzt hörte Pätow mit seinem Frage- und Antwortspiel auf, trat ganz nahe an Lanz heran und rief diesem zu:

„Süh, Hans, büst du't?"

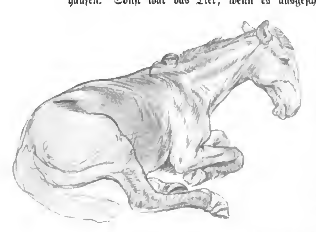
„Süh, Franz!" lautete die Antwort. „Na, wo geiht'? Wonem kummst du denn her? Kumm, sett di 'n beten met upper."

„Nä," erwiderte Pätow, „dat mag ik din ool Schimmel nich tomoden, dat he mi ok noch treckt, ik bün good to Foot."

Natürlich kam Pätow, da er mit dem langsam weiterkriechenden Schimmel Schritt halten mußte, weit später nach Hause, als wenn er seinen Weg allein fortgesetzt hätte.

Einst hatte Hans in Lüneburg kurz vor Beginn seiner Rückfahrt nach Bradede etwas zu tief ins Glas geguckt, und als sich das Fuhrwerk in Bewegung setzte, fiel er in seinem berauschten Zustande auf dem Bock bald in tiefen Schlaf. Hinten im Stroh schlief wie gewöhnlich seine Alte, und beide erschütterten nun die Luft durch ein nicht enden wollendes Schnarchduett. Was den Schimmel betraf, so konnte er seinen Weg ohne „Hüh!" und „Hoh!" gut genug. Die Tochter des Ehepaars, die in Bradede bei den Bauern zum Weben ging, pflegte, wenn sie die Eltern auf dem Heimwege wußte, jedesmal, ehe sie sich zur Ruhe begab, den Thorweg des Gehöftes aufzumachen, damit das Fuhrwerk ungehindert hineinpassieren konnte, denn oft genug kam es vor, daß die Ankunft der Eltern mitten in der Nacht erfolgte. In dem beregten Falle

schlich der Schimmel mit seiner schnarchenden Last langsam auf der Landstraße dahin, trabte, als er ins Dorf gekommen, durch die besagte Pforte und blieb auf dem Hofe stehen, in der angenehmen Erwartung, bald zur Tränke geführt zu werden und sich hierauf der Bequemlichkeiten seines Stalles erfreuen zu können. Da indessen niemand vom Wagen abstieg, schaute das Tier sich rechts und links um, schüttelte die Ohren, wieherte und stampfte den Boden mit den Hufen. Der Gaul wartete eine halbe, eine ganze Stunde und bemühte sich, mit seinem Pferdeverstand die Lösung der Frage zu ergründen, warum niemand komme, um ihn auszuspannen und mit Trank und Futter zu erquicken? Endlich riß auch diesem lammfrommen Vieh der Geduldsfaden und es setzte sich von selbst nach dem Wassertroge in Bewegung. Der Weg dahin führte nun aber über den hohen, an der einen Seite des Hofes liegenden Misthaufen. Sonst war das Tier, wenn es ausgeschirrt und sich frei zu bewegen im stande, mit Leichtigkeit über das erwähnte Hindernis hinübergekommen, diesmal jedoch gestaltete sich die Sache nicht so einfach. Als es über das Mistgebirge ging, schlingerte das Fuhrwerk wie eine Barke im biscayischen Meerbusen, Hans, die Peitsche in der Faust, ward hinausgeschleudert und blieb auf dem Miste liegen — auf der bequemen Lagerstatt, die ihm ganz unversehens bereitet worden, ruhig weiterschnarchend. Der Gaul seinerseits hielt erst bei der Tränke wieder an, wo er seinen unergründlichen Durst stillte und alsdann sich mit Ergebung in das nun einmal Unvermeidliche fügend, gelassen weiter wartete, bis man komme und ihn ausschirre.



Am nächsten Morgen stand der Knecht des nebenan wohnenden Großbauern zur gewohnten Stunde auf, steckte seine Pfeife am Küchenherd an und schritt gähnend und die Arme reckend vor die Thür, um den Morgenhimmel anzuglotzen und Wetterstudien zu machen. Da vernahm er ganz in der Nähe die lallenden, schwer verständlichen Laute einer menschlichen Stimme, die von jenseits des Zaunes, welcher das Gehöft seines Herrn von demjenigen des Nachbars Hans Lanz trennte, herzukommen schien. Rasch kletterte er über den Zaun und hielt sich den Bauch vor Lachen, als er den noch immer halb berauschten Hans auf dem Mist aufrecht sitzen und beständig mit der Peitsche über denselben hinknallen sah, wobei der gute Mann nicht unterließ, fortgesetzt sein „Hüh, Schimmel, hüh!" zu rufen. Eilig weckte der Knecht die Tochter, welche nun mit Hilfe des ersteren ihren Vater zu Bett brachte. Als die beiden hierauf den frierenden Schimmel ausschirrten, um ihn in seinen Stall, der ihm so lange vorenthalten geblieben, zu führen, entdeckten sie auch die Mutter im warmen Stroh des Wagens, die, noch immer schlaftrunken, neben ihren Gatten gebettet ward.

Hans Lanz hatte einen Bruder, den Dorfschuster Jakob Lanz, später, als der Held unsrer Geschichte seine Studien in Brackede machte, „Lanzen Vader" genannt. Er war in seiner Jugend

in der Welt weit herumgekommen und stellte einen kleinen Dorf-Odysseus vor. Viel Vergnügen bereitete es jedesmal unsrem angehenden Maler, wenn er seine Stiefel von Lanzen Vader flicken ließ. Alsdann saß er in Socken bei dem alten Schuster, ihn zeichnend und dabei über seine abenteuerlichen Fahrten ausholend. Schon die Werkstatt mit dem Schuster darin war ein eines Adrian von Ostade würdiges Motiv. Eine alte Tonne mit einem Brett darüber bildete den Arbeitstisch, rund herum allerlei merkwürdiges Gerümpel; die Staffage vervollständigten die Schusterkugel, ein Vogelbauer und einige selbstgezogene Rosenstöcke. Lanzen Vader war jetzt hochbetagt und krumm, mit einem Kopf voll langer weißer Locken. Als junger Mensch hatte er, wie es damals Sitte und Brauch unter den Handwerkern, die Welt am Ziegenhainer durchfochten. Sein erstes Ziel war die hohe Schule seines Metiers, Paris, gewesen. Von Paris wanderte er nach Marseille und durchzog das schöne Land Italia bis zum Ende des Stiefels. Alsdann machte er sich auf die Beine nach Jerusalem. Was ihn dahin trieb, wußte er wohl selber nicht. Es war wohl der alte, den Deutschen schon seit der Epoche der Kreuzzüge innewohnende Drang nach dem Orient und Palästina. Bis Konstantinopel war es ihm ziemlich schlecht gegangen, aber von dort ab sonderbarerweise sehr gut, da er in den wilden Gebirgen und Steppen Kleinasiens als Gastfreund von einer Horde zur andern expediert wurde, sich Karawanen anschloß und sicher unzählige Abenteuer erlebte, bis er ins Jaffa-Thor des heiligen Jerusalem einzog.



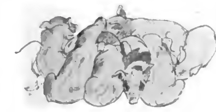
„Achter Konstantinopel fangt de Gastfründschaft an!“ meinte er.

Nun war er der Marco Polo von Bleckede, hatte aber keine Schätze aus dem Orient heimgebracht, konnte auch leider kein Buch über seine Reisen schreiben. Schade, daß die Schustergesellen, bevor sie ihre Orientwanderung antreten, nicht bei einem federgewandten Feuilletonisten in die Lehre gehen können — wie viel interessanter Stoff würde dadurch dem Lesepublikum unverloren bleiben!

Erlebnisse in Bleckede: Auf Pfaden höherer Bildung.

Lene war etwas über fünfzehn Jahre alt, als sie in das Haus des Kantors Gathmann zu Bleckede kam, um die Pfade höherer Bildung zu beschreiten. Mit der Tochter ihres zeitweiligen Pflegevaters, Auguste, wurde sie bald Ein Herz und Eine Seele.

Beim Kantor mußte das Hausmädchen das Morgen-, Mittag- und Abendläuten im Turm, die sogenannte Betglocke, besorgen. Mittags und abends schlossen sich die beiden Mädchen immer gern dieser Partie an, besorgten das Läuten auch wohl ganz allein. Um einen recht





Straße in Thun.

kräftigen Klang zu erzielen, stiegen sie in der Regel drei Stufen auf der Treppe empor und sprangen dann mit voller Wucht auf den Boden, dabei den Strick, an welchem unten ein Knoten angebracht, in den Händen haltend. Nun wurde so lange gewartet, bis sich der Ton in ein sanftes Summen verwandelt hatte und wieder ging's kräftig mit dem Strick nieder. Es waren im ganzen immer neun Schläge mit der Glocke zu geben, und zwar hatte der letzte stets dreimal hintereinander zu erfolgen. Drüben im Garten stand in der Regel der Herr Superintendent mit der langen Pfeife und horchte mit Kennermiene auf diese Produktion. Wenn dieselbe ganz besonders gut ausfallen sollte, so liefen die Mädchen gleich nach dem ersten Anschlagen die sechs Treppen hinauf zur Glockenstube und kamen dann just recht, um in nächster Nähe der Glocke mit aller Kraft weiter zu wirken.

Eines Abends waren weder Auguste noch das Dienstmädchen Lisbeth im Hause und Lene ging allein in den Turm, um zu läuten. Sie hatte schon zwei Schläge vom Stapel laufen lassen, als ihr einfiel, nach oben zu eilen und den Schluß des Geläutes recht schön auszuführen. In der nächsten Sekunde war sie auch schon unterwegs und kam wie gewöhnlich zu rechter Zeit, um Nummer drei so kräftig wie möglich anzuziehen. Nun mußte eine ziemliche Zeit gewartet werden, damit der Ton ausdröhne. Jetzt erst dachte sie daran, daß sie sich ganz allein im Turm befand. Es war doch etwas graulich hier! Die letzten Strahlen der Abendsonne leuchteten rotgolden an dem braunen Gebälk, alte, trockene Feuereimer standen umher, allerlei Gerümpel lag zwischen ihnen aufgehäuft, und dort in der dunklen Ecke gähnte eine unheimliche, schwarze Oeffnung: das Ende des geheimen unterirdischen Ganges, welcher von der alten Raubritterruine bis hierher führte.

Bum! — Nummer vier! Wieder warten! Unten raschelt etwas! Ach was, nun heißt es aushalten und sich nicht blamieren!

Prachtvoll und mit Kraft führte Lene die Nummern zu Ende und stieg dann langsam, ganz langsam, hinunter, da es lebensgefährlich gewesen wäre, zu eilen und sie sich beständig unter die Balken bücken mußte. Die Haare sträubten sich ihr wohl ein wenig in die Höhe und scheue Blicke warf sie hinter sich — dann ging's schnell bei den Totenbahren vorbei und nun hinaus, wobei sie noch genau darauf achtete nicht das Kleid zwischen die Thür zu klemmen. Aber wie schnell drehte sie dann den großen Schlüssel zweimal herum und wie erleichtert atmete sie auf, als sie den Turm hinter sich hatte! Stolz und zufrieden schritt sie ins Kantorhaus zurück. Der Superintendent nickte ihr über seinen Gartenzaun freundlich zu und bei Gathmanns wurde sie als eine Art Heldin empfangen.

„Nein, denkt euch, Lenchen war ganz allein im Turm!"

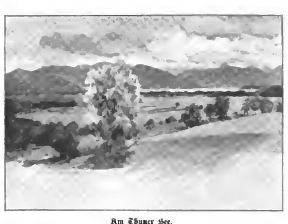
Na, das war ja, wie es schien, eine Kleinigkeit für Lenchen! Sie hütete sich wohl,

---

Die hier und auf den folgenden Blättern gebrachten Skizzen und Reiseerinnerungen aus der Schweiz und Italien sind Reproduktionen nach Aquarellstudien.

etwas von ihrer Furcht verlautbaren zu lassen und dadurch ihren Ruhm zu verkleinern. Daraus zog sie auch den Nutzen, daß über ihren Heldenmut keine Zweifel gehegt wurden und sie von weiteren Probestücken verschont blieb, wie sie der Kantor gern zur Abhärtung verordnete und welche der Bruder Christian Porth oft über sich ergehen lassen mußte. So ward ihm z. B. einmal geheißen, zwölf Uhr nachts mit einer Laterne aus der Kirche ein Gesangbuch vom Altar zu holen.

Zu den Straßenfiguren Bleckedes aus damaliger Zeit gehörte auch ein wandernder Quacksalber — eine Sorte von Leuten, die jetzt nur noch in Südeuropa zu finden. Er hielt jedesmal seinen Einzug in den Flecken auf einem Planwagen, der von einem alten, von Fliegen umschwärmten Schimmel gezogen wurde. Im Kostüm eines Ritters mit Helm und wallendem Federbusch auf einem Karren stehend, verkündigte er den Bauern seine Anwesenheit durch ein lautschallendes Trompetensolo. Neben ihm stand seine, als Colombine gekleidete Frau, Trommel und Becken schlagend. Hatte sich ein großer Haufe von Bürgern, Bauern und Bäuerinnen um ihn versammelt, so begann er seine Heilmittel mit verblüffender Zungenfertigkeit anzupreisen. Da hatte er allerlei Pflaster, die Wunden und Geschwüre im Handumdrehen heilten, eine unfehlbare Salbe gegen Zahnweh, sowie andre Salben gegen Flöhe und Hühneraugen. Eine Universalsalbe gegen jede Art von Hautleiden empfahl er mit den Worten: „De Salv heelt, köhlt, verdeelt un treckt de Hitt af." Die Beseitigung von Gicht und Schlaganfällen war für ihn, wie er seinen Zuhörern zu wissen that, nur eine Kleinigkeit. Auch Zähne zog er aus, wobei jedesmal die Frau, um das Schreien des Patienten weniger hörbar zu machen, die Trommel und das Becken bearbeiten mußte. Ferner rühmte er sich, eine Kur erfunden zu haben, welche den Bandwurm in wenigen Tagen beseitigte. Diese Kur bestand darin, daß der Patient zuvörderst eine süße Suppe hinunterlöffeln mußte, um den Wurm hervorzulocken, alsdann mußte er ein abscheulich bitteres Höllengebräu verschlingen, wodurch der Wurm so erschreckt ward, daß er schleunigst Reißaus nahm. Bei der Leichtgläubigkeit der Bauern machte der Quacksalber in Bleckede und den umliegenden Dörfern stets die besten Geschäfte.



Am Thuner See.

Uebrigens begnügte sich das Landvolk in den meisten Fällen mit einer originellen Naturheilmethode. Gegen ein Gerstenkorn z. B. gab es nach seiner Ansicht kein wirksameres Mittel, als sich von einem schwarzen Schaf ins Auge pusten zu lassen. Den Atem eines weißen Schafes hielt man gegen dieses Leiden für völlig wirkungslos.

Die Familie Kücken.

Im Verein mit ihrer Freundin Auguste Gathmann besuchte Lene regelmäßig die Nähstunde bei Fräulein Kücken, der Schwester des gleichnamigen Komponisten, eines geborenen Bleckeders. Fräulein Kücken, eine alte Jungfer von sanftem, freundlichem Wesen, lebte mit ihrem ältesten Bruder, der ein arger Thunichtgut, sowie einer blinden Tante zusammen. Der Vater der beiden Geschwister hatte ehemals in Bleckede das Amt eines Scharfrichters und Abdeckers versehen und in der ersteren Eigenschaft einmal einen Missethäter hinzurichten gehabt, was der alte Hinze damals mit angesehen. Letzterer hatte zwar nur das Blitzen des Schwertes wahrgenommen, war aber vor Schreck zu Boden gesunken. Nach dem Tode des alten Kücken war nun das Scharfrichter- und Abdeckergeschäft auf den vorerwähnten ältesten Bruder des Fräuleins übergegangen, der indessen sein Geschäft vernachlässigte und es vorzog herumzulumpen. Tagelang saß er an der Teufelskuhle, einem malerischen, unheimlichen Waldsee auf dem Wege nach Brackede zu, und angelte. Für die Mädchen, sowie für die Bauern war dies immer ein Ort des Grauens und Schreckens und wenn sie im dichten Unterholz den Scharfrichter, seine Angel ins schwarze Wasser tauchend, sitzen sahen, liefen sie unwillkürlich schneller zu.

Außer Lene Porth und Auguste Gathmann kamen täglich noch vier bis fünf andre junge Mädchen zu Fräulein Kücken, alle von der löblichen Absicht beseelt, tiefer in die Geheimnisse der edlen Näh-, Stopf- und Flickkunst einzudringen. Im Hintergrund der kleinen, sonnigen Stube saß beständig, unbeweglich wie eine Buddhafigur in einem indischen Tempel, die blinde Tante — nur aus der Bewegung ihrer Hände, die emsig mit der Förderung eines Strickstrumpfes beschäftigt, konnte man entnehmen, daß Leben in ihr vorhanden. Bisweilen geschah es, daß sie eine Masche fallen ließ — alsdann stand sie leise auf und tappte zu einem der jungen Mädchen, dasselbe ersuchend, die Masche wieder aufzunehmen. Trotz ihrer Schweigsamkeit und ihres ruhigen Wesens besaß indessen die Blinde ein sehr reizbares Temperament und im Verkehr mit ihr mußte man sie sozusagen mit Glacéhandschuhen anfassen.

Gegen den Abdecker hegte Lene Gefühle der Verachtung und des Hasses — Gefühle, die nicht allein dem Grauen, welches ihr sein Beruf einflößte, sondern auch seinem anmaßenden Benehmen entsprangen. Jeden Tag fand er sich in der Nähstube ein, ging mit dröhnenden Schritten, pfeifend und die Hände in die Taschen versenkt, auf und ab und musterte die jungen Mädchen mit den Blicken eines Pascha, als wolle er eine von ihnen gnädigst zu seiner Favoritin erwählen. Jedesmal ergriff er auch, nur die bedeutungslose Phrase „Mit Erlaubnis" dabei murmelnd, sans gêne Lenens kleine, elegante Schere und stocherte sich damit in den Fingernägeln herum, so daß sich Lene schließlich gezwungen sah, die Schere sofort, wenn er eintrat, in ihre Tasche zu stecken. Wenn sie so that, glitt immer ein bedeutungsvolles Lächeln über das freundliche Antlitz des alten Fräuleins Kücken, als wolle sie sagen: „Recht so — ich verstehe, mein Kind!" Im Gegensatz zu ihrem ungehobelten Bruder besaß die Schwester die feinste Bildung, die gewinnendsten Manieren. Sie hatte übrigens noch einen dritten Bruder, welcher den Beruf eines Tanzmeisters erkoren. Ein originelles Brüderkleeblatt: Komponist, Tanzmeister und Scharfrichter!


Burgthor in Thun.

Früher waren die Kückens sehr wohlhabend gewesen. Dem alten Kücken indessen, dem Vater der drei Söhne, lief das ererbte Vermögen rasch durch die Finger, da er, anstatt sich nur auf den Zinsengenuß des letzteren zu beschränken, nach und nach das Kapital verzehrte. Wenn seine Haushälterin Geld brauchte, ging er mit ihr in die Schlafstube, woselbst ein großer eisenbeschlagener Kasten stand (von der Art, wie er bei vergrabenen und verzauberten Schätzen zu figurieren pflegt), öffnete ihn, griff hinein und warf der Person eine Handvoll Thaler in die Schürze mit der stereotypen Frage: „Reckt dat, Katrin?" Obwohl diese Person ein Muster von Ehrlichkeit, kam endlich doch der Tag heran, an welchem von dem großen, viele Generationen hindurch ersparten Vermögen nur wenig mehr existierte.

Einst kam Lenens Mutter zu Besuch bei Fräulein Kücken vorgefahren, und da ward der Bruder Scharfrichter beauftragt, den Kaffee zu bereiten. Als Lene zufällig an dem Ziehbrunnen vorüberkam, sah sie, wie der Scherenräuber gerade aus dem letzteren einen Eimer Wasser, mit welchem er den Kaffee zu kochen gedachte, heraufzog und wie aus dem Eimer eine ungeheure altersgraue Ratte heraussprang, die er schnell ergriff und wieder in den Brunnen hinabwarf.

„Pfui, Herr Kücken," rief Lene ihn an, „was machen Sie da? Gitt i Gitt! Muß denn das eklige Tier durchaus wieder in den Brunnen 'rein?"

„Ach, Freilein," meinte er, „dat macht nix — davon sind so viele binnen — da kommt's auf eine mehr oder weniger nicht an!"

Lene guckte herunter. Richtig, da krabbelte eine ganze Kompanie Ratten zwischen dem Grünzeug, mit welchem die Wände des Brunnens bewachsen, herum und schwamm lustig auf der Oberfläche des Wassers hin und her — die Tiere schienen in der feuchten Tiefe ein wahres Schlaraffenleben zu führen.

Von da an verzichtete Lene darauf, im Kückenschen Hause jemals wieder einen Schluck Kaffee zu sich zu nehmen.

Auf der Koch-Universität.

Die hohe Schule der Kochkunst und des Kuchenbackens für Lene war das Haus des Gastwirts, Bäckers und Konditors Karl Rapp in Bleckede, in welches die Eltern das junge Mädchen, als es sein siebzehntes Jahr erreicht, auf einige Zeit brachten.

Bei Rapp gab's viel zu thun und zu lernen, denn die Gastereien und Bälle wollten dort kein Ende nehmen. Bei diesen Festlichkeiten hatten die Bürgerlichen einen Saal für sich und die Adeligen einen andern. Zu den letzteren hielten sich auch immer, wie es überall der Fall in unsrem lieben Deutschland, die reichen Grundeigentümer der Umgegend. Es herrschte damals in dem Flecken Bleckede ein Kastengeist wie in einer kleinen deutschen Residenzstadt oder

wie unter den Eingeborenen Ostindiens. (In diesen Verhältnissen wird sich wohl auch jetzt in Bleckede kaum etwas geändert haben.) Viel Leben in das Haus brachten außerdem die vier Söhne und vier Töchter Napps. Da Lenens Verlobung mit Heinrich Allers bis dahin noch ein Staatsgeheimnis geblieben, so galt die junge Kochstudentin, die ja die Tochter eines angesehenen Gutsbesitzers, als eine begehrte Partie und ward von vielen Verehrern umschwärmt. Darunter befand sich einer, den sie nicht ansehen konnte, ohne ihm ins Gesicht zu lachen. Der alberne Geck, der von seiner eigenen Erscheinung ungeheuer eingenommen, trug nämlich sein knallrotes Haar immer steif in die Höhe gebürstet, so daß es fast den Anblick einer gen Himmel lodernden Flamme gewährte — eine Mode, die in der Jetztzeit bei den französischen Clowns Eingang gefunden. Wenn er auf Bällen und Gesellschaften mit Lenen tanzte, fragte er sie regelmäßig, ob sie nicht beide ein schönes Paar abgeben würden, wobei er stets wohlgefällig beim Vorbeihopsen in alle Spiegel hineinguckte. —

Franz Meyer, ein jovialer, behäbiger und sehr selbstbewußter Sechziger, war ein Großbauer aus dem nahe bei Bleckede gelegenen Dorf Vogelsang. Er duzte alle Welt, redete jeden mit „Nahber" (Nachbar) an und suchte beständig Partien für seine beiden Söhne. Eine Tochter besaß er übrigens auch. Als er einst Lenens Vater in Lüneburg traf, rief er ihm zu:

„Na, Porth, heßt du 'n Deern?"

„Ja, Franz Meyer," lautete die Antwort, „een Dochter heff ik."

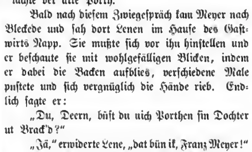
„Dunner," sagte er, dabei, wie es seine Art war, die Backen aufblasend und kurz und stoßweise lachend, „dat is good! Dien Deern schall min öllsten Söhn friegn! Da giv mi mal de Hand op — is afmakt!"

„Jä, Franz Meyer, dat is ok recht!" lachte der alte Porth.



Straße in Thun.

Bald nach diesem Zwiegespräch kam Meyer nach Bleckede und sah dort Lenen im Hause des Gastwirts Napp. Sie mußte sich vor ihn hinstellen und er beschaute sie mit wohlgefälligen Blicken, indem er dabei die Backen aufblies, verschiedene Male pustete und sich vergnüglich die Hände rieb. Endlich sagte er:



„Du, Deern, büst du nich Porthen sin Dochter ut Brack'd?"

„Jä," erwiderte Lene, „dat bün ik, Franz Meyer!"

„So? Na, du schaßt min öllsten Söhn friegn, wullt du?"

Um ihn nicht zu erzürnen, stellte sich Lene, als ob sie auf seine Absicht einginge, und entgegnete:

„Jä gewiß, Franz Meyer, natürlich will ik dat!"

„Dunnerslag," meinte er, „da möt wi erst mal een op drinken!"

Lene sträubte sich gegen eine solche Zumutung, er indes ließ ihre Einwendungen nicht gelten, rief alle jungen Mädchen des Hauses sowie der nächsten

Nachbarschaft zusammen und richtete an sie — es waren ihrer sechzehn an Zahl — die Frage:

„Wat wölt jü drinken?"

Die jungen Schönen kicherten nur, ohne zu antworten, bis sich endlich ein lustiges Ding ein Herz faßte und rief:

„Maitrank!"

Sofort ward eine große Bowle dieses süßigen Nektars beordert und dazu ein ganzes Präsentierbrett voll Konfekt. Als die Bowle auf dem Tisch stand, nötigte Meyer die Mädchen anhaltend zum Trinken, bis er schließlich den Ruf erschallen ließ:

„Nu mööt jü abers ok mit mi danzen!"

Die Lokalität war jedenfalls hierzu einladend — befand sich die Gesellschaft doch in einem der Tanzsäle Napps. Aber keine der jungen Damen mochte den Anfang machen, die eine schob immer die andre vor.



Mädchen in Thun.

„Jä, dat helpt jo nix," protestierte Meyer, „denn mööt wi darum losen. Kamt mal her! Kiek, de Deern, de von düsse twe Striekhölter den körtsten treckt, mutt mit mi danzen!"

So geschah es denn auch, und der Ball nahm seinen Anfang. Um das fehlende Orchester zu ersetzen, pfiff Meyer und die Mädchen sangen. Plötzlich erhob sich unter den letzteren ein gellendes Gekreisch — sie hielten im Tanzen inne und blickten erschrocken nach den Fenstern. Vor denselben hatte sich nämlich die ganze junge Herrenwelt des Marktfleckens gruppiert und schaute neugierig durch die Scheiben in den Saal. Da fast jedes der Mädchen unter diesen jungen Gentlemen einen Verehrer und Courmacher hatte, so mußte es ihnen sehr unangenehm sein, bei ihrer Schlemmerei mit dem alten Bonvivant so unvermutet überrascht zu werden. In der nächsten Sekunde war alles auseinandergestoben und Meyer stand ganz verblüfft allein da. Er kratzte sich ärgerlich den Schädel, brummte vor sich hin: „Dunnerslag, Döbel noch 'nmal, wo sünd se nu bleben?" und bezahlte mit großem Mißvergnügen seine Zeche im Belaufe von neun Thalern sechs Silbergroschen.

Erlebnisse in Hohenfelde und Dauenhof: Auf der Brautvisite.

Als Lene mit ihrem Bräutigam Hohenfelde besuchte, war der Pastor des Ortes, Knickbein, recht altersschwach und, wie schon sein Name besagte, knickbeinig geworden — seine einst so sonore Stimme hatte auch jetzt einen leisen, zitternden Klang angenommen. Trotzdem ließ er sich nicht davon abhalten, jeden Sonntag zu predigen, ohne sich daran zu kehren, daß der größte Teil der Zuhörer bei seinen Predigten einschlief.

Der Besuch des Brautpaars verursachte große Aufregung nicht nur in Dauenhof, sondern auch in den umliegenden Dörfern. „Heinrich Allers sin Brut kummt hüt mit inne Kark (Kirche),"


Der Rigi und der Lowerzer See.

raunte man sich gegenseitig zu. In der Kirche waren alle Blicke auf Lene gerichtet, die ein elegantes hellblaues Seidenkleid trug. Neben ihr saß ein altes, runzliges Weib, dessen Kopf in einer großen Faltenhaube fast verschwand. Wie erschrak Lene, als sie plötzlich, seitwärts blickend, bemerkte, wie die Alte ihr Kleid prüfend mit den knochigen Fingern musterte, es dann in die Höhe hob und nun eine genaue Inspektion ihrer Unterkleider vornahm, offenbar um sich zu vergewissern, ob die letzteren auch dem eleganten Oberkleide entsprächen. Nun, Lene konnte sich auch in den diskreteren Partien ihres Anzuges sehen lassen — fand doch das Sprichwort: „Boben fix, ünnen nix" auf sie keine Anwendung.

Nach diesem kleinen Zwischenfall wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit der Predigt zu. Der Pastor hatte eben mit erhobener Stimme den Satz vom Stapel gelassen: „Um die verfänglichen und bedenklichen Fragen weislich beantworten zu können! — — —" und Lene spitzte die Ohren, da es ihr schien, als stehe diesmal ausnahmsweise eine sehr geistvolle Predigt zu erwarten. Aber von dem Folgenden ward ihr nichts mehr verständlich. Sie vernahm nur das undeutliche Gemurmel einer dünnen, näselnden Stimme, die ganz so einschläfernd wirkte wie das unaufhörliche leise Plätschern eines Bächleins. Dabei sank das Haupt des würdigen Seelenhirten immer tiefer und tiefer auf die Kanzel nieder und Lene dachte schon, er werde im nächsten Augenblick in Gott Morpheus' Reich entschweben. Indessen mit einemmal ermannte er sich, warf seinen Kopf empor und begann wieder mit kräftiger Stimme, die Schlußwörter des Satzes wie einen Weckruf anschwellen lassend:

„Um die verfänglichen und bedenklichen Fragen weislich beantworten zu können! —"

Von neuem strengte Lene ihre Gehörwerkzeuge an, um zu erfahren, wie die Beantwortung von derlei wichtigen Fragen zu ermöglichen — aber wieder sank der Schwall der Redeflut zum leisen, unverständlichen Gemurmel herab, das eine ganze Weile in dem nämlichen Tonfall weiter rieselte. Lene ließ ihre Blicke in die Runde gleiten: alle Bauern waren sanft eingedußelt. Nur die an den sonnenbeleuchteten Kirchenfenstern herumhuschenden Fliegen und Brummer und die draußen musi-


Die Mythen bei Brunnen.

zierenden Vögel schienen von der allgemeinen Schläfrigkeit nicht angesteckt. Auch über Lene kam es wie eine unüberwindliche Anwandlung von Schlaf — die Augenlider wollten ihr mit bleierner Schwere zufallen.

Da schlugen abermals, zuerst sanft wie ein Zephyr, dann rasch anschwellend wie das beginnende Tosen eines Orkans und bei den letzten Silben in ein Fortissimo übergehend wie die Posaune des jüngsten Gerichts, die bekannten Worte an ihr Ohr:

„Um die verfänglichen und bedenklichen Fragen weislich beantworten zu können! —"



Der Pilatus von Weggis gesehen.

Neues, plötzliches Emporfahren der ganzen Gemeinde aus den Banden des Schlummers — aber ebenso rasches Wiedereinnicken der Bauern und Bäuerinnen, nachdem der Weckruf verhallt war und auf der Kanzel das Gelispel und Gemurmel von neuem seinen Anfang nahm.

Jetzt gab Lene jeden Versuch, in den Inhalt und Geist der Predigt einzudringen, auf und überließ sich ihren eigenen Gedanken.



In Ueberlingen am Bodensee.

Am Nachmittag sagte Lenens Schwiegermutter zu Frau Porth, welch letztere das junge Paar nach Danenhof begleitet hatte:

„Nu möt wi noch Dorten Neumann besöken!"

Auf die Frage, wer die Genannte sei, ward Frau Porth belehrt, dieselbe verkörpere in ihrer Person die öffentliche Meinung des Dorfes, sei gleichsam dessen lebendiges Orakel, dessen lebendige Zeitung. Die Klugheit gebiete, sich mit ihr, der Chefredaktion des Dorfklatsches, auf guten Fuß zu stellen, sonst komme man in des Teufels Küche.

Wie man sieht, existierten damals in dem kleinen, weltabgeschiedenen Dörfchen, wo die Zeitung nur durch das gesprochene Wort eines Individuums repräsentiert wird, die nämlichen Mißbräuche und Auswüchse wie auf dem Höhepunkt der Zeitungslitteratur. In unsern großen

Städten darf es keine Künstlerin der Bühne oder des Zirkus, und sei sie auch noch so berühmt, versäumen, den Redakteuren der bedeutenderen Blätter ihren Besuch zu machen. Und aus dem gleichen Grunde — nämlich um das Urteil der öffentlichen Meinung für sich günstig zu stimmen — muß in dem Kirchdorf Hohenfelde eine junge Dame, welche Braut geworden, sich der Klatschbase des Ortes vorstellen!

Man machte sich also auf den Weg nach dem Hause von Dorte Neumann. Wer beschreibt Lenens Ueberraschung, als sie in der alten Sibylle, die ihnen auf der Schwelle knixend entgegentrat, jene Frau mit der ungeheuren bänderreichen Haube wiedererkannte, welche in der Kirche sich so lebhaft für ihre Unterkleider interessiert hatte. Die alte Dorte ihrerseits schlug vor Erstaunen über diesen ganz unerwarteten Besuch die Hände über dem Kopf zusammen und beteuerte wiederholt, wie geehrt und entzückt sie sich über denselben fühle. Frau Porth mußte in dem besten und weichsten Lehnstuhl, der sich im Zimmer befand, Platz nehmen — alsdann trat Dorte auf Lene zu und musterte nochmals mit kritischen Blicken deren Anzug. Nachdem dies geschehen, ließ sie das Räderwerk ihres zahnlosen Mundes klappern:

„Gott, wie freu ik mi, dat ik de Ehr heff, lütt Heinrich sin Brut to spreken!"

In diesem Tone ging es eine Zeitlang fort. Bei den Worten „lütt Heinrich" konnte sich Lene nicht enthalten, laut aufzulachen, denn dieser kleine Heinrich war ja jetzt ein großer, erwachsener Mann von achtundzwanzig Jahren!

In Dortens Gemach sah es übrigens ganz wohnlich und traulich aus: die weiße Diele war mit Sand bestreut, die Möbel sorgfältig abgestäubt, auf der Kommode prangte in einem Wasserglase ein Kornblumenstrauß und in der Ecke schnurrte behaglich ein Kater. Die Gäste wurden mit ausgezeichnetem Kaffee und frischgebackenem Streuzuckerkuchen bewirtet. Aus dem Umstande, daß das altertümliche Porzellanservice, in welchem Dorte den Kaffee kredenzte, samt dem Zucker und dem Kuchen bereits auf dem Tisch aufgestellt, konnte man schließen, daß der „unerwartete" Besuch von ihr mit mathematischer Sicherheit erwartet worden war.



Kreuzgang im Insel-Hotel (Konstanz).

Viertes Kapitel.

Scherz und Ernst aus der Knabenzeit.

(Der Hamburger „Dom“. — Die Tragödie des französischen Malers Vian. — Umschlag in den Glücksumständen der Familie Allers. — Feiner Mittagstisch. — Der Anscharplatz. — Märsche mit dem Turnverein Hamburg-St. Pauli. — Die damaligen Umgebungen Hamburgs. — Das Heim auf dem Alten Wall. — Der Antiquar Benjamin. — Zur Charakteristik der Hamburger Dienstmädchen. — Zwei köstliche Exemplare männlicher Domestiken.)

Weihnachten, du goldene, selige Zeit für alle Kinderherzen, du warst auch für die Knabenjahre unsres Willy ein strahlender Lichtpunkt — nicht allein wegen des kerzenfunkelnden, geschmückten Tannenbaums und der Geschenke des Christabends, sondern ebensosehr wegen der freudenreichen Adventswochen, in Hamburg „Domzeit“ genannt — ein Abschnitt des Jahres, der damals in der großen Nordseestadt sein ganz eigentümliches Gepräge trug, was zum Teil noch für die Jetztzeit gilt.

Erklären wir zuvörderst, was es mit dem Ausdruck „Domzeit“ für eine Bewandtnis hat.

In früheren Jahrhunderten befand sich die Kathedrale Hamburgs an der Stelle, wo sich jetzt ein Gymnasium — das Johanneum — erhebt. Sie soll ein gotisches Gebäude mit langen daranstoßenden Kreuzgängen gewesen sein. In den letzteren wurde nun in jedem Jahr während der Adventswochen eine Reihe Buden aufgeschlagen, um den ehrsamen Bürgern und Hausfrauen Gelegenheit zu bieten, vor Wind und Wetter geschützt ihre Einkäufe für das Christfest zu bewerkstelligen. Mit der Zeit wurden die Begriffe „Dom“ und „Weihnachtsmarkt“ völlig identisch und haben diese Identität bis auf den heutigen Tag bewahrt, obgleich die Hamburger Kathedrale schon zur Zeit der Okkupation Hamburgs durch die Franzosen gar nicht mehr existierte und der „Dom“ jetzt auf fast allen freien Plätzen Hamburgs abgehalten wird, in neuester Zeit auch auf dem Heiligengeistfelde und beim Holstenthor.

Der Hamburger „Dom“ ist indessen weit mehr als ein einfacher Weihnachtsmarkt — weit mehr als ein Konglomerat von Buden, Pfefferkuchen und Hampelmännern. Nein, er hat sich in der langen Zeit seines Bestehens zu einem drei Wochen dauernden Karneval entwickelt, der mit dem ersten Adventssonntage seinen Anfang nimmt, am Christtage schließt und woran jung und alt, vornehm und gering in buntem Durcheinander teilnimmt. (Vielleicht beschenkt uns der rastlos schaffende Zeichenstift unsres Künstlers in der Folge noch mit einem Mappenwerk, das uns „Eine Wanderung durch den Hamburger Dom“ vorführt.)

Sobald die Domzeit begann, studierte damals das Publikum der Hansestadt eifrig die Beiblätter der „Hamburger Nachrichten" und der während jener Epoche noch in ihrer Blütezeit stehenden, jetzt längst verstorbenen „Reform", um den Feldzugsplan für seine Domwanderungen festzustellen. Was gab es da für eine sinnverwirrende Menge von Unterhaltungen, Schaustellungen und Sehenswürdigkeiten! Da war zu lesen von prächtigen, glanzvollen Weihnachtsmärchen und Feerien, welche sich in den Theatern der Stadt und St. Paulis abspielten — von Balletts, Pantomimen, lebenden Bildern, equilibristischen und athletischen Produktionen, welche auf den improvisierten Bühnen der großen, sonst dem Kultus Terpsichorens geweihten Säle vor sich gingen — von den Panoramen, mechanischen Theatern, Wunderkindern, Riesendamen und Zwergen der in der Stadt und in St. Pauli verstreuten Schaubuden — von den materiellen Genüssen, die in den Konditoreien, Restaurationen, Austernkellern und Bierhäusern, sämtlich phantastisch und mit höchster Eleganz dekoriert, winkten.

Den Schauplatz einer der sinnigsten Veranstaltungen der Domzeit bildete indessen der bereits bei einer früheren Gelegenheit erwähnte Bazar. Hier flammte allabendlich in dem die Mitte des langgestreckten Raumes einnehmenden Rondeau eine gigantische, vierzig Fuß hohe Edeltanne mit Hunderten von Lichtern, von zwei Orchestern wurden abwechselnd die neuesten Opernmelodien, Tänze und Märsche zu Gehör gebracht, und den mollig-warmen Raum durchflutete ein elegantes Publikum, darunter ein Flor reizender junger Damen. Am Eingang zeigte sich ein Transparent mit dem vielsagenden Motto:

In der wogenden Zeiten Strom
Wird fest bestehen Hamburgs Dom!

Willy schmuggelte sich allabendlich in diese glänzende Arena des Weihnachtsvergnügens ein — denn wie hätte er, dem schon der Besitz eines einzigen Schillings ein Vermögen dünkte, jedesmal das Vierfache dieser Summe als Eintrittsgeld aufbringen können? Er brauchte nur durch den Hof des elterlichen Hauses zu gehen, der an die Mauer eines Freundes und Bazarbewohners, des Friseurs François, stieß — diese war kein Hindernis für einen Hamburger Jungen und durchs Nachbarhaus entschlüpfend befand er sich mitten im Bazar.

Auf einem Domspaziergang, welchen unser kleiner Freund mit dem hübschen Dienstmädchen seiner Mutter, einem blutjungen Dinge aus Horneburg im Hannoverischen, antrat, machte er die Erfahrung, daß ein solcher auch in manchen Fällen ein Vergnügen sehr zweifelhafter Natur sein kann. Mama Allers hatte dem Mädchen einen Thaler geschenkt, um sich dafür Schürzen und andre solide Dinge in den Dombuden einzukaufen, ihr jedoch die Warnung mit auf den Weg gegeben:

„Marie, kiek di arlns von buten an — dat beste steit immer buten, un köp di leber nützliche Saken davör."

Fräulein Marie warf sich in ihr Staatskleid und erkor sich zur Gesellschaft unsren Helden, sowie eine ihr befreundete, schon seit längerer Zeit in Hamburg in Dienst stehende „Kökfch" (Köchin) aus der Heimat. Unterwegs erzählte die letztere von einer wunderbaren Wahrsagerin, deren Prophezeiungen stets buchstäblich eingetroffen — man dürfe die Gelegenheit nicht versäumen, die weise Frau über das, was man von der Zukunft zu erwarten habe, zu befragen. Marie erklärte bereitwilligst ihre Zustimmung.

Es war das richtige Hamburger Domwetter. Vom Himmel senkte sich ein feuchter Niederschlag, ein Mittelding zwischen Schnee und Regen; da derselbe schon seit einigen Tagen aus grauen Wolken herniederrieselte, so hatte er Straßen und Plätze in eine Kotlache verwandelt. Die Annehmlichkeiten der Witterung wurden noch durch einen gelblich-braunen Nebel erhöht, der sich wie ein Leichentuch über die Häuser, Straßen und Plätze senkte, der es schon auf drei Schritte Entfernung unmöglich machte, irgend einen Gegenstand zu erkennen und der das sonst so strahlende Licht der Gasflammen zu schmutzig-roten Punkten herabdämpfte. Von oben Nässe, von unten Nässe und von allen Seiten nasser Nebel, der, durch den Sturm den Wanderern entgegengetrieben, sich wie mit hundert Polypenarmen an sie festzukrallen schien! Aber das war gerade das richtige Hamburger Dezemberwetter, unerläßlich für eine Domwanderung!



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Die Wahrsagerin wohnte durchaus nicht standesgemäß, sondern in einer damals ziemlich verrufenen Gegend: nämlich in einer feuchten, schmutzigen Seitengasse, der auf den Pferdemarkt ausmündenden Breiten Straße. Ihr Empfangssalon war weiter nichts als ein sogenannter „Sahl“, d. h. (lucus a non lucendo) eins von den einem Hundestall im großen gleichenden Löchern, deren Thüren sich auf einen gemeinschaftlichen halbdunklen Flur öffnen. Zu dieser Spelunke mußten die drei Personen auf einer vermoderten, baufälligen Treppe und an einem schmierigen Tau, das als Geländer diente, hinaufklimmen und lange, lange warten, bis die Megäre von einem Ausgange zurückkam und ihnen Audienz erteilte. Was sie vernahmen, war die acht Schilling nicht wert, welche die Sibylle von jeder ihrer Klientinnen für die Konsultation forderte und die Marie auch für ihre Freundin erlegte, da die letztere, wie es gewöhnlich bei allen Freundinnen der Fall, zufällig kein Geld mitgenommen.

Weiter ging es durch Schmutz und Schneeregen nach dem budenbesäeten Großen Neumarkt. Daselbst wagte Marie nach und nach zehn Schilling in einer Lottobude, für welche Einsätze sie weiter nichts gewann als ein für sie wertloses Töpfchen mit Bartwichse und ein Paar Hosenträger. Ihre Freundin ward mit einer Schreipuppe beglückt. Anstatt nun wenigstens den Rest ihres Geldes besser zu behüten, ließ sich die einfältige Deern noch zum Besuch eines Wachsfigurenkabinetts verleiten, dessen hell erleuchtete, mit bunten Klecksereien verzierte Vorderseite ihr allzu verführerisch in die Augen stach.

„Laat uns man ringehn, damit ik watt to vertelln heff,“ meinte Marie, „min Madam fragt mi immer genau ut.“

Gesagt, gethan. Der Rest des Geldes fast fort. Hinter der Gardine alles dunkel, nur in der Ferne eines langen Ganges flackert ein Licht und bewegen sich Gestalten. Zögernd

treten die drei näher. Rund herum allerlei unheimliche, unbestimmte Schatten — ängstlich schmiegen sich die Mädchen aneinander. Am Ende des Ganges stößt man auf einen langen, verfrorenen, rotnasigen Kerl mit Krempstiefeln, Pelzmütze und einem schmutzigen Shawl, dessen Enden lang auf die Brust herabhängen. Dieses Subjekt expliziert eben beim Licht einer Stalllaterne einigen gelangweilt und mißmutig dreinschauenden Domwanderern:



„Hier der berühmte Räuber Rinaldo Rinaldini und seine ganze Bande — der mit das blutige Tuch um den Kopf und dem krummen Säbel is der Räuberhauptmann — und hier — — —"

Damit schlägt er einen Vorhang zurück — alle gehen neugierig durch und — stehen unter freiem Himmel hinter den Buden im Schneematsch und Rieselregen — natürlich auch Willy und seine beiden Gefährtinnen, die, weil sie die Letztgekommenen, nur den Schluß des interessanten Vortrags angehört.

„O Gott," meinte Marie, „ik mutt to Hus Madam arlns vertelln — wat ward de seggn!"

„Ach wat," tröstete sie Trina, die Freundin, „leeg er wat för!"

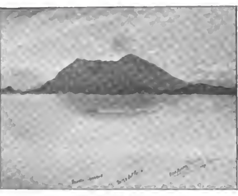
„Nee, dat kann ik nich, dat markt se doch glick! Du kennst min Madam nich — de krigt arlns ut mi rut un lacht mi noch ut. Nee, in'n Dom go ik nich wedder!"

Willy war noch zu klein, die beiden Deerns zu einfältig, um über das eben Erlebte philosophische Betrachtungen anzustellen, sonst hätten sie sich vielleicht gesagt, daß das Wachsfigurenkabinett als ein Sinnbild der Enttäuschungen unsres Daseins zu betrachten sei. Wie oft treten wir mit den hochgespanntesten Erwartungen an etwas heran, um schließlich nur Rinaldo Rinaldini und seiner Bande in die Hände zu fallen und den Ausspruch von Mama Allers bestätigt zu finden, daß die Außenseite aller Dinge nicht ihrem Inneren entspricht und daß das Beste gewöhnlich draußen hingehängt wird.

Der ahnungsvolle Engel Marie hatte sich nicht getäuscht: sie wurde, als sie zu Hause ihre Beichte ablegte, von Mama Allers weidlich ausgelacht.

Zur Domzeit war es auch, wo unser kleiner Freund zuerst Bekanntschaft mit dem leichtlebigen Artistenvölkchen machte, dessen Gebaren und dessen Eigentümlichkeiten ihm einst noch Veranlassung zu den launigsten Schöpfungen seines Zeichenstifts — Schöpfungen, die zuerst seinen Ruf in weiteren Kreisen verbreiteten — geben sollten. Im beregten Falle hatte er sich in die auf dem Gänsemarkt stehende Bude einer Riesin eingeschlichen, an deren Eingang der bereits in unsrer Geschichte erwähnte Mattler — alias Dannenberg ohne Nase — seine lautschallenden Tiraden losließ. (Dannenbergs oratorisches Talent ward jedesmal in Anspruch genommen, wenn eine Dombude nicht die gehörige Zugkraft entwickelte.) Drinnen in der Bude stand unser Willy und heftete seine staunenden Blicke auf den weiblichen Herkules, der mit dünner Fistelstimme den Besuchern kundthat: „Ich heeße Laura, stamme aus Sachsen, bin eene siebzehnjährige Jungfrau und wiege sechshundert Pfund. Alles an mich is die reene, unverfälschte Nadur, indem ich nirgendwo





Am Lago Maggiore.

wattiert bin. Belieben die Herrschaften, sich durch Befühlen davon zu überzeugen!" Auch der kleine Willy entsprach bereitwillig dieser naiv-offenherzigen Aufforderung und verließ die Bude mit gewaltigem Respekt vor solch einem kolossalen Exemplar edler Weiblichkeit, das er, wie wir aus vorstehender Skizze ersehen, zu Hause einige dutzendmal aus der Erinnerung nachzuzeichnen versuchte. —

Viel Unterhaltung und Zeitvertreib verschaffte den Allersschen Kindern auch ein vierbeiniger Spielgefährte: Viau, ein französischer Kater. Viau sprach und verstand nur französisch und war höchst gebildet und manierlich, jedoch sehr verwöhnt. Seine Herrin, Madame Chapu, eine alte vornehme Französin, hatte ihn Frau Allers vererbt, die von diesem Vermächtnis gerade nicht sehr erbaut war.

„Is 'n ool asige Katt," meinte sie, „da kann man ja nich 'n Wort dütsch mit snaken!"

Von da an nannte sie ihn nie anders, als „de ool französche Kater" und ihre Erbitterung und ihr Groll gegen ihn wuchsen in dem Maße, wie seine Schandthaten sich mehrten. (Das Allerssche Ehepaar sprach miteinander nur Platt, aber nie in diesem volkstümlichen Dialekt zu den Kindern; auch die Kinder bedienten sich in ihrem Verkehr mit den Eltern nur des Hochdeutschen, obgleich sie das so gemütvoll und treuherzig klingende Plattdeutsch so souverän beherrschten, wie Polykrates sein Samos.)

Obgleich Willy ein großer Tierfreund, so ließ er sich doch durch seinen Bruder Heinrich, der beständig allerlei Späße und Allotria ausheckte, dazu verleiten, mit Viau nicht allzu glimpflich umzugehen. So überraschte eines Abends die Mutter die beiden Knaben, wie sie Viau eingeseift hatten und gerade dabei waren, ihn zu rasieren. Bisweilen prellten sie ihn auch in einer großen Bettdecke, so daß er bis an den Plafond des Zimmers flog. Viau wußte sich für diese ihm angethanen Demütigungen und Kränkungen auf seine Weise zu rächen. Heimlich bohrte er sich in die Hinterwand des Speiseschrankes ein Schlupfloch und fraß dort Tag für Tag die besten Bissen weg, ohne daß Mama Allers anfänglich auf die Spur des Uebelthäters kam. Endlich leitete sie der Umstand, daß Viau zum Platzen dick und fett wurde, auf die richtige Fährte, und vor die Hinterwand des Schrankes wurden dicke Bohlen genagelt.

Einst war Viau verschwunden, aber man hörte ihn drei Tage lang miauen und sein Leid klagen, immer leiser und leiser. Man durchsuchte sämtliche Schränke und Kommoden — von Viau keine Spur. Schon war der leise Wehelaut im Verstummen, da ging Papa Allers ein Licht auf. Der Fußboden war repariert worden, Viau darunter gekrochen und mit dem letzten darüber genagelten Brett dem armen Tier der Ausweg versperrt geblieben. Schnell wurde eine Diele des Bodens losgemacht — und heraus kroch Viau, ein Bild des Elends und des Jammers, so abgezehrt wie die Quadratwurzel aus den sieben mageren Jahren Aegyptens.



Als Viau alt und stumpf geworden, beschloß das Allerssche Geschäftspersonal — Commis, Lehrlinge und Hausknechte —, ihn zu ersäufen. Demgemäß steckte man Viau in einen alten Kaffeesack und warf den letzteren bei Anbruch der Dunkelheit in die Binnenalster. Als die Stunde des Schlafengehens herangekommen, stürzte der eine Lehrling atemlos und schreckensbleich ins Zimmer mit der Meldung, der Geist Viaus sitze auf der Bodentreppe. Willys kleine Schwestern verkrochen sich ängstlich in die Zimmerecke, aber er und Bruder Heinrich sprangen rasch die Treppen hinauf, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen. Richtig, da kauerte Viau, dem nassen Grabe glücklich wieder entronnen, auf dem obersten Treppenpfosten, fauchend, prustend und seine Peiniger tückisch anglotzend, während sein nasses graues Fell in den Strahlen des Mondes glitzerte und schimmerte wie Atlas.

Eine Woche später ward Viau abermals zum Tode verurteilt und zum Richtplatz geführt — diesmal band man ihm einen Ziegelstein um den Hals und versenkte ihn mit dieser Last in den Fluten der tieferen Außenalster. Nach zwei Tagen war Viau wieder da. Wie sich das arme Tier in der Todesqual von dem schweren Steine losgemacht, das vermag nur der Verstand eines Katers zu begreifen. Im tiefsten Elend, bis er sich wieder in das Haus seiner Mörder zu schleppen im stande, hatte er im Gebüsch der Außenalster versteckt gelegen. Sein schließliches Finale war ein ganz absonderliches. Man schlug ihn mit Knüppeln tot, verpackte seinen Leichnam sorgfältig nach Art eines Postpakets und der Hausknecht erhielt den Auftrag, den Packen dicht beim Hause, scheinbar ganz zufällig, zu verlieren. Nachdem dies geschehen, harrte die Allerssche Bande im Dunkel des Hausganges grinsend und kichernd der kommenden Ereignisse.



Zwei Arbeiter kommen langsamen Ganges die Straße herauf.

„Hallo, Tedje, dar liggt wat — dar hett eener wat verlorn!"

Beide sehen sich um, ob auch niemand in der Nähe, ergreifen das Paket und besehen es von allen Seiten.

„Wat woll bin'n is?"

„Ne, mok nich hier open — to Huus!"

„Wi deelt abers!"

Die beiden nehmen mit ihrem Fund Reißaus. Die im Hausflur versteckte Rotte höhnt hinter den Schatzfindern her und führt voller Jubel im Schnee einen indianischen Kriegstanz auf.

Ueber der Kinderzeit unsers Willy hatten die freundlichsten Sterne geleuchtet, die materiellen Glücksgüter, die Annehmlichkeiten gediegenen Wohlstandes hatten in seinem Vaterhause nicht gemangelt. Wenn auch, wie wir erfahren, der Ausbruch einer Handelskrisis das Vermögen des Allersschen Ehepaares geschmälert, so waren doch dem letzteren bisher Not und Sorge unbekannte Gäste geblieben. Als Willy indessen neun Jahre alt geworden, erlitt sein Vater so bedeutende geschäftliche Verluste, daß er sich, um seine Verbindlichkeiten zu decken, zur Veräußerung seiner Häuser und Geschäfte gezwungen sah. Was nun beginnen? Ein Handwerker, der sein Geld verloren, kann immer weiter arbeiten, findet immer wieder Kunden, aber ein Kaufmann ohne Kapital gleicht einem Fisch, der aufs Trockene geraten.

Es brach nun eine schwere Zeit über die Familie herein. Die guten Freunde, welche bisher im Allersschen Hause aus- und eingegangen, setzten jetzt keinen Fuß mehr über die Schwelle und verdufteten sämtlich. An seinem letzten Geburtstage, den Willys Vater noch als wohlhabender Mann feiern konnte, waren Hunderte zum Gratulieren gekommen, auch Gesang- und Turnvereine. Am nächsten Geburtstag, den Papa Allers beging, nachdem der finanzielle Zusammenbruch erfolgt, schienen die Gratulanten ausgestorben — es zeigte sich (mit Ausnahme der Familie Cuny, die immerdar treu zu dem Allersschen Ehepaar hielt) kein einziger — nicht einmal die nächsten Verwandten fragten, ob auch Brot im Hause sei. Es dauerte lange, bis sich endlich wieder einige von den guten Freunden und Verwandten sehen ließen — ihnen mochte wohl wegen der Vernachlässigung, deren sie sich der Allersschen Familie gegenüber schuldig gemacht, das Gewissen schlagen.

Die bisherige Wohnung mußte aufgegeben werden und man zog nach dem Anscharplatz, woselbst Mama Allers einen feinen Mittagstisch, zu neun Schilling die Person, anfing. Das war eine harte Nuß, in die sie beißen mußte. Trotz der Virtuosität, mit der sie das Gebiet der edlen Kochkunst beherrschte, kostete es ihr doch viele Seufzer und Thränen, bis sie es lernte, die allzu weit gehenden Ansprüche einzelner Kostgänger energisch zurückzuweisen und unverschämten Flegeln gebührend heimzuleuchten. Wer wissen will, was das genus homo an Unbescheidenheit zu leisten im stande, der etabliere nur einen billigen Privatmittagstisch! Da gab es Gäste, die sich, um gleich für das Abendbrot Vorsorge zu treffen, die Taschen voll Rundstücke (so heißen in Hamburg die Semmeln) steckten und dann bei Tisch noch zwei bis drei dieser Brötchen verschlangen. Andre fraßen, ehe ihnen die Suppe gereicht wurde, mit unglaublicher Geschwindigkeit fünf bis sechs Portionen Kompott leer. Frau Allers hatte nämlich, um sich die Arbeit zu erleichtern, zu jedem Gedeck das Kompott gleich bereit gestellt. Da

die Kostgänger sich nicht zu einer bestimmten Stunde einfanden, sondern die Abfütterung sich von ein bis sechs Uhr hinzog, so war es auch eine schwierige Sache, alles frisch zu erhalten. Viele verlangten zweimal die Woche Krebssuppe und Hummermayonnaise — für neun Schilling! Niemand sah sich jedoch veranlaßt, etwas zu trinken, wodurch Mama Allers einen kleinen Nebenverdienst gehabt haben würde. Dagegen zeigten sich diese Herren in den Tingeltangels, welche sie abends besuchten, höchst nobel und ließen dort oft fünf bis sechs Gläser sehr zweifelhaften Gerstensaftes, noch dazu zu dem hohen Preise von vier Schilling das Glas, in ihre Kehle rinnen. So machen es aber nun einmal unsre Junggesellen: am Mittagessen soll immer



Regenstimmung am Lago Maggiore.

gespart werden, Schneider und Schuster haben immer auf ihr Geld zu warten, aber in den Bacchus- und Gambrinustempeln werden die Moneten mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen!

An andern Tischgästen erlebte Mama Allers aber auch wieder ihre Freude, so z. B. an Peter Martin Holst, der lange Jahre hindurch Stammgast des Allersschen Mittagstisches war und auch noch, nachdem dieses Unternehmen längst aufgegeben, als lieber Hausfreund und unentbehrliches, täglich zu erblickendes Möbel bis zu seinem Tode bei Allers blieb. Holst, ein seltenes Original und noch aus der sogenannten alten guten Zeit stammend, kam trotz seines Fleißes nie auf einen grünen Zweig. Seines Zeichens Lithograph, war er in seiner veralteten

Manier fast verschollen und unnütz fürs moderne Leben mit seinen Ansprüchen geworden. Nur die Notenschreiberei hielt ihn noch über Wasser. Trotzdem sah man ihn stets vergnügt und heiter. Er besaß einen unerschöpflichen Natursinn, und seine kleinen Spaziergänge in die Umgebung Hamburgs gestalteten sich für ihn jedesmal zu wahren Entdeckungsreisen. Er hielt sich, außer verschiedenem Grünzeug in Töpfen, als Singvogel einen Grashüpfer in einem kleinen papierenen Bauer mit Glas, welchen er inklusive Inhalt alljährlich von irgend einem Jungen für einen Schilling kaufte. Diese uralte Hamburger Sitte machte er getreulich mit, und der fleißig zirpende Grashüpfer vertrat bei ihm die Stelle eines Kanarienvogels. Der grüne Geselle, welcher gelbe Wurzeln und Salat zu fressen bekam, verlor ab und zu ein Bein. Bisweilen hatte der arme Hüpfer im Winter nur noch ein einziges Bein auf Lager, mit dem er aber ganz verständig hantierte und herumbalancierte und dabei die schmetterndsten Serenaden losließ.

Einen dankbareren Mittagsgast hat es nie gegeben, besonders die deftigen Hamburger Leib- und Nationalgerichte wußte er als geborener „Hamburger von der Wasserkante" bestens zu würdigen. Beim Schellfischessen konnte man ihn sich zum Muster nehmen, denn er sog jede dickere Gräte aufs sorgfältigste aus.

„Eten", sagte er oft, „is ganz wat Godes, da mutt man sik Tid bi laten!"

Er saß voll von Döntjes, alten Anekdoten und Schnurren. Wie viele Prachtgeschichten sind mit so einem Manne zu Grabe getragen worden! Jedesmal dachte Mama Allers: „Die Geschichte will ich mir doch merken!" aber es ist ein eigenes, selten vorkommendes Talent, nicht selbsterlebte Sachen zu behalten. Die schönsten Schnurren, welche Holst erzählte, spielten natürlich an und auf dem Wasser, datierten meist sechzig Jahre zurück und behandelten alte Walfischfängersagen, Schmugglerabenteuer, sowie das Hamburger Volksleben nebst den unerschöpflichen Bürgermilitärmotiven.

Wir werden auf den Allersschen Mittagstisch nochmals zurückkommen — für jetzt wollen wir den Anscharplatz, wo, wie bereits berichtet, die Familie Allers ihren Wigwam aufgeschlagen, in flüchtigen Strichen zeichnen.

Der genannte Platz liegt auf der südlichen Seite des (vom Gänsemarkt nach dem Holstenthor führenden) Valentinskamp, und zwar zwischen der Neuen ABC-Straße und der Caffamacherreihe. Er war damals eine stille, einsame Bucht in dem weiten Häusermeer der Hansestadt — es gab hier kein Menschengewühl, kein Wagengerassel. Einfache, schmucklose Häuser — alte Linden- und Kastanienbäume — im Hintergrunde eine protestantische, nach dem Heidenbekehrer Ansgarius (im Volksmunde Anschar geheißen) genannte Kapelle — so präsentierte sich die Oertlichkeit, wo Willy den ersten Abschnitt seiner Knabenzeit, von seinem neunten bis dreizehnten Jahre, verlebte. Auch die Familie Cuny wohnte damals hier, so daß es den Allersschen Kindern nicht an Spielgefährten mangelte. Die jugendliche Welt des Anscharplatzes bildete zu jener





Ponte Brolla im Val Maggia bei Riva am Gardasee.

Zeit eine geschlossene Gesellschaft von zwölf Jungen und ebensovielen Mädchen — eine wahre Räuberbande an Verwegenheit und Thaten. Die Mitglieder dieser Bande häuften, wie alle nicht verduckmäuserten Kinder, eine Unmasse von Schandthaten auf ihre sündigen Häupter, waren sogar noch stolz darauf, Fensterscheiben mit kleinen Katapulten einzuschießen — mit Unrat gefüllte Tüten an den Thüren der Krämer hinzulegen, damit dieselben entweder hineingetragen oder von unehrlichen Leuten triumphierend nach Hause gebracht würden — Portemonnaies, die an graue Bindfaden gebunden, auf die Straße zu legen und sie dann von einem Thorweg aus, sobald sich jemand danach bückte, wegzuziehen — Steine unter einem alten Cylinderhut zu verbergen, damit sich der Betreffende, der ihn mit dem Fuße fortschleudern wollte, die Zehe aus dem Leibe stieß — waghalsige Kletterübungen auf den Dächern zu arrangieren. Das gelindeste war noch, daß man dem als Todfeind gehaßten Küster der St. Anscharkapelle auf jede Weise Schabernack zu spielen und ihn zu ärgern suchte, sowie daß man harmlose Eingeborene der angrenzenden Straßen unversehens überfiel.

Obgleich Willy von den Eltern keine Andeutung darüber vernahm, daß die guten Zeiten vorüber seien und man einen harten Kampf um die Existenz führen müsse, so merkte er natürlich doch bald, wie die Sachen standen. Die Veränderung in den Verhältnissen seiner Eltern kam ihm unter anderm auch dadurch zum Bewußtsein, daß er jetzt ab und zu mithelfen mußte, das Essen, welches seine Mutter verschiedenen Verehrern ihrer Küche ins Haus sandte, auszutragen — selbst bis nach der Grindelallee (vor dem Dammthor) hinaus, weshalb er bisweilen eine Stunde früher aus der Schule kam. Es war indessen nicht die mit dem Schleppen des Speisekorbes verbundene Unbequemlichkeit, welche den Knaben verdroß — es ärgerte ihn nur, daß er bei diesem Trägerdienst von seinen Mitschülern, meistens Söhne reicher, vor dem Dammthor wohnender Kaufleute, gesehen ward. Jedoch gerade diese Kameraden bewährten sich als echte, die Grundsätze der Gleichheit und Brüderlichkeit niemals verleugnende Republikaner. Sie standen nicht nur davon ab, ihren mit dem Korbe einherwandelnden Genossen zu verhöhnen und zu verspotten, sondern halfen ihm sogar oft seine Last tragen.

Eine andre Thätigkeit, der Schmuggel, dem er sich nebst seinem Bruder und mit Hilfe der erwähnten Räuberbande vom Anscharplatz zuweilen hingab, machte dem Knaben ungleich mehr Spaß. In Hamburg bestand damals noch eine Accise, welche sich indessen auf die Vorstädte St. Pauli und St. Georg nicht erstreckte. Willy und Heinrich verschafften sich und ihren Genossen nun dadurch einen Nebenverdienst, daß sie das für die Eltern in St. Pauli

eingekaufte Fleisch (welches dort trotz Accise immer noch billiger war wie bei den Hamburger Schlachtern) gemeinschaftlich durchschmuggelten. Niemals wurden die jugendlichen Defraudanten von den Hütern des Gesetzes abgefaßt — wußten sie doch zahllose Wege und Pfade, die ihnen das Durchschlüpfen zu ermöglichen im stande. Wollte die Schmuggelei weder am Hafen-, noch am Millern-, noch am Holstenthor glücken, so schlich man, jedesmal unter Bestehung vieler Fährlichkeiten und Abenteuer, an einer trockenen Stelle des Wallgrabens hinüber. Einer der Brüder ging in solchem Falle mit einigen Teilnehmern gewöhnlich durchs Thor und sondierte die entgegengesetzte Seite des Walles, überall herumspähend, ob auch der Wallaufseher (der sogenannte Wallmann, der Erbfeind aller Hamburger Jungen) nicht irgendwo herumspuke. War die Luft rein, so sandten die Betreffenden den Genossen aus der Entfernung einen Pfiff hinüber und dieselben trabten dann mit ihrer Last eilig heran. Ueber den Wallgraben zog sich zwischen Damm- und Holstenthor ein kleiner Damm, der in der Mitte durch ein ins Wasser vorspringendes Eisengitter versperrt. Die kleinen Schleichhändler zwängten nun ihre Schmuggelwaren durch das Eisengitter hindurch, kletterten dann selber über dem Wasser um das Gitter herum und verschwanden nach wenigen Minuten im Dickicht des Walles.



Das Kastell in Bellinzona.

Trotz der mißlichen Lage, in welche Willys Eltern geraten, verlief doch die Knabenzeit unsers Helden im ganzen heiter und glücklich. Zu entbehren brauchte er im elterlichen Hause nichts, denn für seine körperlichen und geistigen Bedürfnisse ward in gewissenhafter Weise gesorgt. Dem Gedanken, ihren Kindern etwas zu entziehen, gaben Papa und Mama Allers niemals Raum — eher hätten sie sich den härtesten Arbeiten unterzogen, die größten Entbehrungen auf sich genommen.

Indessen auch **außerhalb** des Vaterhauses empfing der Knabe manche freundlichen, heiteren Anregungen. Vor allem wurden ihm solche durch den Turnverein Hamburg-St. Pauli zu teil, dem er schon von seinem fünften Lebensjahr an zugehörte und in welchem er manchen Jugendfreund, manche gleichgestimmte Seele fand. Mit dem Verein unternahm er auch häufig Ausflüge und Märsche, anfangs nur nach nahegelegenen Punkten, später aber, als er stärker und kräftiger geworden, auch auf weitere Entfernungen, z. B. durch den Harz. Diese Touren bildeten gleichsam die Vorstudien zu Willys späteren Künstlerfahrten; er lernte auf ihnen die wichtige Kunst, wie man es anzufangen hat, um selbst mit den spärlichsten Mitteln eine Reise zu unternehmen und bequem und ungeniert überall durchzukommen. Denn da im Turnverein alle Stände vertreten waren und der Sohn aus reichem Hause mit dem einfachen Arbeiter auf

du und du stand, so mußten selbstverständlich diese Fahrten mit Rücksicht auf das bescheidenste Portemonnaie unternommen werden — eine Fertigkeit, die nicht hoch genug anzuschlagen. So z. B. kostete eine der teuersten Touren, die auf acht Tage berechnete Harzwanderung, jedem Teilnehmer nicht mehr als zehn Thaler. Auch das billige Reisen will gelernt und geübt sein!

Häufig nahm man auch bei den Turnermärschen die hinter Harburg, auf dem Wege nach Ehestorf zu, liegenden Gehölze zum Zielpunkt. Diese Touren trugen manches Mal den Charakter wahrer Wüstenreisen, wo man stundenlang durch die von der Sonne durchglühte und versengte Heide ziehen mußte, vor Durst fast verschmachtend, denn Wasser war in dieser Einöde nirgendwo zu finden. Hatte man nun endlich ein Dorf erreicht und am Brunnen das ersehnte Naß in die Kehle gleiten lassen — wie prächtig mundete alsdann das Essen im Garten eines Bauernhofes: die Bouillon mit den Klößen, die Rühreier mit Schinken, oder der Pfannkuchen mit Bickbeeren! Bisweilen erwiesen sich nur die Klöße so steinhart, daß selbst die so überaus leistungsfähigen Zähne eines Turners sie nicht zu zermalmen im stande waren. In solchem Falle verwandte man die Klöße zu Wurfgeschossen, mit denen die Bauernjungen, welche hinter dem Zaun standen und hinübergafften, bombardiert wurden.

Indessen auch in den nächsten Umgebungen der Hansestadt gab es (und gibt es noch jetzt) lohnende Ausflüge genug. Auf der Lombardsbrücke, die viel weiter nach der Außenalster zu lag als gegenwärtig, klapperte noch die in einem Gärtchen stehende alte Windmühle, die für die Ufer der beiden Alsterbecken einen weithin sichtbaren Augenpunkt abgab. Wie oft lungerten Willy und seine Kumpane im Umkreis der Mühle herum, drückten die Nasen an deren Fenstern platt und suchten die Müller durch die greulichsten Grimassen zu „uzen"!

Auch zum Grasbrook lenkte Willy in Gesellschaft seines Bruders häufig seine Schritte, und zwar um daselbst große schwarze Kieselsteine zu suchen, welche die Mutter als Unterlage für das Stopfen der Strümpfe gebrauchte.

Jetzt bildet der Grasbrook mit seinem vom brausendsten Leben erfüllten Dalman- und Kaiserquai gleichsam ein Pandämonium des Welthandels. Die wie langgezogene Orgeltöne klingenden Signale der großen Amerika-Steamer, das Aechzen und Klappern der mächtigen Dampfkrane, die gellenden Zurufe der Matrosen und Quaiarbeiter, das dumpfe Rollen der Güterzüge und das Zischen ihrer Lokomotiven, die beständigen Pfiffe der kleinen, wie Schwalben über das Gewässer dahinschießenden Passagierdampfer — alles dies vereinigt sich zu einem nervenbetäubenden Konzert, das auf denjenigen, welcher es zum erstenmal vernimmt, den Eindruck macht, als sei hier die Hölle losgelassen. Zur Zeit, als Willy noch Knabe, lag der Grasbrook als eine öde, weite, sumpfige Ebene da, auf welcher nur die Abendrothsche Dampfmühle, die Maschinenfabrik von Schmilinsky, die 1844 erbaute neue Gasanstalt, sowie etliche Wirtschaften mit Kegelbahnen die Anwesenheit und Betriebsamkeit der Menschen verkündeten.

Auch der nördlich vom Grasbrook gelegene Stadtteil bot damals eine von der jetzigen völlig abweichende Physiognomie dar. Auf dem Pickhuben stand noch die kleine St. Annenkapelle, nach welcher die hier entlang führende Straße den Namen „Bei St. Annen" erhalten. Weiter westlich am Sandthor, das sich nach Norden zu als Brooksbrücke und Mattentwiete fortsetzte, stand die alte Bürgerwache; von der Brooksbrücke ging nach Westen zu die Sackgasse des Kehrwieder ab, nach der entgegengesetzten Richtung zwei Straßen, welche die Namen Brook und Hinter dem Boden führten. Bei der Kornhausbrücke auf dem Alten Wandrahm

stand das alte Kornhaus, das von dem Hamburger Militär („Hanseaten“ genannt) als Kaserne benutzt wurde.

Alle die erwähnten Straßen wiesen einen ganz altertümlichen Architekturcharakter auf, der gewiß unsren jungen Maler anzog und fesselte, wenn er sich auch von den Eindrücken, die er auf diese Weise empfing, noch keine Rechenschaft zu geben im stande war. —

Als das blutige, gewaltige Ringen zwischen dem deutschen und französischen Volke — das gewaltigste, welches die neuere Geschichte kennt — seinen Anfang nahm, stand Willy in seinem dreizehnten Jahr. Die allgemeine Erregung der Geister teilte sich auch ihm und seinen Altersgenossen mit — jede Großthat der deutschen Heere ward von den Hamburger Jungen enthusiastisch begrüßt und gefeiert. Die Schlag auf Schlag aufeinander folgenden Siegesbotschaften wurden in der Schule jedesmal mit doppelter Freude aufgenommen: erstens vom patriotischen Standpunkt aus, und dann aus dem Grunde, weil der Oberlehrer sich dann stets veranlaßt fühlte, das Ereignis mit einer feurigen Rede zu beleuchten und mit einem dreifachen Hurra, zu welchem er die Jungen aufforderte, die Schule für den Tag zu schließen. —

Im Jahre 1870 war die Familie Allers vom Anscharplatz nach dem Alten Wall Nr. 69, Ecke des Mönkedamms, gezogen, in welchem Hause sie den ganzen ersten Stock gemietet. Im Erdgeschoß hatte Anton J. Benjamin, ein in Hamburg wohlbekannter Antiquar und Verleger, seinen Laden. Er, ein kleiner, freundlicher Mann, faßte bald eine ganz besondere Zuneigung zu unsrem Willy und erlaubte ihm, sich in seinem Laden aufzuhalten so oft und so lange er wollte. Die gegenseitige Bekanntschaft war dadurch angebahnt worden, daß Benjamin, der damals kein Klavier besaß, jedesmal, wenn ihm ein Komponist einen Tanz, einen Marsch oder ein Lied zum Verlag anbot, mit dem betreffenden Herrn zu Mama Allers hinaufstieg und sich von ihm auf deren Klavier die neue Tonschöpfung vorspielen ließ, worauf er sie dann, wenn sie ihm gefiel, ohne weiteres kaufte und in Druck gab. So sind denn in Benjamins kleinem Verlage viele allerliebste Kompositionen erschienen, aber auch manche Menschenquäler, die lieber in den Orkus des Papierkorbes hätten wandern sollen, die indessen doch auch ihre Liebhaber und Verehrer fanden. Während seiner Lehrzeit bei Mühlmeister, von der noch die Rede sein wird, hatte Willy oft die Titelblätter der von Benjamin verlegten Musikalien zu lithographieren. Es konnte damals, ebenso wie jetzt, nichts in Hamburg sich zutragen, worauf nicht eine Polka, ein Walzer, ein Galopp oder ein Marsch komponiert worden wäre. Als in der Hansestadt die deutsche Reichsmünze zur Einführung gelangte und demzufolge die Schillinge, Sechslinge und Dreilinge eingezogen wurden, erschien eine „Hamburger Schillingspolka“, wozu Willy (wir eilen dabei allerdings dem Gange unsrer Erzählung etwas voraus) das Titelblatt entwarf. Auf demselben sah man die alten Münzen krumm und lahm auf Krücken aus



Dorf Simplon.

dem Dammthor humpeln, während die neuen Nickel- und Silbermünzen stolz, selbstbewußt und patzig heranzogen. So erschien auch aus Anlaß der Begründung des humoristischen Vereins „Klapperkasten“ eine „Klapperkastenpolka“, Ludolf Waldmann komponierte für den Hamburger Karneval, welchem freilich nur ein ephemeres Dasein beschieden, einen „Hamburger Karnevalsmarsch“ u. s. w.

Willy erstaunte oft über die Vielseitigkeit, welche Benjamin bei seinem Geschäftsbetriebe entwickelte. Der Schädel des Antiquars bildete gleichsam einen Katalog von Tausenden und Abertausenden von Büchertiteln mit den dazu gehörigen Preisen — abgesehen hiervon fand Benjamin mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers in dem unergründlichen Wirrwarr seines Ladens, wo die Bücher in großen Haufen aufgeschichtet lagen, jedes gewünschte Werk sofort auf. Mit sechs bis sieben Personen zu gleicher Zeit zu verhandeln war ihm eine Kleinigkeit. Einer fragte z. B. nach Heines „Romanzero“, ein andrer nach Juvenals „Satiren“, dann wurden verlangt Lamartines „Histoire des Girondins“, Rosts „Rindviehzucht“, „Der Hexenmeister in der Westentasche“, Booch-Arkossys „Spanisches Wörterbuch“. Dazwischen verlangte eine junge Kochstudentin noch „Davidis' Kochbuch“ — im Nu hatte er alle die genannten Bücher herbeigeschleppt, nannte ihren Preis und ließ sich geduldig in ein Feilschen und Dingen darüber ein, wenn der geforderte Betrag den Kauflustigen zu hoch erschien. Zwischendurch fand er dann noch Zeit, einigen Backfischen, die den neuesten Modewalzer zu acquirieren willens, die Melodie desselben vorzusingen: „Bomberom — bomberom — bom, bom, bom“, um sie auf diese Weise zum Kauf zu ermuntern, setzte das Singen auch noch fort, als die jungen Schönen, denen der Walzer nicht billig genug, schon im Begriff sich wieder zu entfernen — und richtig gelang es ihm durch den Zauber der Melodie auch fast immer sie zum Oeffnen ihres Portemonnaies und zur Berappung des geforderten Preises zu veranlassen. Mittlerweile hatte er auch einem Schuljungen die alten Schulbücher abgekauft und einem zweiten, der ebenfalls gekommen, um ein derartiges Geschäft abzuschließen, bedeutet, daß dies ohne eine Bescheinigung der Eltern nicht angehe. In seinem Geschäft standen ihm seine Frau und ein Gehilfe zur Seite, die beide die nämliche „Fixigkeit“ entwickelten wie er selbst.

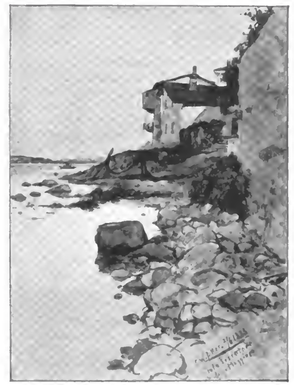


Anton J. Benjamin.
(Aus Eilb Hochzeit)

Uebrigens konnte Benjamin nur einen kleinen Teil seiner Bücherschätze im Laden unterbringen — den größeren Teil derselben verwahrte er damals auf dem Hausboden. Hier trampelte man zu Zeiten einen Fuß hoch auf den Geistesprodukten der letzten Jahrhunderte herum, denn an manchen Tagen wurden die Bücher von Benjamin schubkarrenweise gekauft und hier hinauf expediert. Welches Quantum von Genialität, höherem Blödsinn, Schaffensbehagen, Wissenschaft und Mondscheinpoesie mag sich wohl auf einem Schubkarren zusammenbringen lassen? Eine Preisaufgabe für die Rechenkünstler!

1871 hatte Willy wieder Gelegenheit, von der elterlichen Wohnung auf dem Alten Wall aus ein Großfeuer zu sehen, welches in dem gegenüber gelegenen, der Firma Emden & Söhne gehörigen Eckhause wütete. Es war mitten in der Nacht, und grausig-schön sah es aus, wie

aus den dreiundsechzig Fenstern des Gebäudes zu gleicher Zeit die Flammen herausschlugen. Mama Allers, die der Hitze wegen sich gezwungen gesehen die Gardinen abzunehmen, hatte in dieser Nacht große Gesellschaft bei sich, da eine große Anzahl von Freunden der Familie gekommen war, um gleichfalls das Wüten der Feuersbrunst mit den Blicken zu verfolgen, was sie von hier aus auf die bequemste Weise, den ihnen von der Hausfrau kredenzten Kaffee schlürfend, thun konnten. Während der folgenden Tage nahm sich die Brandruine mit den durch die Wasserstrahlen der Spritzen verursachten gigantischen Eiszapfen (es hatte in der bewußten Nacht eine grimmige Kälte geherrscht) ungemein malerisch aus.



Auf der Isola Pescatore (Lago Maggiore).

Auch in der Allersschen Wohnung brannte es einigemal, indessen gelang es stets das Feuer, welches ausnahmslos durch die Nachlässigkeit der Dienstmädchen entstanden, gleich beim ersten Aufflackern zu dämpfen. Alle Mitglieder der Familie mußten natürlich in solchem Falle unermüdlich Wasser herbeitragen und es über die Flammen gießen. Die Mädchen erhielten schließlich nur ein winziges Oellämpchen zum Gebrauch, das bei der geringsten Bewegung erlosch. Trotzdem brachte es eine von ihnen fertig, ihr Bett mit diesem Dinge anzuzünden. Sie wachte erst auf, als das ganze Bett glühte und glimmte. Papa Allers kroch rasch am Boden entlang, zum Dachfenster und öffnete dasselbe, um vor allen Dingen frische Luft hereinzulassen — alsdann wurden alle einzelnen Teile des Bettzeuges in mit Wasser gefüllte Zuber geworfen und darin eingeweicht, um auf diese Weise die glühenden, stinkenden Federn zum Erlöschen zu bringen. Neben dem Bett lag halbverkohlt auf dem Boden ein entsetzlich dummer Ritter- und Prinzessinnenroman. Man konnte sich nun wohl ausmalen, wie das Unglück geschehen. Die Deern hatte, nachdem sie ihr Lager aufgesucht, das Lämpchen auf den neben dem Kopfkissen stehenden Stuhl gesetzt und sich mit dem Oberkörper weit vorgebeugt, um das bißchen Helligkeit möglichst zu genießen und auszunutzen. Als ihr dann die Augen zufielen, hatte sie im Schlaf die Bettdecke über das brennende Lämpchen gezogen.

Welche Galerie sonderbarer, verdrehter und verdorbener Geschöpfe kam zusammen, wenn Frau Allers die Mädchen, welche im Laufe der Jahre bei ihr im Dienst gestanden, die Revue passieren ließ! Einige darunter waren Diebinnen — andre verschrobene Frauenzimmer, deren Kopf mit dem Wust unverdauter Romantik angefüllt und die in ihrer Kammer die gräßlichsten

Romanschmöker verschlangen, mit der nämlichen geheimen Wonne, mit der einst Don Quichotte sich in den Inhalt seines Amadis von Gallien vertiefte. Wieder andre waren liederliche Stricke, ins Weibliche übersetzt — die Mehrzahl Tanzteufel, die nachts auskratzten, in obskuren Tanzsalons St. Paulis herumtobten und dann verdrossen und verkatert bei nüchternem Tageslicht ihre prosaischen Obliegenheiten besorgten. In der erwähnten Galerie figurierten auch ein paar Verrückte. Eine war schon einigemale in der Irrenanstalt Friedrichsberg gewesen und dann wieder auf die Menschheit losgelassen worden. Sie warf eines schönen Tages beim Krämer eingekaufte Sachen, statt sie nach Hause zu bringen, auf einen vorüberfahrenden Rollwagen, woranf sie zur Polizei ging und dort die Angabe machte, daß ihr die Sachen gestohlen worden seien. Während sie ihren Bericht mit weiteren Zuthaten ausschmückte, erschien auch schon der Mann, auf dessen Wagen sie die Sachen geworfen, und klärte die Angelegenheit auf.

Als Mama Allers nach ihrer Verheiratung Brackede verließ, um sich mit ihrem Gatten ihr Nest in Hamburg zu bauen, hatte ihr die Großmutter folgende gute Lehre mit auf den Weg gegeben:

„Lene, wenn du 'n Mäken in 'n Deenst nimmst oder in Husstandföhrn ünnerrichst, so paß op, ut wat von Familie se is. Nimm eene ut 'n good Hus, Prachervolk is jümmers övermödig un fuul, dreckig un untofreden. Je slechter de Herkunft is, desto unnützer un grootmuliger sind se.“

So verhielt es sich in der That. Unter den vielen jungen Mädchen, welche Mama Allers nach und nach im Kochen und in der Führung des Hausstandes unterrichtete, waren alle diejenigen, die anständigen, sogar reichen Familien angehörten, ohne Ausnahme bescheiden, fleißig und freundlich. Aber frech und unverschämt betrugen sich in der Regel die Mädchen



Baveno und Isola Bella am Lago Maggiore.

von niedriger Herkunft, deren Familien man zu dem „Prachervolk“ (Bettelvolk), wie Willys Urgroßmutter es nannte, zählen konnte.

Was die männlichen Domestiken betraf, so hatten Allers einige Jahre lang zwei köstliche Exemplare davon auf Lager, Emil hieß der eine und Patras der andre. Sie mußten das Essen für auswärtige Liebhaber von Mama Allers' Küche herumtragen und traten täglich um zwölf Uhr ihren Dienst an. Zuerst wurden sie selber gefüttert, damit sie sich nicht an den eßbaren Schätzen, welche ihrer Obhut übergeben, vergreifen möchten. Ihre Pausen füllten sie mit Messerputzen und Witzen mit den Kochmädchen aus.

Emil, ein schlanker Thunichtgut, war von der Theaterwut besessen und träumte trotz seiner mangelnden Bildung von dramatischen Ruhmeskränzen. Er citierte beständig mit grauliger Donnerstimme, aber immer ganz falsch, die Klassiker und betrachtete die schmachvolle Episode des Essenaustragens nur als einen vorübergehenden Leidenskelch, den er jetzt schon aus humoristischer Ferne zu sehen gewohnt war. Da er fortwährend im dramatischen Olymp weilte, so verschüttete er oft die Suppe und rannte mit dem Essenkorb an die Vorübergehenden und die Laternenpfähle an. Er schwänzelte und scharwenzelte ohne Unterlaß um die jungen Kochstudentinnen herum, in der Absicht, von ihnen irgend einen Gratisbissen zu erlangen oder wenigstens ihr Wohlwollen zu gewinnen. In dem Bestreben, den vollendeten Gentleman zu spielen, geriet er auf Abwege und brachte es nur zu einem quecksilberigen Dorfbarbier. Er lobte alles, die jungen Damen und das Essen. Selbst einer gut- und rundgewachsenen Kochschülerin, die indessen von vorn nicht hübsch war, klopfte er auf den Rücken und meinte: „Was haben Sie für'n schönen Buckel, Fräulein!“ Seine spätere dramatische Laufbahn führte ihn zu keinen großen Erfolgen. Was er erlebte und zusammenhungerte vermag niemand zu sagen. Fünfzehn Jahre später sah Willy ihn im Sommertheater zu Berg bei Stuttgart im Hoftheaterensemble seiner Freunde Alois Prasch (jetzt technischer Direktor des großherzoglichen Hoftheaters zu Mannheim) und H. Schilling (zur Zeit Garderobeninspektor des Karlsruher Hoftheaters). Willy war vierzehn Tage dort und machte Studien zu Theaterskizzen, als eines Tages ein neuer Inspizient hinter den Coulissen erschien, der aber sofort von Prasch wegen totaler Betrunkenheit und Schnapsgeruchs an die Luft gesetzt wurde. Es war dies Emil.

Der andre von den beiden, Patras, ein kleiner, krausköpfiger Kerl, konnte ungeheuere Mengen von Essen verschlingen. Mama Allers versuchte oft, ihn bis zum Rand zu füllen, aber es gelang ihr nie. Einmal aß er vier tiefe Teller voll dicker Aalsuppe, von denen zwei schon genügt hätten, um einen Preiskämpfer zu sättigen, selbst wenn er in Hemdärmeln äße, was bei Aalsuppe ja Sitte ist. Dann verschwanden sechsunddreißig Mehlklöße nebst den dazu gehörigen Bratbirnen in dem kleinen Mann, ohne Eindruck zu hinterlassen. Er sah aus wie die sieben mageren Kühe, nachdem sie die fetten aufgefressen. Jetzt kamen alle Speisereste, welche die jungen Damen zum Vertilgen hinterlassen, an die Reihe.

Scherzend fragte ihn Mama Allers: „Patras, mögen Sie noch'n bißchen Aalsuppe?“

„Ja, Madam,“ entgegnete er, „wenn Sie noch einen Teller voll haben!“

Wirklich schlubberte er noch so ein und einen halben Teller voll herunter mit einigen Rundstücken, die er hineingepflückt. Gleich nachher gab's verschiedene Bütten voll Kaffee mit einem Haufen Butterbrot.

Trotz der überreichlichen Fütterung war er doch stets unzufrieden. Eines Tages meldete

sich ein Herr, dem Patras das Essen brachte, bei Mama Allers und ersuchte sie, sie möchte doch ihren Austräger besser beköstigen — der letztere lauere immer so gierig auf die Reste des Essens, das er gebracht — dabei könne man ja gar nicht behaglich zu Mittag speisen.

„Na, da sehen Sie mal in die Küche, mein Herr," erwiderte Mama Allers, „Patras sitzt gerade bei seinem Bißchen!"

Eine spaßhafte Szene ereignete sich, als Heinrich und Willy einmal als Probe ihrer Kochkunst aus Karlsruhe Pfannkuchen geschickt hatten, in welche sie Froschschenkel hineingebacken. Da niemand dieses Gericht essen mochte, so wurde Patras darüber losgelassen, ohne daß man ihm jedoch etwas von den Froschgebeinen verriet. Es war ein amüsantes Bild, wie er ganz erstaunt ein Knöchelchen nach dem andern in dem Pfannkuchen fand, es genau besah, dann neben sich auf den Tisch legte und, als sich sein Knochenhaufen immer mehr erhöhte, sich rings im Kreise umschaute, aber nur ernste Mienen erblickte, obgleich alle vor Lachen hätten platzen mögen!

Wegen seines beständigen Herumlungerns bei den Tischgästen und Kochstudentinnen wurde Patras schließlich endgültig an die Luft gesetzt.



Aquarellstudie von der Isola Bella (Lago Maggiore).

Fünftes Kapitel.

Lehrjahre.

(Das Heim in der Deichstraße. — Willys Zeichenstudien. — Seine Lehrjahre als Lithograph. — Deutsche Sprachstudien eines Franzosen. — Ein jugendlicher Attentäter. — Ein seltsames Geburtstagsgericht. — Die Hamburger „Löwen“.)

Im Jahre 1875 bezog das Allerssche Ehepaar den ersten Stock des Hauses Deichstraße Nr. 8, das nicht weit vom Hopfenmarkt belegen. Die Wohnung enthielt nach vorn hinaus weite, freundliche Räume; die hinteren Zimmer dagegen gingen auf einen öden, von Brandmauern eingefaßten Hof.

Hier in der Deichstraße kam der von Frau Allers begründete feine Mittagstisch mehr und mehr in Aufnahme und erfreute sich eines zahlreichen Zuspruchs von Gästen. Die Tafelrunde repräsentierte zu dieser Zeit einen auserlesenen Zirkel, in welchem Geist, Witz und Humor ihr Szepter schwangen und dessen Teilnehmer nicht bloß den kaufmännischen, sondern auch den Journalisten- und Künstlerkreisen angehörten. Auch hübsche, geistvolle Damen belebten und verschönerten den Kreis der Tischgäste, so daß derselbe den Charakter eines Pariser Salons der Restaurationszeit trug.

Ich selbst (gestatte man dem Verfasser dieses Buches, jetzt und in der Folge auch *seine* bescheidene Persönlichkeit in den Gang der Erzählung zu verweben) war schon seit der Zeit, wo ich in Hamburg meinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen, Stammgast dieser Tafelrunde geworden, hatte schon von da an in dem gastfreien Allersschen Hause zu verkehren begonnen. Noch vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war ich nämlich, einem ehrenvollen Rufe folgend, in die Redaktion der „Hamburger Nachrichten“ eingetreten — eine Stellung, die mich etwa ein Jahrzehnt hindurch an die Elbstadt fesselte. —

Wir haben jetzt in unsrer Erzählung das Jahr 1877 erreicht, in welchem der Held der ersteren in sein zwanzigstes Lebensjahr trat. Von diesem Zeitpunkt an begann sich eigentlich erst um Willy und mich ein festes, unzerreißbares Freundschaftsband zu schlingen — fest und unzerreißbar *deshalb*, weil unsre Freundschaft in der gleichen Gefühls- und Denkungsart, in den gleichen Lebensanschauungen, in der gleichen Begeisterung für alles Schöne in der Natur und Kunst wurzelt. Und beide verachten wir alle hohlen und leeren Aeußerlichkeiten des modernen Daseins, allen steifen, konventionellen Zwang der heutigen Gesellschaftsordnung, alle engherzigen Satzungen des Philister- und Spießbürgertums, das hinten, wenn auch unsichtbar, noch den


Aus „Klub Eintracht“.

Zopf trägt. Unser Ideal ist ein frisches, freies, fröhliches Wirken und Schaffen — für Willy auf künstlerischem, für mich auf schriftstellerischem Felde!

Während meiner Jugendjahre, die ich in Berlin verlebte, war mein liebster und bester Freund Wilhelm Hosemann, der älteste Sohn des gleichnamigen Malers, gewesen: ein sehr begabter und auch künstlerisch sehr talentierter Knabe, der leider früh starb und dessen Verlust ich tief und aufrichtig beklagte. Aber was ich an Wilhelm Hosemann verloren, ward mir in der Person von Willy Allers wiedergeschenkt. Das Schicksal liebt die Kompensationen!

Obgleich ich, wie erwähnt, schon lange vor dem Jahre 1877 im Allersschen Hause ein- und ausging, war es doch bisher zwischen mir und Willy, der weit jünger als ich, zu einem intimeren Verhältnis nicht gekommen. Jedoch zu Anfang des eben genannten Jahres begann sich die Individualität des jungen Mannes so anziehend und bedeutsam zu entwickeln, seine Urteile über dies und jenes erschienen mir so treffend und richtig, die Raketen seines Humors knatterten so behaglich und fröhlich, daß mich seine Gesellschaft und der vertrautere Umgang mit ihm bald immer mehr fesselte. Je genauer ich ihn kennen lernte, desto mehr fühlte ich mich zu ihm hingezogen, und auch er brachte mir eine warme Zuneigung entgegen.

Gemeinsam machten wir im Sommer eine Reihe größerer Ausflüge, auf welchen uns der Stoff zu lebhaften und anregenden Gesprächen niemals ausging.

Eine Lustfahrt des Klubs „Ditmarsia“, an der wir uns beteiligten, mag vielleicht Willy die erste Idee zu seinem Mappenwerk „Klub Eintracht“ gegeben haben. Der erwähnte Ausflug ist mir persönlich dadurch in lebhafter Erinnerung geblieben, weil der Freund mir bei dieser Gelegenheit, wie es später noch einigemal geschah, die ersten Mitteilungen über seine, mich als Schriftsteller sehr interessierenden Lehrjahre und Erlebnisse machte.

Mit einem bunt bewimpelten Dampfer ging es früh morgens, unter den schmetternden Klängen einer an Bord befindlichen Musikbande, die Elbe hinunter nach dem nicht weit von deren Mündung am holsteinischen Ufer gelegenen Brunsbüttel. Dort wurde in einem ländlichen, in der Nähe der Kirche gelegenen Wirtshause zu Mittag gegessen — alsdann wanderten Willy und ich an das Elbufer und warfen uns im Schatten eines dichtverschlungenen Weidengebüsches auf den blumendurchwirkten Grasteppich. Vor uns hatten wir den stillen, silberglänzenden Strom, auf dessen breitem Spiegel einige ferne Segler sichtbar. Drüben am hannoverischen Gestade lugten die Strohdächer und Fruchtbäume der Dörfer über den Deich und aus den Schornsteinen stieg weißblauer Rauch zum lichten, mit zarten Cirruswölkchen besäeten Sommer-

himmel auf. Links neben uns erhob sich der Leuchtturm. Eine von der Elbmündung her streichende Brise wehte uns willkommene Kühlung zu. Es war ein überaus molliges Plätzchen, das wir sobald nicht wieder zu verlassen beschlossen.

Willy nahm seine Mappe hervor (wie auch jetzt noch hatte er damals stets statt des Skizzenbuches eine Mappe mit losen Blättern bei sich) und aquarellierte die Landschaft. Mit welcher Gewandtheit handhabte er Stift und Pinsel — mit welcher Sicherheit wußte er Licht und Schatten zu verteilen! Ich sprach mein Bedauern darüber aus, daß es ihm trotz seiner hervorragenden Begabung noch nicht vergönnt sei, seine Schwingen zu freierem Fluge zu regen, daß er im Gegenteil gezwungen, sich seinen Lebensunterhalt als Gehilfe in einer lithographischen Anstalt zu verdienen. Daran anknüpfend machte er mir eingehendere Mitteilungen über seinen bisherigen künstlerischen Bildungsgang, worüber ich bis jetzt nur kurze Andeutungen durch seine Eltern erhalten.

Er begann:

„Wie es mir in der Schule gegangen, weißt du. Zwei Jahre vor mir wurde mein Bruder konfirmiert, und er gab, wie es uralte Sitte (aus dem Heidentum wohl noch) bei den Jungens einige Pfund Bonbons zum besten, die ‚in die Grabbel' geworfen wurden. Der Oberlehrer, der keine Poesie und keinen Sinn für althergebrachte Gebräuche hatte, inspizierte aber oft die Tornister der Abziehenden und konfiszierte zu Gunsten seiner Familie die ‚Boltjes' (Bonbons). Da man das wußte und erwartete, so führten ihn mein Bruder und seine Mitschüler diesmal gewaltig an, indem sie weißen und braunen Kandiszucker zusammen mit zwei Drittel Steinkohlen in Papier einwickelten. Da hat die habsüchtige Lehrerfamilie gut arbeiten müssen, um die paar Kandisstückchen von den Steinkohlen zu säubern!

„Heinrich wurde Maschinenbauer — ein wahres Wunder für die Schule, da alle andern den Kaufmannsstand ergriffen und dies für selbstverständlich hielten. Sie waren sämtlich Söhne von Kaufleuten, viele von auswärts: von Peru, Brasilien, Nordamerika, den Philippinen u. s. w.



Kürbisstudie.



Alle gingen natürlich aufs Comptoir bei dem Papa oder bei Geschäftsfreunden. Was mich betraf, so sollte ich noch zwei Jahre schwitzen bis zum Eintritt in die Welt — aber was werden? Das mußte schon jetzt bedacht sein. Kaufmann? Dazu hatte ich gar keinen Trieb. Also ebenfalls Maschinenbauer? So recht Lust hatte ich auch nicht dazu, aber ich wußte absolut nichts andres. Daß ich einen Beruf erwählen könne, bei dem ich das so geliebte Zeichnen zu verwerten im stande, konnte mir doch nicht in den Sinn kommen, da das Zeichnen in der Schule als reine Hanswurstsache und als eine Art Seiltänzerei angesehen wurde.

„Gott sei Dank — im nächsten Jahr bekam Papa Streit mit dem Schulmeister und nahm mich aus der Schule. Ich blieb ein ganzes Jahr zu Hause, zeichnete nach der Natur sowie nach der Phantasie, und lernte auch bei Mama kochen, was mir später oft nützlich wurde.

„Ich hatte einen Schulkollegen Namens Roth, der später auch Maler wurde, und wir beide komponierten natürlich darauf los, wie eben nur fünfzehnjährige Jungen komponieren. Vor allem wählten wir historische, bluttriefende Motive. Ich malte allerlei phönicische Motive, auch Homer und Louis Napoleon mußten herhalten. Ersterer wegen der billigen berlinerblauen See und letzterer, inklusive seiner Franzosen, wegen der Zinnoberhosen und -Kappen. Gemeinsam mit Roth zeichnete ich dann ein grandioses Historienbild: die Erstürmung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon. Auf dem größten Reißbrett spannte ich kunstgerecht einen gewaltigen Bogen weißes Papier aus, den wir gemeinsam gekauft. Als genauer Kenner der Perspektive (ich hatte mir diese Kenntnis in der Gewerbeschule, die ich seit meinem zwölften Jahr besuchte, erworben), mußte ich die Mauern zeichnen: ein riesiges Bauwerk aus gewaltigen Quadern mit Zinnen oben*). Als die Mauer aufgebaut, ging's ans Fabrizieren der Kreuzfahrer und Türken. Mit Bettlaken, Korbdeckeln, Feuerzangen und Besenstielen drapiert standen wir uns gegenseitig Modell und machten das Kriegsheer. Bald wimmelte es von Figuren, die voll Kampflust aufeinander schossen, auch sah man auf dem Bilde Rammmaschinen in Thätigkeit. Natürlich fehlte nicht der bei derartigen Historienbildern unerläßliche Held mit der Kreuzfahne in der Linken, mit der erhobenen Rechten das Schwert haltend und auf einem Haufen von Kriegerleichen dekorativ emporsteigend. Die ganze Luft war voller von beiden Seiten abgeschossener Pfeile, während die Türken dazu noch große Steine und glühendes Pech von oben auf die unten gescharten Christen niederfallen ließen, welch letztere Brennmaterial zum Ausräuchern und zusammengebundene Leitern zum Ersteigen der Mauern heranschleppten.

„Wo dies herrliche Kunstwerk später blieb, wer weiß? Jedenfalls hatten wir unser Vergnügen daran und schwebten tagelang in einem wahren Begeisterungs- und Schaffensrausch.

„Dann lernten wir im Zoologischen Garten Oelmalerei von Johannes Gehrts, der mit seinem älteren Bruder Karl im Hause seines Vaters eine Mordbilderfabrik, wie wir es nannten,

*) Willy erinnerte sich dieses seines ersten Versuches in der historischen Kunst, als er 1891 Jerusalem besuchte und oft vom Jaffa-Thor hinunter ins Kidronthal und den Oelberg hinaufritt, an den Mauern der heiligen Stadt entlang. Spaßhafterweise waren die Mauern auf der in Rede stehenden Zeichnung ganz ähnlich ausgefallen.

betrieb. Beide entwickelten eine riesige Palettfertigkeit. Wir saßen mit unnachahmlicher Frechheit ebenfalls bald im Zoologischen Garten und malten auf Malpappe Elefanten, Löwen, Tiger und Büffel nach der Natur, komponierten auch gleich die nötige Landschaft dahinter. Das Ganze stellte z. B. eine Prairie vor mit einer fernen Büffelherde, vorn den glotzäugigen Bullen nach der Natur gemalt, hinten ferne duftige Berge und blauer Himmel mit Schäfchenwolken. Sehr beliebt war bei uns Sturm in der Natur. Die Tiere wurden, trotzdem sie uns schafig und gähnend anblinzelten, ins Wilde übersetzt, und dann ließen wir die Büffel über die Prairie sausen, während hinten am Horizont ein Krapplack- und Zinnobermeer flutete. Prairiebrand! Ha, wie tunkte ich in die Farben, wo sie am leuchtendsten! Ohne Rücksicht auf die Kosten wurden die Farben ausgedrückt, um daraus allerlei fliehendes Getier, Wölfe, Gazellen, Hirsche, Pferdeherden und Panther zu malen. Ja, selbst in der ehrsamen Gewerbeschule trat der Komponierbacillus auf, und zwar in der Zeichenklasse des Lehrers Heinrich Ehrich, der die vorgeschritteneren Schüler unterrichtete. Ehrich entwickelte ein seltenes Talent darin, die jungen Welteroberer möglichst genial lossausen zu lassen, sorgte aber doch für die nötige solide Grundlage. Bei ihm malten wir ausgestopfte Eulen, Adler und Wildkatzen in Aquarell und Oel. Hinter einem glasäugigen Adler, der auf einem Ast grimmig die Flügel schlug, malten wir die ganze Schweiz mit Alpenglühen. Wir waren trotzdem solche Naturalisten, daß man bei der Wildkatze oder dem Adler ordentlich sehen konnte, daß es Glasaugen waren.

„Sonntags hielt Ehrich — für uns stets das Vorbild eines wahren Künstlers, Lehrers und Freundes, was er auch immer blieb — von acht bis zwölf Uhr seine Zeichenstunden ab, und zwar abwechselnd im Zoologischen und im Botanischen Garten, an welchen Orten wir unsre erwähnten künstlerischen Großthaten losließen. Gegen zwölf Uhr versammelten wir uns dann meistens in der Restauration des Zoologischen Gartens, da wir ja überall zerstreut herumsaßen und Ehrich sich seine Schüler zusammensuchen mußte. Manchen fand er erst beim Frühstück wieder — beide hatten dann wohl nicht viel aneinander verloren. Etliche dieser Auserlesenen der Gewerbeschule betrieben diese Kunst etwas fabrikmäßig, indem sie mit Leichtigkeit die Hälfte ihres Skizzenbuches in drei bis vier Stunden vollschmierten und mit einigen Löwen, Wölfen und Tigern, diversen Elefanten, zahllosen Pelikanen (ein beliebtes, stillvergnügtes Modell) und ganzen Regimentern von Krokodilen, Schlangen, Hirschen, Gnus, Affen und Känguruhs sich einfanden. Beim mitgebrachten Butterbrot wurden dann diese Schätze besichtigt und verglichen.

„Im Botanischen Garten ging's solider und bürgerlicher zu. Dort malten die meisten zarte, duftige Blumen in Aquarell. Wir drei oder vier genialer Veranlagten (oder vielleicht auch nur frecher, da Frechheit und Selbstbewußtsein alles in der Welt zu stande bringen)



Studie aus dem Zoologischen Garten.



wagten uns an die Palmen in den Treibhäusern oder an die schönen Baumgruppen im Garten mit den reizenden Blicken auf den Stadtgraben, der wie ein stiller Waldsee wirkte. Ich saß mit Vorliebe unter Palmen im warmen Treibhaus und zeichnete mit einer bewundernswerten Geduld diese Wildnis Blatt für Blatt. Auch saß ich bei sonnigem Wetter gern im Gebüsch am Ufer und zeichnete die gewaltigen Blätter eines dort üppig emporwuchernden Unkrauts. Es waren stille, reizvolle Stunden, die, wie ich später entdeckte, sich für mich höchst nützlich erwiesen, da man alles nach der Natur Gezeichnete immer im Leben mal wieder brauchen kann, sei es zu Entwürfen, sei es zu lithographischen Zwecken, Illustrationen oder Randglossen. Ganz besonders gilt dies von dem genau gezeichneten Wurzel- und Pflanzenwerk.

„Ich sah mir einmal in St. Pauli bei Gehrts' die Bilderfabrik an und gleich erwachte der Ehrgeiz, das sehnsüchtige Verlangen in mir, solche herrlichen abwaschbaren Oelgemälde für die Rahmenfabriken in Ottensen ebenfalls zu fabrizieren. Leinwand zum Malen machten Gehrts' auch selber und die leichten Keilrahmen lieferte ein Tischler höchst billig. Da kam der Kunstjude und bestellte gleich drei Dutzend Sonnenuntergänge am Fluß mit Kuhstaffage oder ein paar Dutzend Schlösser am Meer mit Mondaufgang. Waldfrieden, Meereseinsamkeit, heimkehrende Schafherden bei heraufziehendem Heidesturm, Schiffbrüche an irgend einer höchst felsigen Küste, milde Bergseen, träumerische Inseln und was die Erde sonst Schönes bietet, wurde dort immer gleich dutzendweise in die Welt gesetzt und die Töpfe voll Sturm, Sonnenuntergang, Mondschein und Familienglück standen immer bereit; man brauchte nur einzustippen und auf die nebeneinander stehenden Staffeleien zu streichen.



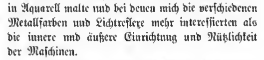
„Die Familie Gehrts machte aber nicht, trotz der ungemeinen Geschwindigkeit, mit welcher sie arbeitete, die dummen, landesüblichen, schlecht gemalten Bilder, wie sie die Rahmenfabriken dann zu Verlosungen und in Konditoreien verkauften — nein, das waren wahrhaftig alles kleine, geniale

Kunstwerke, die sich wohl sehen lassen konnten. Studierten doch die Söhne damals schon in Weimar und halfen dem Vater während der Ferien. Und wie billig war das Dutzend! Es wäre eine interessante Aufgabe für die verdammten Statistiker, die alles berechnen müssen, auszumitteln, in wieviel Zeit sich die vereinigte Familie Gehrts (später kam noch ein der dritte Sohn dazu) wohl bei sechsstündiger Arbeitszeit bis zum Mond hinaufgemalt hätte!



„Also nach diesem Ruhm, nach dieser Kunst stand mein sehnsüchtigstes Verlangen. Im Hintergrund meiner Seele lauerte auch stets der glühende Wunsch, etwas mit zu verdienen und meinen Eltern den Kampf ums Dasein, um das tägliche Brot, den sie schwer und heldenmütig kämpften, zu erleichtern und ins Kampfgedränge mit einzuspringen. Demgemäß erscheint wieder die, von der Erstürmung Jerusalems her innig verbündete Firma Roth und Allers auf der Bildfläche, kauft sich zwei Keilrahmen und macht sich auch nach Johannes Gehrts' Rezepten die Malleinwand selber, um ja den hohen Vorbildern möglichst nachzukommen. Ich, der ich bisher am tiefsten in Oel getreten, malte zwei Meisterwerke gleich fertig, nämlich erstens: Waldfrieden am Fluß bei Sonnenuntergang (ein höchst grünes Wunder), und zweitens: Mondaufgang, im Vordergrund eine romantische Burgruine mit Kremserweißspiegelung im See (ein blaues Wunder, da wir nur der Billigkeit halber Berlinerblau und Indigo benutzten). Wir konnten das Trocknen natürlich nicht abwarten, klemmten vier halbe Korken an den vier Ecken dazwischen, schlangen einen Bindfaden um das Ganze und gingen damit los, um den Kunstsinn der Stadt Hamburg zu prüfen. Ach, ich habe nie was Geöltes in Hamburg verkauft! Wir wanderten selbstverständlich zum ersten Kunsthändler der Stadt, dem alten Louis Bock. Er war zu Hause. Wir wickelten aufgeregt unsre Thaten auseinander und präsentierten ihm dieselben. O weh, keine Gnade vor seinen kunsterfahrenen Augen — das eine Bild war ihm zu grün, das andre zu blau. Geknickt schlichen wir davon zum billigeren, kleineren Rahmenhändler. Unsre Preise waren in Gedanken schon sehr gefallen. Aber, o Unglück! Als wir unsre Bilder





dem ehrlichen, bejahrten Rahmenanfertiger auf dem Alten Steinweg vorlegen wollten, bemerkten wir zu unserm Schreck, daß beim liederlichen Einpacken im Bockschen Laden, welches wir voller Beschämung und in aller Eile verrichtet, die Korken herausgefallen und die zwei ‚Stimmungen' wie zwei Butterbrote zusammengeklebt waren!

„Der Kunstmäcen schob seine Brille von der Stirn auf die Nase und zog die zähen Schmieralien mit Mühe auseinander. Selbst wir hätten nicht erklären können, auf welchem Bilde mehr grüner Wald oder mehr träumerisches Mondscheinblau sitze. Wir waren bankerott und auf ewig gedemütigt."

Nach einer kleinen Pause fuhr Willy fort:

„Mein erster Lehrer in der Gewerbeschule war Frühauf gewesen, der, stets liebenswürdig und frisch, uns unendlich anregte und zu allerlei kühnen Zeichenthaten aufmunterte. Ein Freund von mir Namens Karl Griese, mein Bruder und ich zeichneten etwa bis zum vierzehnten Jahr ziemlich gleich gut und Frühauf, dessen Lieblingsschüler wir anscheinend waren, klopfte uns oft vergnügt auf den Buckel und meinte: ‚Ihr seid Kerle!' was sein höchstes Wohlwollen ausdrückte. Vom vierzehnten Jahr an ging ich selbständig weiter und überflügelte meine Kollegen. Da aber damals noch das Maschinenbauerprojekt lebte, zeichnete ich vorzugsweise Maschinen und Maschinenteile, die ich aber effektvoll in Aquarell malte und bei denen mich die verschiedenen Metallfarben und Lichtreflexe mehr interessierten als die innere und äußere Einrichtung und Nützlichkeit der Maschinen.



„Dann brachte mich der Direktor der Gewerbeschule, O. Jessen, selber zu Heinrich Ehrich, von dem ich bereits gesprochen. Unter des letzteren Leitung sollte ich mich, je nach meinen Leistungen, in die höheren Kunstregionen aufschwingen. In Ehrichs Klasse waren alle Talente vertreten, und von der solidesten, bravsten Zeichenarbeit an bis zum rauschenden Flügel des Genius wurde alles kultiviert und gefördert. Oben, am Ende der Klasse, wirkte und schaffte die letztere Sorte, in welche ich eigentlich nie eingetreten bin. Der Genialste unter ihr war Karl Gehrts', der schon einige Jahre nach Weimar ging und prächtige Kompositionen vom Stapel ließ. Ich wagte mich selten in diesen Olymp meiner hervorragend begabten Studiengenossen — einzig und allein mit Karl Gehrts' Bruder Johannes stand ich auf vertrauterem Fuße. Nur verstohlen betrachtete ich

mir ab und zu ein mir riesig imponierendes Götter- und Heldenbild. Manchmal waren es griechische Götter, die da zusammenkomponiert wurden, oft aber gewaltige nordische Helden und Walhallabewohner. Meistens saßen letztere in Wolken, warfen mit Donnerkeilen und Blitzen um sich und hatten Raben und Wölfe zur Seite.

„Mein Freund Johannes Gehrts arbeitete später ganz besonders in diesem Genre und leistete Vorzügliches. Es existierte indessen eine ganze Reihe andrer Genies: Horst, ein langhaariger Jüngling, Mikow, und wie sie alle heißen mögen.

„Schon als kleiner Junge mochte ich übrigens an meinen Zeichnungen nicht gern etwas ändern oder auswischen*). Mein Grundsatz war: Gleich fest hin ohne Fehl! Wenn es mir als kleiner Kerl mal mißglückte, so änderte ich es nachher aber n i c h t und machte etwas andres daraus — etwas, wozu gerade die falschen Striche taugten.

„Meine Mutter erzählt noch, wie ich einmal, etwa sechs Jahre alt, zeichnete und sie, über meine Schulter guckend, fragte, was es werden sollte. ‚Das soll ein Löwe werden, Mama!' — ‚Aber so sieht doch kein Löwe aus?' — ‚Na, dann kann's 'n Adler werden!' Und schwupp di wupp war es ein Adler.

„Ich hatte nun das fünfzehnte Jahr erreicht und unterhandelte schon mit derselben Fabrik, in welcher mein Bruder Heinrich praktisch die Maschinenbauerei lernte — da kam ein Bekannter unsres Hauses, der Kaufmann Dracke, auf die Idee, mir vorzuschlagen, ob ich nicht lieber Zeichenlithograph werden wolle? Auf diese Weise könne ich ja das geliebte Zeichnen als Lebensberuf betreiben. Das war ein unerwarteter Lichtstrahl, an den ich nie gedacht hatte. Nun ging ich zu F. W. Kähler, einem alten Freund unsrer Familie, der eine bedeutende lithographische Anstalt und Druckerei besaß. Der, eine echte ehrliche Hamburger Haut, sagte aber: ‚Ja, Willy, ik wull di woll geern nehmen, aber dat is nix for di. Du mußt na 'n fixen Tekner, bei mi is dat so gewœnliches kommerzielles Tüg! Ik weet aber eenen for di, de heet Willem Mühlmeister, dat is 'n fixen Kerl, dat is de beste Tekner, den wi hier vör dat Geschäft hefft. Ik will mit em de Saak besnakken.'

„Acht Tage nachher sandte er mich hin. Ja, das war mein Fall! Damals wohnte Mühlmeister (jetzt eine große Riesenfirma Mühlmeister und Johler) noch auf dem Venusberg in einer malerischen, so recht künstlerisch ausstaffierten Bude. Man erblickte daselbst ein halbes Dutzend großer Arbeitstische mit Klappbrettern, worauf riesige Steine lagen, auf denen, höchst pittoresk wirkend, in Kreide, Tusch und geschabtem Asphaltgrund Farbenplatten zu allerlei großen Schweizerlandschaften gezeichnet waren. Die Originale und halbfertigen Probedrucke, mit den unten gedruckten Farbenproben, hingen an den Wänden; zur Erleuchtung dienten mehrere riesige Lampen mit selbstgemachten Papierschirmen. Unter den Tischen krochen die Nachkommen herum in auffallend dekolletiertem Abendkostüm. Mama Mühlmeister hantierte mit Töpfen und Schüsseln in der Küche herum. Was meinen demnächstigen Meister betraf, so machte er mit seinem kühn wirren Lockenkopf und mit seinem kühn gedrehten blonden Künstlerschnauzbart auf mich den Eindruck eines noch jungen, jovialen, fidelen Herrn. Er war nur mit einem offenen Hemd und einer Hose ohne Tragbänder bekleidet; die Füße steckten in alten Pantoffeln. Aus einer langen Pfeife entrollte er behaglich blaue Dampfwölkchen.

*) Es ist dies auch jetzt noch das charakteristische Merkmal von Willys Zeichenweise.



„Ja, das war nach meinem Geschmack! In eine solche ideale Künstlerbude paßte ich hinein! Donnerwetter, was für Aussichten, was für 'ne fröhliche Zukunft! Weit weg waren die mir immer halb unsympathischen Gedanken an die Maschinenbauerei. Jetzt vermochte ich mir gar nicht vorzustellen, wie ich überhaupt je an ein solches Metier hatte denken können. Was wäre das für eine Jammerexistenz gewesen! Schon um sechs Uhr morgens in die Fabrik 'rein (mein armer Bruder mußte immer schon noch halb zur Nachtzeit aus den warmen Federn kriechen und manchmal die halbe Wegstunde bis zur Fabrik wie ein Windhund rennen, um nicht zu spät zu kommen) — den Tag über weiter nichts vor Augen als Oelschmiere, Ruß und geschwärzte Gestalten — beständig harte Arbeit, rohe Späße und Glockenzeichen — abends todmüde und voll öligen Schmutzes nach Hause geeilt und vor Erschöpfung fast außer stande, das im Ofen warmgestellte Essen zu genießen! Hole der Teufel ein solches Dasein — mir winkte jetzt im goldenen Sonnenschein der Kunst ein besseres, schöneres, erfreulicheres Los: zwanglose, nicht maschinenhafte Arbeit, ein warmes Zimmer, anregende Beschäftigung im geliebten Zeichnen, und dazu gemütliche Belehrung und fidele Unterhaltung über alle irdischen Trödeldinge.

„Es waren eine Anzahl Gehilfen bei Mühlmeister angestellt, lustige, gutmütige Gesellen mit Schlapphüten, die sich sämtlich gewaltige Künstler dünkten. Ein seltsames Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß mein Freund Karl Griese, von dem ich schon gesprochen, am nämlichen Tage mit mir bei Mühlmeister eintrat. Wir waren Turnfreunde, hatten gemeinsam die Gewerbeschule besucht und lernten nun bei demselben Prinzipal.

„In den Anfang meiner Lehrzeit fiel ein lustiger Umzug, ein wahres Fressen für uns. Mit all dem malerischen Plunder, mit den in Wolle wohlverpackten Lithographiesteinen, mit Lampen, Regenschirmen und Küchengerät ging es in das neue Quartier Mühlmeisters, das an der Ecke der Schützen- und Steinstraße (im Süden des Schweinemarktes) gelegen. Dort halfen wir hoch oben ein lichtes, lustiges Künstlerheim mit aufbauen.

„Griese und ich machten eine richtige Lehrzeit nach alter Manier durch und thaten es mit Vergnügen. Beide waren wir von Hause aus nicht verwöhnt und verzogen und scheuten uns vor keiner Arbeit. Wir teilten immer redlich alle Beschäftigungen unter uns. Jede Woche änderte sich das Programm. Hatte ich z. B. in einer Woche die Lampen zu putzen (es waren ihrer zwölf oder dreizehn, da Mutter Mühlmeister ihre Privatlampen aus Küche und Stube dazu gab) und das Bierlager zu beaufsichtigen (der Gerstensaft wurde en gros aus der Marienthaler Brauerei bezogen und jedesmal von Mühlmeister und seinen Gehilfen aufs schleunigste vermöbelt), so mußte Griese das Frühstück für die letzteren einkaufen und die Tusche anreiben.

„Es ist übrigens keine Kleinigkeit, lithographische Tusche kunstgerecht anzureiben, so daß sie keinen Schaum gibt und allen Geschmacksrichtungen der kunstreichen Gehilfen zusagt. Sie muß glatt und flüssig und doch so dick sein, daß sie bei der Federzeichnung auf Steine keine grauen Striche verursacht.

„Wer konnte es im Lampenputzen mit mir aufnehmen? Höchstens Kollege Griese! Und wer konnte so rasch und gewandt wie wir für zehn Gehilfen (so viele wurden es ihrer bald) das Frühstück einholen? Zeigt mir den Berliner Schusterjungen, der es in dieser Hinsicht mit uns gleichzuthun im stande! Besonders des Montags, wo noch viel Geld vom letzten Wochenlohn und noch ein starker Rest des am Sonntag annektierten Katers auf Lager war, mußten wir bei der Frühstücksbesorgung eine angestrengte Thätigkeit entwickeln.



Aus „Klub Eintracht“.

„Was hatten wir alles zum Frühstück zusammenzuholen! Heringe, harte Eier, Bücklinge, Eidamer-, Schweizer- und Limburgerkäse, Salzgurken, Mixed-Pickles, Rouladen, Rollmöpse und Essiggurken. Der eine wünschte die Heringe sauer, der andre gesalzen — dieser wollte die Rollmöpse aus dem Laden haben, jener den Limburger aus dem Keller. Der Limburger sollte nicht bei den gesalzenen Heringen liegen und die Salzgurken nicht bei dem Eidamer. Der eine hatte ein Goldstück zu wechseln, der andre einen Thaler. Alle wollten Kleingeld haben, und wer weiß was sonst noch. Wir holten alles einfach in einem und dem nämlichen Keller und machten doch alle glücklich. Gefallen ließen wir uns von unsern Auftraggebern nichts. Ich setzte sie bald auf'n Putt und in Respekt, so daß sich zwischen uns ein ganz gemütliches Verhältnis entspann. Nebenbei mußten wir auch noch Kanaster zu einem Thaler das Pfund für unsern Meister einkaufen und ihn fein schneiden für seine lange, eines Bismarck würdige Pfeife.

„Da saß ich nun stillvergnügt an meinem Arbeitstisch, kopierte die braven germanischen Linien des Rethelschen Totentanzes und versuchte mit Fetttusche auf Stein, das umgekehrte Bild mit Hilfe eines Spiegels herstellend, einen Holzschnitt nach Thumann nachzubilden. Ab und zu wurden Aquarelle kopiert und die Aussicht auf den Schweinemarkt in Wasserfarben dargestellt. Mühlmeister war ein vorzüglicher Lehrer, und alle seine Ratschläge kann ich noch jetzt verwerten. Da war keine Spur altväterisch-pedantischer Lithographenweisheit, mit der man die Gehilfen vollpfropft und mit der sie nichts anzufangen wissen — alles, was er uns lehrte und uns mitteilte, gründete sich auf praktische Erfahrung.

„Inzwischen verging mir die Zeit ganz angenehm. Draußen pfiff der Wintersturm um die Ecke und trieb den Schnee durch die Fensterritzen. Schnell war der Frühling da, es kam der Sommer, der Herbst, und es ward wieder Winter. So vergingen zwei und ein halbes Jahr wie im Fluge. Bald konnte ich als selbständiger Zeichner schon bei allerlei Arbeiten helfen. Es ward mir auch die Aufgabe gestellt, ein Bild ganz in Farbendruck anzufertigen.

„Viel zu thun hatten wir für Gustav Wilhelm Seitz in Wandsbeck, von dem Mühlmeister verschiedene Bilder in Accord übernahm und dieselben oft wieder in Accord an die Gehilfen abgab. Wenn's in Accord ging, gab's nur fleißige Gehilfen, aber im Wochenlohn ging es so lahm, daß es ordentlich ein Elend war es mit anzusehen. Einigemale in jeder Woche fuhr Mühlmeister hinaus nach Wandsbeck, um in der Fabrik die verschiedenen Steine mit Farbenplatten ätzen und ausdrucken zu lassen, in der Absicht sich von der Wirkung zu überzeugen. Dann lagen die faulen Kerle mitten im Zimmer auf dem Boden und schnarchten den halben Tag lang.

„Als ein wichtiges Ereignis wurde es immer betrachtet, wenn der Prinzipal mit den von den neuen Platten genommenen Abdrücken ankam — jeder wollte sich dann vergewissern, inwieweit der Abdruck dem Original ähnlich geworden sei.

„Bei Mühlmeister tauchten auch oft neue, unerhörte Talente auf, die sich aber als arge Schwindler und als Talglichter der Kunst entpuppten. Da erscheint aus Frankfurt, Leipzig oder sonst woher ein neuer Gehilfe mit allerlei Proben seiner Kunst, meistens in unendlich sorgsam gepimpelten Kopien bestehend. Ah, welch ein Wundermann! Sein Hut ist der breitrandigste, den wir je gesehen, und sein Auftreten von verblüffender Erhabenheit. Aber

die Geschichte dauert nicht lange — bald erkennen wir in ihm einen noch größeren Esel wie wir selber.

„Doch wer kann all diese sonderbaren Kerle und Charaktere schildern, die ich im Lauf meiner langjährigen Lithographenzeit kennen lernte! Außer meinem Lehrer und Meister gab's keinen, der selber etwas leisten konnte — was gearbeitet wurde, war gleichsam nur Schusterarbeit, nur sklavisches Kopieren. Jeder einfache Schrift- und Zeichenlithograph in der kleinsten Druckerbude kann eigentlich viel mehr wie so ein hochnasiger Kunstler von Farbendrucklithograph, der nur seine langweiligen Farbenplatten aufeinander quetscht. Die einfachste Etikette für Cigarren, Zucker, Bier, Wein, Rosinen oder Stiefelwichse ist viel schwieriger wie das komplizierteste Farbendruckbild. Selbst etwas entwerfen oder vielmehr zusammen stehlen (wie es das höhere Kunstgewerbe ja auch mit wenigen Ausnahmen macht), und wenn's auch das Einfachste ist, und gerade dies Einfache mit wenig Mitteln und in wenigen Farben wirkungsvoll darzustellen — das ist nicht so leicht wie es aussieht.



Aus „Klub Eintracht".

„Am meisten Vergnügen hatten wir von der Prägeplatte, die mit Aetze und Meißel zum Schluß in die Asphaltschicht des Steins gekratzt und geschlagen wurde, um hierauf das fertige Farbendruckbild hineinzuquetschen und die dicken Farbenkleckse in der Schmiermanier des Originals nachzuahmen. Da klopften Griese und ich mit dem Hammer und Meißel wie die Marmorarbeiter in Carrara. Sehr angenehm waren mir auch immer die Aufträge auf Notentitel. Derartige Arbeiten galt es flott und in aller Geschwindigkeit zu entwerfen und zu lithographieren, weil sie meistens schon wenige Stunden nach der Bestellung abgeliefert werden mußten, damit der Schriftlithograph noch den Text dazu anfertige. Oft wurden noch an dem nämlichen Abend eine Anzahl Exemplare des betreffenden Musikstücks mit dem nach Südamerika abgehenden Dampfer befördert. So etwas selbständig zu zeichnen war eben kein Gehilfe im stande, trotz der großen Hüte und guten Wochenlöhne. Ich meinerseits hatte

die Sache schwupp di wupp entworfen und mit Feder und Kreide lithographiert. Nur ließ sich Mühlmeister zum Schluß nie nehmen, die Lichter und Schattenkleckse anzubringen. Das ist eben das Fidelste bei der ganzen Arbeit, und er verfuhr dabei sehr geschickt. Breitbeinig, den Stuhl hochgekippt, saß er da, die Pfeife zwischen dem Arm, damit sie nicht störe, und behaglich qualmend und vor Wonne stöhnend schabte und kratzte er die prachtvollen Lichter und lockerte mit einem federnden Messer malerische Halbtöne ins allgemeine Grundgrau, was ich ihm liefern mußte.



Großmama Porth und Schwester Emma.

„In der Folge bekam ich die verschiedenartigsten Sachen anzufertigen: Architekturskizzen auf Holzplatten für Holzschnitt, Skizzen für Zinkätzungen, Plakatentwürfe, Photographievergrößerungen, Aufnahmen von Fabriken in Aquarell und Oel für Plakate, wobei eine kleine, unscheinbare Baracke den Eindruck machen mußte wie ein Kruppsches Unternehmen mit rauchenden gewaltigen Schornsteinen, zahllosen Fenstern, großen Thoren und Höfen, in welch letzteren sich beladene Blockwagen gegenseitig in die Bäuche rannten und Haufen von Staffagearbeitern Fässer und Kisten schleppten — die ganze Geschichte aus der Vogelperspektive, damit auch ja alles darauf kam. Geht in einer Meile Entfernung ein Fluß oder eine Eisenbahnlinie vorbei, so werden sie angebracht, als ob sie extra für die Fabrik engagiert seien. Einmal mußte ich sogar eine Bierbrauerei zeichnen, die ganz zwischen hohen Häusern und engen Höfen eingeklemmt war, und um die ganze Suppe zusammenzubekommen, hatte ich auf fünf bis sechs Dächern und Böden herumzukriechen, worauf dann ein pompöses Gesamtbild daraus zusammengeschwindelt wurde.

„Ich entwarf auch schöne glatte Rosinenkistenbilder mit schmachtenden spanischen Schönen oben, und unten die Mandoline kratzenden Liebhabern — Etiketten mit wilden Stieren für Fleischextraktfabriken — für die Ankündigungen von Dampfschiffahrtsgesellschaften sanft durch die Wellen schaukelnde Dampfer mit hohen Masten und Schornsteinen und riesigen Flaggen, links Amerika, rechts Hamburg und in der Mitte einige Möven und eine Boje. Dabei dürfen die Wellen nicht zu hoch gemalt werden, sonst werden die böhmischen Bauern bange, und nicht zu klein, sonst glauben sie es nicht. Ist doch so ein auswandernder Bauer ein schwer zu behandelndes Colli.

„‚Nee‘, sagte einmal ein holsteinischer Bauer zum Agenten in Hamburg, als er das zweimastige Segelschiff, mit welchem er die Reise machen sollte, im Hafen liegen sah, ‚damit fohr ik nich. Mi hett de Kerl en Bild mit drei Mastböm wist.‘

„‚Jä, min gode Mann‘, entgegnete der Agent, ‚dat Ding da vör (dabei zeigte er zum Bugspriet hin) wardt naher, wenn ’t losgeit, in’ne Heucht stellt!‘

„‚Na, denn is god‘, meinte der Bauer, ‚denn fohr ik mit!‘

„Ferner gab’s die ewigen, langweiligen Gnomen und Heinzelmännchen zu machen, welche entweder mit der Leiter auf einen blanken Stiefel raufkletterten, eine Senfkruke transportierten, oder sich an andre thörichte Unternehmungen wagten. Meistens dachten die Besteller nicht daran, mit wenig Schrift und einfacher Zeichnung groß und effektvoll zu wirken, sondern es mußte so viel Wortschwall und Schrift darauf, was doch außer dem Besteller niemand liest, daß die ganze Wirkung zum Teufel war.

„So kamen bei Mühlmeister nach und nach alle nur denkbaren Drucksachen, Reklamen und Illustrationsmittel auf Holz, Zink, Stein und Papier an die Reihe, und auch sonst war es eine unvergleichliche Schule.

„Eines Tages trat ein großer, eleganter Herr, in Hellgrau gekleidet, einen ebenfalls grauen Cylinderhut verwogen nach hinten geschoben, ins Lokal, eine gewaltige Blechrolle im Arm. Das war ein Erfinder, und, wie ich später entdeckte, auch ein sehr liebenswürdiger und angenehmer Mann. Damals mißfiel er uns allen sehr durch sein hoffärtiges, überlegenes Auftreten. Schon sein elegantes Kabriolett mit dem Protzendiener hinten machte uns mißtrauisch, und als er sogar uns gemeine Horde nicht so viel achtete, den Hut abzunehmen, sondern ihn nur nach hinten schob, war er für uns verloren. Dazu seine gewaltigen Reden, von denen er selber nicht ahnte, wie thöricht sie waren. Als er fortgegangen, brach ein allgemeines, unauslöschliches Gelächter los, und der große Mann gab den Gesprächsstoff für viele Tage. Er hatte, wie er sagte, eine neue Manier erfunden, ein Bild auf einmal in vielen Farben fertig zu drucken: eine uralte Jacke, an der schon der Ahnvater der Lithographie, Senefelder, herumflickte. Der große Mann geruhte an einen Tisch zu treten und den verdutzten Gehilfen zu fragen:

„‚Mit wie viel Platten wollen Sie dies Gemälde kopieren?‘

„‚Na — — in zwanzig oder zweiundzwanzig krieg’ ich’s wohl fertig!‘

„‚Das mache ich in einem Druck!‘

„Bums, das wirkte wie eine unvermutet in unser idyllisches Künstlertrödelheim hineinplatzende Bombe. Wie bei vielen Erfindungen, so entpuppte sich später der Mann mit der Blechrolle nur als Käufer der Erfindung. Den wahren Jakob brachte er einmal mit, einen fürchterlichen Kerl, der mit einer Art übergehängter Pferdedecke und mit seinen ein und einen halben Fuß langen Haaren aussah wie ein wüster Einsiedler aus den Wildnissen der Lüneburger Heide. So ist er mir wenigstens in der Erinnerung.

„Nun kam eine Aera des Aufschwungs, eine ungeahnte Blütezeit voller Kunstschandthaten, die in unsern Augen kaum dem berühmten Zeitalter der italienischen Renaissance unter Mitwirkung der verstorbenen Kollegen Raphael und Michel Angelo nachstand. Da wurde gekratzt und gemalt und gedruckt und lackiert, daß es eine Freude war. Ich für meinen Teil hatte die Oelmalerei zu besorgen. Inzwischen hatte sich mein Meister mit zwei andren Herren zu der Firma Mühlmeister, Johler & Braun vereinigt, aus der später die von mir bereits erwähnte gewaltige Firma Mühlmeister & Johler entstand.



Ich war schon lange bei der Kunst und konnte meinem Prinzipal von weit größerem und vielseitigerem Nutzen sein wie ein Gehilfe — aber die ausgemachte klingende Bezahlung wollte nicht kommen. Das leidige Geld! Man kann's eben nicht entbehren, und so nett und freundlich mein Meister auch sonst war, so versäumte er doch dies zu bedenken. Ich hatte bei meinem Eintritt mit ihm fest abgemacht, daß er mir etwas vergüte, sobald ich ihm nützlich würde. Wir waren eben alle zu Hause darauf angewiesen, zu verdienen und jede Kleinigkeit mitzunehmen.

„Nach vielen Mahnungen bekamen Griese und ich endlich zwei Thaler die Woche. Ich steckte dieselben ein und meinte, damit hätte er schon lange beginnen sollen, ich müsse jetzt nach zwei und einem halben Jahr schon mindestens vier Thaler bekommen. Danach neue Versprechungen. Als sie aber wieder nicht in Erfüllung gingen, machte ich Mühlmeister eines Sonnabends die Mitteilung, ich würde am Montag nicht wiederkommen — da er seinen Kontrakt nicht hielte, hielte auch ich mich an nichts gebunden.

„Ich amüsierte mich nun vierzehn Tage prächtig im Botanischen Garten und hinter Harburg mit Studienzeichnen — alsdann kam eine Vorladung vors Gewerbliche Schiedsgericht. Dort bekam ich aber recht, und da Mühlmeister mich brauchte und wiederhaben wollte, mußte er mich vor Gericht zum Gehilfen erklären und ich bekam den geringsten Lohn eines solchen, nämlich sechs Thaler die Woche. Für vier Thaler hätte er mich als Lehrling noch ein und ein halbes Jahr haben können! Mit einer Flasche Wein wurde die neugeschlossene Freundschaft und der erhabene neue Stand begossen.

„Jetzt bin ich bei Gustav Wilhelm Seitz in Wandsbeck als Farbendruckmensch thätig — aber ich sehne mich danach, zu reisen und ein Stück von der Welt zu sehen."

„‚Wird auch schon kommen,' meinte ich."

„Was Karl Griese betraf," fuhr Willy fort, „so konnte er nicht viel selbständig zeichnen und entwerfen, jedenfalls aber ebenso gute Leistungen aufweisen wie die teuren Gehilfen bei Mühlmeister. Da ihm indessen der Mut zum Striken fehlte — er hatte es auch von Hause aus nicht so dringend nötig auf ein paar Thaler zu sehen — so mußte er seine Lehrlingszeit richtig absitzen, während ich schon bei Seitz Farbenplatten würgte. Gegenwärtig arbeitet er ebenfalls dort."

„Zur selben Zeit, wo die Firma Roth & Allers mit ihrer Oelbilderfabrikation so jämmerlich Fiasko machte, wohnte bei meinen Eltern ein liebenswürdiger, vornehmer Franzose — wie alle wahrhaft vornehmen Leute ein sehr bescheidener Mann und mit allem zufrieden. In seinem Wesen lag nichts von Protzentum, von Renommage, von unnahbarer Würde oder herablassender Vertraulichkeit, vielmehr blieb er vom ersten bis zum letzten Tage derselbe höfliche, dienstbereite, sich ganz in die Gewohnheiten der Familie findende Gentleman. Er nannte sich Dupré. Es war ja nicht lange nach dem französischen Kriege, und wir hatten bald heraus, daß er ein französischer höherer Offizier sein müsse, der zu Revanchezwecken Deutsch lernen wollte. Wozu die Revanche doch nicht alles gut ist! Monsieur Dupré lernte in sechs Wochen theoretisch bei dem Lehrer Frischmuth und praktisch bei uns ziemlich fertig Deutsch, trotzdem er vorher nicht ein Jota davon gewußt. Ein so erstaunlicher Fleiß

verdient alle Anerkennung! Stets hatte er ein französisch-deutsches Diktionär in der Tasche, und bums schlug er es auf, sobald ihm ein Wort fehlte. ‚O, der deutsche Sprak sein viel swer, viel swer!‘ seufzte er oft. Er gab sich für einen höheren Commis aus und erzählte oft von seinen großen Reisen in China und Südamerika. Natürlich kam die Rede auch oft auf die Kriegsereignisse und die Belagerung von Paris — bei solchen Gelegenheiten verwickelte er sich regelmäßig in Widersprüche und es ward uns schließlich klar, daß er dem beneidenswerten Stande der Grandseigneurs angehörte, daß er ein eigenes Palais besaß und sich Rennpferde und Jagdhunde hielt. Meine Mutter suchte ihn in die Enge zu treiben und sagte ihm mehreremal ganz offen, er sei ein Spion und Revanchefranzose, der sich alles ansehen wolle, um uns nachher mit seinen Bataillonen zu überfallen und totzuschlagen. Seine Erwiderung lief immer auf die Beteuerung hinaus, er wolle uns nicht totschlagen, sondern im Gegenteil unser Haus beschützen.

„Während der Belagerung von Paris hatte er, nachdem er seine sämtlichen Pferde und Hunde seinem Magen einverleibt, mitgeholfen, die vierfüßigen Bewohner des Jardin des plantes aufzuessen. Alle gut schmeckenden Tiere wußte er noch dankbar auswendig: ‚Elefant serr gut, auch Känguruh und Giraffe serr gut, Löwe smecken slecht, Pelikan viel trocken, Stinktier serr bitter!‘

„Er aß gern fünf Minuten lang gekochte Eier, die er auf spanische Manier ins Glas schlug, aber nie gerieten sie ihm. Er stand, die Uhr in der Hand haltend, bei Mama in der Küche, und dieselbe ermahnte ihn immer, genau auf die Zeit zu achten, aber dann kam die leidige Lernwut, er war über ein Wort oder einen Ausdruck nicht recht im klaren, holte sein kiloschweres Diktionär aus der Tasche und begann darin zu blättern, indem er zu meinem mit seiner dampfenden Pfeife dabei stehenden Vater äußerte: ‚Sie nicht wissen alle die Worten in diesem Buk!‘



Aus „Silberne Hochzeit“.

„‚Ah, die weiß ich alle,‘ meinte Papa, der sich schon auf die zu erwartenden harten Eier freute. Dupré, dessen Nase noch immer über dem Wörterbuch schwebte, begann nun eine lebhafte linguistische Erörterung, wünschte zu erfahren, was ein ‚Zaunkönig‘ sei, fragte, warum ‚der Mann von die Katz‘ nicht ‚Katzer‘ heiße, sondern ‚Kater‘, erkundigte sich nach dem Unterschiede zwischen ‚Busenfreund‘ und ‚Meerbusen‘ und bat um Aufklärung, ob ‚Spinne‘ und ‚Spinnerin‘ das nämliche bedeute, bis


Herr und Frau Allers aus „Silberne Hochzeit“.

endlich Papa ganz unschuldig zu Dupré und Mama äußerte: ‚Na, ich denke, die Eier werden jetzt wohl weich sein!‘ — Ach, volle siebzehn Minuten kochten sie bereits!

„Jeden Abend lauerte Dupré mit Sehnsucht auf Bruder Heinrich, der schwarz wie der Teufel aus der Fabrik kam, rasch eine gründliche Wäsche am Küchenbrunnen vornahm und dann in aller Geschwindigkeit sein warm gestelltes Essen verzehrte, um gleich darauf im Verein mit mir zur Gewerbeschule zu eilen, wo wir zwei Stunden lang an dem Unterricht in der Mathematik und im geometrischen Zeichnen teilnahmen. Kam nun Heinrich aus der Fabrik und später aus der Schule zurück, so setzte sich stets Dupré an seine Seite und suchte durch die Unterhaltung mit ihm den Schatz seiner deutschen Kenntnisse zu vermehren. ‚Einrich sein eine lebendige Wörterbuk!‘ pflegte er zu sagen.

„Oft erfreute er meine Mama, die gern gute Musik hörte, durch die zarten, duftigen Phantasien, welche er einer wundervollen, mit Silber beschlagenen Elfenbeinflöte entlockte. Auch Modell mußte er mir oft sitzen, was er mit größter Bereitwilligkeit that. Wir bedauerten es lebhaft, als der Tag seiner Abreise erschien und er uns lebewohl sagte. Lange noch vermißten wir ihn.

„Inzwischen ging bei uns — wir waren mittlerweile in die Deichstraße gezogen — die alte Tretmühle des Privatmittagstisches ihren gewohnten Gang. Das Geschäft machte sich; die Eltern hatten sich auch mit den Jahren ganz hineingelebt. Ferner erlernten stets junge Damen aus guten Häusern das Kochen und den Hausstand bei meiner Mutter. Einige ältere Herren waren ganz in Kost und Logis bei uns, und es verging kaum ein Abend, an dem nicht musiziert und getanzt worden wäre.

„Meine sparsame Mama hielt darauf, möglichst alles selber zu bereiten und zu fabrizieren. Sie kochte vorzügliche Seife aus Speckschwarten, Abfällen von Ochsenfett und sonstigen Küchenresten, braute auch Bier aus reinem Hopfen und Malz mit Zuckerzusatz. Ein Prachtbier war's, so recht söffig, das sicher sogar unsern Ahnherren in den Urwäldern Poppenbüttels geschmeckt haben würde. Es mußte aber sehr solide, wie Champagner, zugebunden und mit großer Vorsicht entkorkt werden, da es sonst mit einem lauten Knall losging, an die Decke fuhr und keinen Tropfen in der Flasche zurückließ.

„Einmal jagte ich einem alten, behäbigen Hamburger Kaufmann einen Todesschrecken mit



Haushaltungspolitik.
(Klub Eintracht.)

meinem Bier ein. Ich nahm, um mich daran zu laben, gewöhnlich zwei Flaschen dieses leichten, gesunden und wohlschmeckenden Gebräus mit ins Geschäft zu Mühlmeister. Damals, in den ersten Tagen meiner jungfräulichen Gehilfenzeit, wohnte die neue Firma Mühlmeister, Johler & Braun schon auf dem Papendamm, dicht vor Wandsbeck. Ich ging immer durch Borgfelde bei Ohlendorffs Villa herum durch die Schwarze Straße und dann über die Felder quer durch zum Papendamm. Wenn man so zur selben Zeit täglich den nämlichen Weg geht, kennt man schließlich jeden, dem man begegnet. Die Passanten, welche täglich des Morgens meinen Pfad kreuzten, waren meistens wohlhabend aussehende Kaufleute mit Backenbart und glänzendem Cylinder, behaglich ihre Havanna in die frische Luft dampfend — oder ebenfalls draußen wohnende, aber ein bedeutend schnelleres Tempo in ihrem Marsch entwickelnde jüngere Firmeninhaber und Commis, ihr Frühstück eingewickelt in der Hand oder in einer Tasche bei sich tragend, was die älteren Herren, die im Börsenrestaurant von Specht oder bei Zingg zu frühstücken gewohnt, nur wenig thun. Also so einen mit sich und der Welt zufriedenen, seine Upman mit größter Gemütsruhe schmauchenden Markt- und Meeresbeherrscher traf ich täglich in der Schwarzen Straße am Gitter von Ohlendorff. Links und rechts trug ich je eine Buttel ‚Mutter Allers' Bierauslese'. Durch das Schütteln und die Wärme war das Bier jedenfalls in Erregung gekommen, und ich hätte ebensogut mit zwei Dynamitbomben spazieren gehen können. Da — gerade als sich der brave, seelenruhige Herr in einer Entfernung von zwei Meter von mir befand, knallten fast zu gleicher Zeit beide Pullen los — bum, bum! — und entleerten ihren Inhalt in die Luft mit solcher Wupticität, daß ich auch nicht einen einzigen Tropfen Bier selber abbekam. Der ganze Inhalt der Flaschen sauste als Dampfwolke dem alten Gentleman über den Kopf, der kreidebleich und ächzend sich an das Gitter von Ohlendorffs Villa lehnte und mich entsetzt anstierte. Gewiß dachte er, es sei ein Dynamitattentat gegen ihn versucht worden. Seine Upman war ihm aus dem Munde gefallen und lag rauchend am Boden. Um ihn zu beruhigen, zeigte ich ihm meine Geschosse und erklärte ihm den Zusammenhang, worauf er seinen Mut wieder fand.


Aus „Silberne Hochzeit".

„Uebrigens nahm ich auch oft als Futter rote Grütze und Stachelbeergrütze, in Papier eingewickelt, zu Mühlmeister mit, eine Flasche Milch dazu. Wenn ich dann zum Frühstück mein Butterbrot verspeiste, that ich immer einen Biß in die Grütze und nahm einen Schluck Milch hinterher.


Porträt von Mutter Allers aus „Klub Eintracht".

„Ja, man kann bisweilen auf die allerunschuldigste Weise andern fürchterlich werden! Das geschah auch 'mal mit meiner kleinen Schwester Emma. Von jeher war's bei uns Sitte, die Wiegenfeste so zu feiern, daß das Geburtstagskind sich sein Mittagsmenu auswählen durfte. Heinrich und ich bestellten regelmäßig, da unsre Geburtstage ja in die Sommermonate fielen, rote Grütze mit Milch und vorher ein saftiges Beefsteak mit Ei und Kartoffeln. Nun hatte meine Schwester Marie zu unsrem Verdruß für ihren Geburtstag Pellkartoffeln und Hering bestellt, was sie auch bekam. Wir schimpften sie aber tüchtig aus: ‚Du dumme Deern, wie kannst du so'n Unsinn bestellen!' — wußten wir doch nicht, daß Mama für uns unsre Leibspeise zubereitet hatte, so daß unser Aerger verfrüht war. Marie hielt ihren Herings- und Pellkartoffelnschmaus getreulich alle Jahre. Als wir in die Deichstraße gezogen waren, brachte uns nun Emma dadurch in große Verlegenheit, daß sie, die das erwähnte Gericht ebensosehr wie ihre ältere Schwester verehrte und hochschätzte, ihren Freundinnen aus dem Fenster zum Erstaunen des ganzen Hopfenmarkts triumphierend zurief: ‚Aeh — wir haben heute Geburtstag — heute gibt's Pellkartoffeln und Hering!'



Aus „Silberne Hochzeit".

„Unsre guten Nachbarn, die das hörten, werden wohl mitleidig gedacht haben: ‚Wenn bei Allers schon Pellkartoffeln und Hering als Geburtstagsgericht gilt — was werden die armen Kinder sonst wohl zu essen kriegen!'

„Zu unsern Nachbarn in der Deichstraße gehörten übrigens auch die ‚Butjes' oder ‚Löwen', die ich nicht vergessen darf, dir vorzustellen. Ihr gewöhnliches Standquartier ist an der Ecke der Deichstraße und des Hopfenmarktes. Von Aussehen kennst du diese Bassermannschen Gestalten ja sicher, hast aber gewiß nicht nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht. Es sind grundehrliche, gutmütige Gesellen, die oft aus den besten Kreisen stammen, niemals stehlen und nur durch den Schnaps bis an die Ecke der Deichstraße oder ähnliche Standquartiere gekommen sind. Sie wollen den Anschein von Dienstmännern machen, aber ihr elendes Aeußere, ihre zitternden Hände, die blauroten Nasen und die stieren Augen erwecken gerade kein Zutrauen. Jedes Geldstück wird sofort vertrunken, aber freundschaftlich



Schwester Emma.

und gutherzig lassen sie die Flasche im Kreise herumgehen, so daß die Kameraden nie leer werden. Mit Vorliebe weilen sie in der Nähe einer sogenannten Köminsel oder Kellerwirtschaft, wo sie sich mit einer Hand sorgfältig an der Mauer festhalten, damit das Haus nicht umfalle, während sie mit der andern oft hinten die Lumpen zusammenraffen, um kein öffentliches Aergernis zu geben.

„Sehr belustigend ist es immer zu beobachten, wenn ein ‚Löwe', sobald er seinen Teil hinter die Binde gegossen, einmal über die Straße will — wie er es in solchem Falle kaum wagt, seine schützende Mauer zu verlassen, endlich wie ein schlingerndes Fahrzeug über den Straßendamm kreuzt, dann krampfhaft mit beiden Armen einen Laternenpfahl ergreift und stier um sich herumglotzt. Morgens, wenn sie noch nüchtern, halten sie stets miteinander lange, weise Gespräche, dabei fleißig durch eine Zahnlücke auf die geschickte Manier der ‚Hamburger von der Wasserkante' ihren Tabaksaft um sich herumspritzend. Durch den Soff sind sie so naiv und kindisch wie Knaben geworden. Eine Prügelei zwischen ihnen fördert jedesmal viel Spaß zu Tage. So sah ich einst einen Butje, der hochaufgeschossen wie eine Hopfenstange und sich eines feuerroten Kopfes erfreute, einen kleinen rabiaten Eindringling bedrohen, welcher sich anmaßte, mit an der Ecke der Deichstraße stehen zu wollen.

„‚Wat wullt du Oos denn hier,' rief er, ‚du Butje, du Strotenkeuter, wullt du moken, dat du wegkummst!'

„‚Wat wullt du Snösel,' knurrte der Kleine, seine Prüntje ausspukend und die zerfetzten Aermel ostentativ aufkrempelnd, ‚kumm her, du Slötendriever, ik hau di arl din Teen in't Muul tosam'n, dat di de rode Supp inne Bux löppt!'

„Dabei standen die beiden, umringt von ihren Genossen, vor dem Eingang zu einer Köminsel sich gegenüber wie ein paar Jungen, die einen Kampf beginnen wollen, wobei indessen jeder zögert, den Anfang zu machen, und hielten sich gegenseitig die Fäuste unter die Nase. Plötzlich holte der Lange zu einem gewaltigen Faustschlag aus. Da sie aber beide ziemlich duun (betrunken) waren, so fiel er, ohne daß er den Kleinen traf, die Kellertreppe runter und schoß mit dem Kopf in ein Fenster der Köminsel, dessen Scheiben klirrend zerbrachen, während der Kleine, vor Schreck den Halt verlierend, sich im Rinnstein wälzte. Dieses Malheur mit den Fensterscheiben ernüchterte sie aber sämtlich, und die ganze Horde kratzte aus, hundert Schritt weiter in den Hopfenmarkt hinein, von wo aus sie den Kümmelwirt, welcher ihnen mit einem Knüppel nachdrohte, verhöhnten.

„‚Teuf, jü Streumers,' rief der Mann erzürnt, ‚kamt bloß noch 'n mal her, jü Leuben!'

„Der gegenseitige Haß zwischen den beiden Konkurrenten dauerte indessen nicht lange,

denn bald sah ich sie, gefolgt von den Kameraden, Arm in Arm in eine Wirtschaft hinuntersteigen, um die neue, im Unglück erprobte Freundschaft zu begießen.

„Sehr gern übernehmen es diese Herren, einen Brief zu besorgen, der auch vielleicht ankommt, wenn der Träger nicht etwa vorher bezahlt bekommt und dadurch bei den von ihm zu passierenden Köminseln Schiffbruch leidet. Nur widerwillig lassen sie sich dagegen herbei, schwere Pakete oder Koffer zu transportieren.

„Ein prächtiges Motiv für den Zeichenstift gab eine Szene, die ich neulich zwischen einem kleinen, verschrumpften Karrenjuden und einem ‚Löwen' beobachtete. Der Jude hatte die Unglücksidee, seine große Karre voller Geschirr von einem Butje Namens Hannes auf den Hopfenmarkt fahren zu lassen. Der Kerl schob die Karre langsam weiter, apathisch vor sich hinstarrend und fortwährend Zickzacklinien beschreibend. Seinen bedenklichen Schwankungen folgte auch die Karre, während ihr Eigentümer ängstlich nebenher lief, beständig gestikulierte und die Karre festzuhalten sich bemühte. Trotzdem kippte plötzlich die letztere nach Backbord über. Verdutzt kratzte sich der Butje den Kopf und beteuerte:



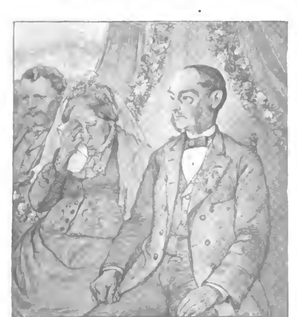
Schwester Emma.

„‚Jä, ik heff keen Schuld, ik heff keen Schuld!'

„Und ohne sich um das Lamentieren, Schelten und Toben des armen Geschirrhändlers weiter zu kümmern, schritt Hannes, sein Prüntje ausspeiend und sich die Hosen hochziehend, taumelnden Ganges davon.

„Man will wissen, daß es unter den ‚Löwen' ehemalige Hotelbesitzer und sogar einen Professor gab. Jedenfalls existierte aber ein Butje, den man lateinisch oder griechisch, spanisch oder hebräisch anreden konnte — er verstand alle Sprachen.

„Gegen meine kleine Schwester waren die ‚Löwen' immer sehr freundlich, nannten sie ‚Fräulein Emma' (was diese sehr schmeichelte) und sorgten dafür, daß sie jedesmal wohlbehalten ohne Wagenkollisionen über die



Aus „Silberne Hochzeit".

Straße kam. Auch Mama erhielt fortwährend die freundschaftlichsten Zeichen ihrer Hochachtung und Wertschätzung. Oft kamen sie nämlich zu ihr, um sich etwas Essen zu erbetteln, wenn der Hunger zeitweilig über den Schnapsteufel die Oberhand gewann. Dann traten sie auf unsrem Korridor an und stellten sich gegenseitig vor, höflich ihr feinstes Hochdeutsch redend (‚missingsch‘, wie man's in Hamburg nennt):

„‚Goden Dag, Frau Allers, ich wollte Ihnen man bloß meinen Fründ Tedje Claſſen vorstellen. Wir sind ja Nachbarn, Frau Allers, sehen Sie, und mein Fründ Tetje is gerade so ärm als ich und ich just so reich wie er, und da wollten wir Sie höflichst um einen kleinen Löffel Suppe gebeten haben.‘

„‚Natürlich, meine Herren, wenn Sie Nachbarn sind! Setzen Sie sich nur hierher!‘

„Es bekam dann jeder einen tiefen Teller voll dicker Suppe nebst einem Rundstück, was sie alles schnell vertilgten und hierauf Teller und Löffel sauber abgeleckt mit einem Kratzfuß und einer Dankrede wieder in der Küche ablieferten, wobei sie nie verfehlten, freundliche Grüße an ihre Freundin, Fräulein Emma, zu bestellen.

„Bei einem Umzuge hatten wir auch einmal einen Butje zur Aushilfe, der ohne Unterlaß sehnsüchtige Blicke nach dem Klavier warf. Seine Kameraden, die Arbeitsleute, die ihn mehr zum Aufpassen beim Einladen als zum Mithelfen genommen hatten, meinten:

„‚Na, Hein, speel doch 'mal ee'n op!‘

„‚Na,‘ meinte er verlegen, ‚dat geit nich, dat litt Madam nich!‘

„Nun, Mama, die das hörte und neugierig wurde, forderte ihn zum Spielen auf, und da spielte er so brillant, daß es ordentlich eine Lust war, den Tönen zu lauschen.“

Hier endete Willy seine Mitteilungen.

Lustige Walzerklänge, die wir vom Städtchen her vernahmen, ließen uns an den Rückweg denken. Wer die Blätter von Willys „Klub Eintracht“ gesehen, wird sich ausmalen können, was wir ferner noch erlebten.

Bei hellem Mondschein dampften wir spät abends auf der Elbe nach Hamburg zurück.



Sechstes Kapitel.

Aus der Welt des Schminks und des Flitters.

(Die Tanzstunden in der Königsstraße. — Eine Segelpartie auf der Elbe. — Wie Willy Statist wurde. — Die Statistengarderobe. — Statistenstrike. — Vernes „Reise um die Welt“. — Unberechtigte Eigentümlichkeiten der ersten Garnitur. — Willy im „Propheten“, in der „Schlacht im Teutoburger Walde“, im „Don Juan“, in der „Zauberflöte“ und als Mitglied des römischen Senats. — Der Mann mit der Hasenscharte. — Fatalitäten in der Wolfsschlucht und in Shakespeares Drama „König Richard der Dritte“. — Evviva Capri!)

An einem Sonntagmorgen fuhren Willy und ich mit dem ersten Zuge nach Bergedorf und traten von dort einen mehrstündigen Marsch durch die Vierlande (so genannt nach den vier Kirchspielen, in welche sie zerfallen) an. Unser Ziel bildete das auf der andern Seite der Elbe im Hannoverischen gelegene Dorf Drage.

Es war eine Wanderung, an welche ich noch jetzt mit Vergnügen zurückdenke. Goldener Sonnenschein lag auf den rechts und links sich unabsehbar ausdehnenden Feldern von Erdbeeren, Himbeeren, Rosen, Stachel- und Johannisbeeren, auf den dichtbelaubten Obsthainen, auf den Gemüsepflanzungen — die Bäume und Sträucher im frischesten Grün, die Blumen in den lebhaftesten, leuchtendsten Farben prangend und erquickenden Wohlgeruch aussendend — man glaubte sich in einem Garten von unendlicher Ausdehnung zu befinden. Und wohl repräsentieren die Vierlande einen riesigen Frucht-, Blumen- und Gemüsegarten, der ganz Hamburg mit seinen Erzeugnissen versorgt — ohne den Segen der Vierlande würde bei den Hamburger Hausfrauen Schmalhans Küchenmeister sein. Dann und wann begegnete uns, auf dem Wege zur



Aus „Klub Eintracht“.

Kirche begriffen, ein Trupp junger Mädchen in der reizenden, kleidsamen Landestracht und begrüßte uns mit einem fröhlichen Morgengruß. Aus der Ferne tönte Glockenklang, zu welchem hie und da eine Lerche, die sich trillernd in den blauen Aether schwang, das Accompagnement lieferte.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir das Dorf Drage, woselbst wir bei dem Großbauer Porth, einem Oheim Willys, einkehrten. Nach dem sehr substantiellen Mittagsmahl, an welchem auch eine Tochter, sowie mehrere Söhne teilnahmen, fand sich junges Volk aus der Nachbarschaft ein — die Burschen, welche fast sämtlich in der Garde gedient, wahre Hünengestalten —, und es ward zu den Klängen einer Ziehharmonika ein Tänzchen improvisiert. Auch Willy walzte und polkte con amore. Er war, wie ich schon bei dem Balle in Brunsbüttel beobachtet, ein flotter Tänzer und konnte auch auf diesem Gebiet Lorbeeren ernten.

Als ich später mit ihm in einer schattigen, von Jasmin und wildem Wein umrankten Gartenlaube den Kaffee, welchen uns die Tochter des Hauses dorthin gebracht, schlürfte, äußerte ich scherzend zu dem Freunde, daß er auch ohne sein hervorragendes Zeichentalent seinen Erwerb als Tanz- oder Ballettmeister hätte finden können. Zugleich fragte ich ihn, wer es gewesen, der ihn mit solchem Erfolge in die Mysterien der Tanzkunst eingeführt.

„Dieses Verdienst", entgegnete er lachend, „darf der Tanzlehrer Karl Grossardt beanspruchen, der für mich das gewesen, was Tide für meine Mama."

In launiger Weise, wie es so seine Art, schilderte nun Willy die Tanzstunden bei Grossardt.

„Karl Griese, noch ein andrer Freund und ich", so begann er, „fühlten das Bedürfnis, unsre etwas steifen, ungelenken Beine ab und zu 'mal auszurecken, die zierlichen Verschnörkelungen der Extremitäten an der Quelle zu studieren und unsre nur sehr oberflächlichen Kenntnisse gentlemanhafter Kratzfüße zu vervollständigen — wir sehnten uns danach, uns aus dem Sumpfe der Flegelei und Lümmelhaftigkeit, in welchem wir steckten, in höhere Regionen aufzuschwingen: in die Regionen feinerer gesellschaftlicher Dressur, des höheren Anstandes, der farbenfreudigen Krawatten und der fetttriefenden Locken. Dieser Sphäre sollte uns der genannte Tanzlehrer — er wohnte in der Königsstraße zwischen dem Hemdsärmel und dem Gerhof — entgegenführen. Wir gehörten nicht zur Noblesse der Tanzeleven, vielmehr nur zur guten, soliden Mittelsorte! Es gab unter den Herren mehr Papierkragen wie echtleinene; wir bemerkten dies, wenn die armen Dulder bei ihren Evolutionen zu schwitzen anfingen und ihnen die Fetzen um die Ohren hingen. Grossardt und sein Bruder, der erstere als Feldherr, der letztere als Adjutant, leiteten den Tanzfeldzug. Ein blinder Klavierspieler Namens Hunderlage bearbeitete, als eine Art von Klavierautomat, das Instrument und klopfte den Takt zu unsern Sprüngen. Zuerst waren wir Herren für zwei bis drei Stunden allein unter uns und es ward uns das verwickelte Problem des Polkadreischrittes beigebracht. 'Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!' kommandierte Grossardt, in die Hände klatschend, und einer hinter dem andern, wie die Gänse, ging's zierlich tänzelnd, eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, rechts-links-rechts, links-rechts-links ꝛc. ums Zimmer herum. Nur zwei unglückselige Commis aus Kanaan-Elbstraße konnten diese Anfangsgründe nicht in ihre Beine kriegen, weshalb Grossardt ihnen auch vorsichtigerweise die letzte Stelle in der Kolonne zuwies. Sie stolperten stets unbeholfen hinterher, fielen über ihre eigenen Lackstiefel und hopsten



Vom Kinderballett.

manchmal mit beiden Beinen zu gleicher Zeit in die Höhe. Ach, sie sind in der anmutigen Kunst Terpsichorens andauernd elende Stümper geblieben und machten auf dem Schlußball ihrem Lehrer große Schande, indem sie bei den Quadrillen die greulichste Konfusion anrichteten, den Damen die Schleppen abtraten und ihnen auf den Hühneraugen herumtrampelten, ferner mit den tanzenden Paaren beständig karambolierten, so daß sie viele der letzteren zu Fall brachten.

„Nach der dritten Stunde kam der feierliche Moment, wo die Damen sich uns zugesellten. Wie erhebend! Da saßen sie — alte gute Mauerblumen und frische Tanzveilchen — in langer Reihe, verschämt uns musternd. Bald hatten sich die Pärchen zusammengefunden, während die stillen, geduldigen Mauerblümchen, die schon in so vielen Tanzgenerationen die lebende Dekoration des Saales gebildet, noch immer geduldig des Ritters, der sie von ihrem Bann erlöse, harrten. Wir erbarmten uns oft dieser bedauernswerten, bescheidenen Geschöpfe, denen eine philosophische Resignation bereits zur zweiten Natur geworden und die uns immer mit strahlendem Entzücken, wie weiland Elsa ihrem Lohengrin, in die Arme sanken. Massenhafte Kunstpausen ermöglichten es Groffardt, seine Getränke zu guten Preisen loszuschlagen. Wir Kavaliere hielten uns selbstverständlich an den edlen Gerstensaft — für unsre Schönen dagegen (jeder hatte seine erwählte Pflanze) ließen wir durch Groffardts Bruder, der zugleich die Dienste eines Kellners versah, massenhaft Limonade anschleppen. Die holden Jungfrauen, die den liebevollen Spender wohl kannten und ihm verstohlen zulächelten, nippten, damenhaft-schüchtern thuend, an den Gläsern, unterließen auch nicht, ihren minder glücklichen Gefährtinnen, welche noch keinen Verehrer gefunden, getreulich davon abzugeben, dabei die ängstlichen, steifen, aber liebevollen Mauerblumen nicht vergessend.

„So lernten wir im Dienste Terpsichorens auch zugleich ritterlichen Minnedienst. Es hatten sich uns dreien noch andre Turnkollegen zugesellt und unsre fidele Bande gefiel sich in allerlei Thorheiten und Wichtigthuereien. Jedesmal wurden die einzelnen Tanzschätze von den betreffenden Eigentümern auf mancherlei Umwegen nach Hause gebracht.

„Die Zeit rinnt durch das Stundenglas des Jahres, wir nehmen zu an Weisheit der Beine, die Françaisen, Lanciers und verwickeltsten Tänze gehen wie geschmiert und die große Parade und Regimentsvorstellung vor den betreffenden Familienangehörigen — der solenne Schlußball — steht vor der Thür. Das Tanzschätzchen wird per Wagen zu Ball und Souper abgeholt, durch ein duftendes Bouquet erfreut, man wiegt sich mit ihm stundenlang im Tanze, flüstert ihm süße Schmeichelworte ins Ohr. Am nächsten Morgen tritt die Prosa des Alltagslebens wieder in ihre Rechte — die Poesie des Tanzunterrichtes versinkt in den Orkus der Vergangenheit. Nur der modische Schnitt des Rockes, der sorgfältig gekämmte Scheitel, die flammend-leuchtende Krawatte erinnern, wie die hohle See nach dem Sturme, an die hochgeschwellten Wogen unsrer Tanzbegeisterung."

Die Tochter Onkel Porths erschien jetzt am Eingang der Laube und rief uns zu, nach dem Hofe zu kommen. Dort stand ein mit zwei kräftigen Gäulen bespannter Wagen bereit, welcher Papa Porth, seine Tochter und uns beide nach dem hannoverischen Städtchen Winsen bringen sollte. In Winsen nahmen wir Abschied von unseren freundlichen Begleitern und fuhren mit dem bald abgehenden Zuge nach Harburg, von wo uns ein Dampfer quer über die Elbe nach Hamburg zurückbrachte.

Ebenso großes Vergnügen, wie die Tour nach den Vierlanden, bereitete uns eine Segelpartie, die wir an einem herrlichen Augusttage die Elbe hinunter machten. Der Anfang unsrer Fahrt ging full speed, denn wir hingen uns an einen kleinen Schleppdampfer an, welcher den Namen „Kehr wieder" führte und mit dessen Kapitän wir befreundet. Der Dampfer sollte ein paar beladene Schuten von der Lühe holen. In rascher Aufeinanderfolge zog das malerische Panorama der Elbufer an uns vorüber: St. Pauli mit seinen Theatern, Tanzsalons und Matrosenkneipen, ihm gegenüber die langgestreckte Insel Steinwärder, dann das amphitheatralisch am Flusse emporsteigende Altona, die Ortschaften Ottensen, Neumühlen und Ovelgönne. Ueberall säumt hier das Ufer ein Kranz von Villen und Landhäusern, die gebettet sind in Park- und Gartenanlagen, wo unter den Blumen und dem Grün anmutige Frauengestalten im einfachen Hauskleide sichtbar waren oder Kinder sich an munteren Spielen ergötzten. Und welches interessante, stets sich verändernde Schauspiel bot die breite Wasserfläche selbst mit den auf ihr hingleitenden großen Dampfern, Bark-, Brigg- und Klipperschiffen, Jachten, Schuten und Fischerbooten! Weiter zeigte sich uns die Ortschaft Teufelsbrücke, ihren ominösen Namen sehr mit Unrecht von einer kleinen, einen Bach überspannenden Brücke aus roten Backsteinen ableitend. (Dieselbe ist mittlerweile einer veränderten Anlage der Landstraße zum Opfer gefallen.) Jetzt tauchten Klein-Flottbeck und der umfangreiche Park des Senators Jenisch auf mit seinen taufrischen Rasenpartien und in den verschiedenartigsten Abtönungen von Grün schimmernden Baumgruppen. Glücklich, wer hier unter den rauschenden Baumkronen, unter Blumenduft und Vogelgezwitscher, im Angesicht des majestätischen Elbstroms, die Sommertage verleben kann!



Aus „Silberne Hochzeit".

Wir steuern an Nienstädten vorüber, an Dockenhuden mit dem fürstlichen Tuskulum des Senators Godeffroy — Blankenese mit seinen fünf Hügeln (man nennt sie hier „Berge") grüßt uns — dann folgen links die hannoverischen Orte Borstel, Mittelnkirchen, Steinkirchen, Grünendeich, Hollern und rechts die holsteinischen Dörfer Schulau (am Abhange des Rollberges gelegen) und Wedel.

Unterhalb Wedel landeten wir gegen Mittag an einem stillen Uferfleck. In einiger Entfernung von dem sanft ansteigenden, mit kurzem Grase bewachsenen Gestade zog sich die von Wedel nach Glückstadt führende Chaussee dahin. Nachdem wir unser Boot an einem Weidenstumpf festgebunden, suchten wir altes Treibholz zusammen, welches die Flut auf den Sand gespült, und machten damit ein Feuer an, um die in einem Kochtopf mitgebrachte Bouillonsuppe, in der auch Rindfleisch und Reis enthalten, zu wärmen. Während das Feuer knisterte und prasselte, errichteten wir aus drei Riemen (Rudern), sowie dem Segel unsres Fahrzeuges ein Zelt zum Schutze vor den glühenden Pfeilen, die Helios niedersandte. Im Halbdunkel dieses improvisierten Wigwams mollig auf dem weichen Rasen sitzend, löffelten wir behaglich unsre Suppe, während unser Boot durch die eintretende Ebbe inzwischen aufs Trockene gesetzt worden war. Eben wollten wir einige Flaschen mitgenommenen Marienthaler Bieres entkorken, da wurden am Eingange des Zeltes zwei schäbig gekleidete Individuen, Ranzen auf dem Rücken tragend und Knotenstöcke in den Händen, sichtbar. Sie hatten wahrscheinlich von der Landstraße aus den Rauch des Feuers und das Zelt wahrgenommen und die Neugierde ließ ihnen keine Ruhe — sie mußten ausfindig machen, wer hier unten sein Wesen trieb.

Ins Innere des Zeltes lugend, musterten sie uns mit dreisten Blicken. Schon öffnete ich den Mund, um die Störenfriede in nicht sehr höflicher Weise zu ersuchen, uns von ihrer Gegenwart wieder zu befreien, da rief der eine von ihnen, näher an Willy herantretend:

„Herrjeses, Lutz!"

„Na, was machst du denn hier?" setzte der andre hinzu.

„Das seht ihr ja, Kinder," entgegnete Willy, „faulenzen und dazu futtern — habt ihr Hunger? Durst? Langt nur zu, wir haben genug auf Lager!"

Sich zu mir wendend, fuhr der Freund fort:

„Olinda, dies sind zwei Busenfreunde von mir: alte Schlachtkameraden und Coulissenkollegen. Wir haben zusammen bei Philippi gefochten und manchem Ritter, Mönch, Indianer und Isispriester haben sie die geplatzten Nähte wieder eingerenkt. Schwabbl heißt der eine dort und Piefeke der andre."

Jetzt kam die Reihe an mich, den beiden Bummlern vorgestellt zu werden. Willy that dies mit den Worten:

„Dieser Herr hier neben mir mit der Brille ist mein Freund Olinda, Doktor der Philosophie — nehmt den Hut ab! — Schriftsteller und Rezensent. Er schreibt Romane, das Stück zu zwei Pfund, ist aber sonst ungefährlich. Nun legt eure Ranzen und Stöcke ab und futtert los — ihr seid wohl auf der Wanderschaft? Nun ja, wer möchte bei dem schönen Wetter auch arbeiten? Die paar warmen Sommertage hier im Norden muß man wahrhaftig sorgsam ausnutzen!"

Wie ausgehungerte Schiffbrüchige fielen Schwabbl und Piefeke, nachdem sie mir einen Kratzfuß gemacht und vor mir den Hut zierlich geschwenkt hatten, über die dicke Fleischsuppe

her, der ganze Rest Brot wurde hineingebrockt und im Nu war alles verschwunden. Den Topf leckten sie schließlich sauber aus. Nachdem die beiden noch zwei Flaschen von unserm Marienthaler Bier, die wir ihnen spendiert, ausgetrunken, empfahlen sie sich zufrieden und satt und verschwanden in den wilden Gebirgen hinter Wedel.

„Na," lachte Willy, „ich sehe es dir an, was du denkst und wissen möchtest!"

„In der That," rief ich, „ich muß gestehen, das sind ja zwei ganz drollige Kerle — wie verwildert und spaßhaft sahen die aus! Theaterkollegen seid ihr? Ja, warst du denn schon mal hinter den Coulissen?"

„Na und ob? Durch und durch! Wenn du die Geschichte meiner Theatertriumphe hören willst, dann lege dich nur auf den Rücken, damit du nicht umfällst vor Lachen, und höre zu! Also — — —"

„Halt, teurer Freund," unterbrach ich ihn, „bei der Erzählung deiner Schwänke und Abenteuer aus der Welt des Scheins und des Flitters wollen wir nicht simples Marienthaler Bier kneipen, sie soll vielmehr von einer ihr würdigen Libation begleitet werden!"

Dies sagend, schritt ich nach dem Boote und entnahm aus der kleinen Vorratskammer, die am Stern desselben befindlich, einen Henkelkorb. Im Zelte schälte ich aus dem Stroh, mit welchem der Korb angefüllt, zwei Flaschen Wein heraus und eine derselben entkorkend, bemerkte ich:



Aus „Hinter den Coulissen".

„Du weißt, daß ich vor kurzem von der Insel Capri zurückgekehrt, wo ich die mir kontraktlich zustehende vierwöchige Ferienzeit verbracht. O, Capri ist schön — ist wohl der schönste Punkt des Erdballs — man kann es eine Vorahnung des Paradieses nennen! Umrauscht vom azurblauen Meer, gebadet in Sonnengold, palmen- und myrtenbeschattet, gewährend einen herrlichen Rundblick auf die langgedehnte, weißschimmernde Stadt der Parthenope, auf den alten Feuerwerkskünstler, den Vesuv, auf die Orangenhaine von Sorrent — so liegt es da wie das Eiland der Seligen, wie ein zur Wirklichkeit gewordener reizvoller Traum! Von dieser Insel habe ich zwei Flaschen des auf ihr erzeugten herrlichen Weines, genannt Capri Bianco, mitgebracht, der schon hochgepriesen war bei den alten Römern. Erlaube mir, daß ich dir zutrinke!"

Ich füllte die Gläser, wir stießen an, und nachdem wir uns wieder auf den Rasenteppich niedergelassen, begann Willy mit der Chronik seiner Theatererlebnisse:

„Die Grossardtschen Tanzabende hatten zeitweilig die Monotonie des prosaischen Alltagsdaseins angenehm unterbrochen, solange sie uns etwas Neues waren. Mit ihrem Aufhören büßten sie auch für uns ihren Zauber ein — mit mitleidigem Lächeln sahen wir noch ab und zu einen Kollegen aus der Königsstraße am Arme seines Tanzschätzchens, das er nicht gut los werden konnte und das wie eine Klette an ihm hing, herumlaufen. Ich sehnte mich nach einer neuen Auflage von Lebenspoesie — die Poesie gehört ja ebenso zum Dasein wie die Pelle zur Wurst! Die neuen Eindrücke, die ich suchte und herbeiwünschte — ich fand sie als Statist auf den die Welt bedeutenden Brettern.



Aus „Hinter den Coulissen".

„Ein Freund meines Bruders, seines Zeichens ein Schlosser, lud eines Tages ihn und mich ein, im Stadttheater in der Oper ‚Faust' als Statist mit zu agieren. Natürlich machten wir keine Einwendungen. Drei Viertelstunden vor Beginn der Aufführung fanden wir uns an Ort und Stelle ein. Man nähte mich in ein Bärenfell und degradierte mich auf diese Weise zum Vierfüßler, um mich in den Stand zu setzen, als lebendige Staffage des Jahrmarktsfestes am Ende des ersten Aktes, überwacht von meinem Führer, meine Künste zu produzieren. Es war eine verdammt heiße Rolle, und mehr wie einmal geht keiner ins Fell, daher werden auch immer nur Neulinge damit angeführt. Des Bärenpelzes entledigt, tummelte ich mich unter dem Volke, welches beim Einzuge der Soldaten die Szene füllte, und stand später betrübten Angesichts, eine Laterne in der Hand haltend, am Sterbelager Valentins. Bald waren Heinrich und ich große Männer, Oberstatisten und Feldherren der Coulissen, eingeweiht in alle Schliche, Ränke und Kniffe, die in jenen Regionen geübt zu werden pflegen. Dank unsrer musikalischen sowie litterarischen Kenntnisse sahen wir uns dem gemeinen Haufen des Volksgemurmels und der Straßentumulte, dem Hintergrundplebs bald entrückt und bewegten uns im Vollgefühl unsrer Würde auf den Gipfeln irdischer Größe als römische Senatoren, Heerführer, Bischöfe, Patrizier und Ritter.

„Ein ganz merkwürdiges Loch war die Statistengarderobe — in Wirklichkeit freilich kein Loch, sondern ein großer, ausgedehnter Raum, ganz erfüllt von dem bekannten nervenaufregenden Theatergeruch, der erzeugt wird durch Schweiß, Schminke, alte Kleider, Leder und Gas. Da lagen ganze Gebirge von Ritterstiefeln und Sandalen, und an den Wänden hingen die verschiedensten Garnituren für braune, blaue und grüne Bauern, Ritter, Mönche, Straßenräuber, Einsiedler, Geistliche und Bürger.

„Mitten im Lokal stand der Beherrscher all dieser Schätze: der Statistenmeister Bastian, ein Kerl mit einem martialischen Schnurrbart, der immer höchst wichtig that und mit Vorliebe eine Feder in der Hand oder hinterm Ohr trug, um glauben zu machen, daß er mit dem Direktor Pollini in beständigem schriftlichen Rapport stehe. Er hatte jedoch als Statistenmeister auch nicht eine einzige Zeile zu schreiben. Natürlich wurde bei uns Statisten alles auf Plattdeutsch und per ‚Du' verhandelt. Nebenbei hatte Bastian hinter einer spanischen Wand

eine kleine Lütt- und Lüttwirtschaft*), welche er selber am meisten frequentierte. Für zehn Pfennig gab's ein Glas Bier und einen Kümmel, und da er jedesmal mittrank, so war er bald bis obenhin voll und roch beständig nach Schnaps und saurem Bier. Gegen jede Art von Privatwirtschaft im Theater hatte Pollini strenge Verbote erlassen, indessen welches Verbot wird auf der Welt nicht übertreten? Je nach dem, was einer vertrank, gab's für ihn feinere Kostüme oder ordinärere. Wir Alten hatten bald unsre festen Rollen und Kostüme. Was die mißliebigen Rollen betraf, wie zum Beispiel den Bären im ‚Faust' oder den Drachen in der Wolfsschlucht, so wurden damit die Neueingeführten beglückt. Jeder hatte seinen Namen und seine Nummer. Auf mich waren zufällig der Name und die Karte meines Vorgängers vererbt worden und ich hieß daher Lutz. Dann gab's im Garderobelokal noch zwei bis drei Vicekönige, Satelliten des großen erhabenen Bastian, und zwei stets betrunkene Schneider — dieselben, die uns eben einen Besuch abgestattet. Sie halfen uns, uns kunstgerecht anzuziehen, und besorgten auch die etwa nötigen Reparaturen an den Kostümen. Nur in seltenen Fällen geschah solches mit Nadel und Zirn, meistens wurde dem betreffenden Kleidungsstück der nötige Zusammenhalt durch Stecknadeln gegeben. Schwabbl war der Kunstname des einen von ihnen und Pieseke hieß der andre.

„Da tritt ein Statist Tedje an und fragt Bastian:

„‚Wat sall ik hüt antrecken?'

„‚Du treckst,' entgegnete ihm der Garderobengewaltige, ‚een'n von de greunen Buurn an. Dor achter hangt se.'

„‚Ach, Bastian,' bittet Tedje, ‚lat mi man een'n van de Eddellüd moken!'

„‚Ik seg di, du treckst 'n Buurn an!'

„‚Ik gev ok 'n Lütten ut!'

„‚Na, denn man to!'

„Beide verschwinden hinter der spanischen Wand und tauchen nach ein paar Augenblicken wieder hervor, sich das Maul wischend. Bald hat sich Tedje, der während der prosaischen Tagesstunden ein biederer Schlossergeselle, in einen noblen, sporenklirrenden Ritter mit wallendem Federbusch umgewandelt. Was für Erfolge warten heute seiner! Oben auf der Galerie sitzen viele Freunde und Bekannte von ihm, die allen seinen Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen werden. Nicht nur die Sterne der Bühne, nein, jeder kleine Komödiant, jeder Chorist, selbst jeder Statist — sie alle haben ihre Bewunderer auf den verschiedenen Plätzen des Zuschauerraums. Die Freunde der Statisten sitzen natürlich nirgendwo anders als auf der Galerie, von wo aus sie alles am besten sehen und beobachten können — haben sie doch die ganze Bühne in der Vogelperspektive vor sich und sind sie so die einzelnen Figuren so recht zu würdigen im stande, während sich die Vorgänge auf der Szene von unten aus mehr bildartig zusammenkomponieren.

„‚Kik, dor is Tedje!' raunt Hein Püster seinem Freunde Peter Möller ins Ohr, die beide in der schwer erkämpften ersten Reihe breit hingelümmelt sitzen und an der Eisenstange lutschen, wie die Bären im Zoologischen Garten, während hinter ihnen noch zwei bis drei

*) So genannt, weil in diesen Wirtschaften hauptsächlich kleine (lütte) Gläser Kümmel und Bier verschänkt werden.



Aus „Hinter den Coulissen“.

Reihen von Zuschauern emporstarren. Die Beine ihrer Hintermänner trampeln den zwei Freunden oft unsanft auf den Schultern und dem Rücken herum, was sie mit stoischem Gleichmut hinnehmen. Die beiden haben sich ihre Plätze so weit nach der Seite zu gewählt, daß sie noch ein wenig hinter die Coulissen gucken und sich von Tedje mal einen Gruß hinaufwinken lassen können. Tedje indessen fühlt sich auf der Bühne als Künstler. Er trägt mit majestätischem Ernst das Königsschwert auf einem Sammetkissen, um es in dem erhabensten Moment seines Lebens dem König ‚Barnay‘ knieend zu überreichen. Dann führt er Edeldamen zierlich an der Hand und fehlt auch nicht im klappernden Handgemenge der Ritter. Er weiß effektvoll, den Blechbecher schwingend, zu trinken, dabei leise mitbrummend, um halb und halb als Chorist zu gelten. Ebenso effektvoll weiß er auch zu sterben.

„Die wahrhafte Poesie des Theaters fühlen nur die Statisten — losgelöst von allen Sorgen genießen sie den Augenblick — sie nehmen und erleben die Vorgänge auf der Bühne als volle Wirklichkeit, als thatsächliche Wahrheit. Auch mir ist es, als seien all die klassischen Stücke und modernen Opern, in denen ich als Statist mitgewirkt, wirkliche, lebensvolle Begebenheiten gewesen, an denen ich teilgenommen. Dem Statisten verdirbt keine Sorge um die Durchführung einer großen Rolle, keine Angst vor dem Steckenbleiben, keine Befürchtung der möglichen Nichtbezahlung der Gage, keine Bosheit der Kritik die gute Laune — während von solchen Befürchtungen die Sänger, Schauspieler und Choristen sehr oft gequält werden. Selbstverständlich spreche ich hier nur von den Berufsstatisten, nicht von den Jägern nach schnödem Mammon, nicht von den zur Kunst kommandierten Soldatenstatisten. Die verkaufen ihre unsterbliche Künstlerseele für fünfzig Pfennig den Abend. Wir aber spielten umsonst, aus reiner Kunstbegeisterung. Das ist kein Witz, sondern volle Wahrheit! Alle meine Kameraden von der Statisterie, die im gewöhnlichen Leben Apfelhöker, Arbeitsleute, Schlosser, Tischler, Schuster, kleine Rentiers u. s. w. — sie alle waren belesene, kunstbedürftige Leute, aber meistens zu arm, um sich das Schauspiel und die Oper oft zu leisten. Als Statisten jedoch befanden sie sich mitten drin im Theaterrummel, hatten doppelten Genuß davon und es kostete ihnen nichts. Ab und zu gab's sogar eine geringfügige Bezahlung als Entgelt, wenn wir uns zum Beispiel als Wilde schminken mußten — die paar Nickel wurden dann gleich

nach der Vorstellung in einem Künstlerkeller vertrunken. — Trotz der Billigkeit unsrer Leistungen wollte uns die Direktion des Stadttheaters aber doch noch drücken und es fiel ihr eines schönen Tages ein, den Wilden, welche Vasco de Gamas Schiff zu erstürmen hatten, die Bezahlung fürs Schminken zu verweigern.

„‚Nee, denn speelt wi nich!' riefen diese keulenschwingenden Unholde vom Speckgang. ‚Wi wölt unser Speelhonorar!'

„Jetzt sah man wieder, wie Einigkeit stark macht. Alle, auch diejenigen, welche keine Wilden spielten, strikten mit, und gemeinsam ging's aus dem Theater in den besagten, gegenüber gelegenen Künstlerkeller, wo gewaltige Reden gehalten wurden und der Aufruhr hoch aufloderte. Da es Zeit zum Anziehen war, so sandten die Häupter der Coulissenwelt eine Deputation nach der andern mit stets günstiger lautenden Vorschlägen zu uns hinüber, indessen wir blieben bei unserm erstgefaßten Entschluß: Ohne Bezahlung keine Schminke und keine Wilden! Schließlich mußte von oben nachgegeben werden, und räsonnierend und schimpfend rückten die Aufrührer wieder in die geheiligten Räume ein, wo sie kaum noch Zeit hatten, sich rasch in ihre Kostüme zu werfen. Naturgetreuer und lärmender ist nie Vasco de Gamas Schiff überfallen worden wie an jenem Abend, und die Pappkeulen schlugen manche kontraktlich nicht vorgesehenen Beulen.

„Bisweilen ließ auch dieser oder jener gastierende Künstler einen Thaler springen, der jedesmal aufs Wohl des Gastes redlich ersäuft ward. Einst gastierte die schwedische Nachtigall, Christine Nilsson, als Valentine in den ‚Hugenotten'. Im zweiten Akt trat sie zuerst auf, im braunen Sammetkleide mit langer Schleppe eine große Treppe in den Garten herniedersteigend. Um indessen auf die Höhe dieser Treppe zu gelangen, hatte sie hinter der Coulisse eine hohe steile Leiter voll tückischer Bohrer und Splitter hinaufzuklimmen, und da ihr eine derartige Kletterpartie in Ansehung ihres reichen Kostüms etwas gefährlich erschien, so ersuchte sie mich,



Cirkus Renz.



der ich als Hugenottensoldat dabei stand, ihr behilflich zu sein. Am Schluß der Oper, als sie eben erschossen worden war, nickte sie mir im Vorbeigehen zur Garderobe freundlich zu und steckte mir einen Thaler in die erstaunten Kriegerpfoten.

„Beliebt waren bei uns immer diejenigen Stücke, in welchen wir massenhaft zu thun hatten — Stücke, in denen es Kriegs- und Volksgetümmel, Revolutionen, großartige Bankette gab. Je öfter wir uns umziehen mußten, desto mehr Spaß machte uns die Sache, ganz im Gegensatz zu den faulen Theaterarbeitern, die immer schimpften, wenn sie viele Dekorationen anzuschleppen und aufzustellen hatten. ‚Dat is 'n Kerl, de kann watt!' meinten sie, wenn ein Autor nur eine einzige Dekoration für sein Stück benötigte. Molière stand daher bei ihnen in hoher Gunst, während sie Shakespeare, Schiller und Goethe grimmig haßten. Was **uns** betraf, so ging uns nichts über Shakespeare, denn bei ihm gab's immer Mordanschläge, Verhaftungen, Geistererscheinungen und Revolten in Fülle. Ebenso wie die Theaterarbeiter sind auch die Komödianten auf Shakespeare nicht gut zu sprechen, weil er seinen Toten nicht ruhig im Grabe zu liegen erlaubt, sondern dieselben stets am Schluß der Tragödie nochmals sämtlich, vom Lampeninspektor grün erleuchtet, der Reihe nach erscheinen läßt. Bei Goethe und Schiller dagegen kann ein Darsteller, wenn er vergiftet, erdolcht oder totgeschlagen worden, in aller Gemütsruhe sich abschminken und zu Abendbrot und Skat gehen.

„Auch die Opern von Meyerbeer und Wagner liebten wir sehr, ebenso ‚Die Folkunger' und Gounods ‚Faust und Margarete'. In Vernes ‚Reise um die Erde' wirkten mein Bruder und ich einige hundert Mal mit und wir hatten uns in unsre Rollen so eingelebt, daß es uns schwer angekommen sein würde, wenn wir einen Abend hätten fehlen müssen. Acht- oder zehnmal

hatten wir uns in diesem Stück umzuziehen. Zuerst gingen wir als elegante Herren mit einer Dame am Arm im Londoner Klub spazieren, zu dem Zwecke, die Wette um die zwanzigtausend Pfund Sterling mit einfädeln zu helfen. Dann assistierte ich als parsischer Sonnenpriester in Indien bei der Verbrennung der Witwe des Rajah, mußte darauf als Wilder die Reptilien in der Schlangenhöhle auf Borneo mit Milch füttern, stellte ferner einen Kellner, einen Chinesen, einen Goldgräber und einen Matrosen vor. Schließlich hatte ich als Indianer den Zug der Pacificbahn zu überfallen oder als amerikanischer Soldat die Gefangenen bei der Riesentreppe im Gebirge zu befreien. Meistens spielte mein Bruder einen der Anführer der Indianer und ich den Befehlshaber der amerikanischen Truppen. Eine gewaltige Salve — und dann ging's unter lautem Hurragebrüll auf die Indianer mit dem Kolben los. Das Handgemenge gestaltete sich jedesmal zu einem wilden, erschreckend natürlichen Kampfe und kostete Pollini manchen Tomahawk, manchen Spieß, manches Gewehr, aber er bezahlte es gewiß gern, denn der Kampf war in seinem Realismus so packend, daß er und der technische Direktor Wilhelm Hock sich immer vergnügt die Hände rieben und immer lange zögerten, bis sie das Zeichen zum Stillstehen in der gerade eingenommenen Stellung gaben, worauf dann, magisch von der Theaterwintersonne beleuchtet, der Vorhang unter betäubendem Beifallsgeklatsch langsam niedersank. Drei- bis viermal war es uns vergönnt, während der Vorhang auf- und niederstieg, als lebendes Bild zu paradieren, ehe das Publikum an uns genug hatte.

„Bei einem solchen Kampfe, der selbst dem Meininger Hoftheater Ehre gemacht haben würde, ging es niemals ohne unzählige Beulen, Schrammen und Löcher ab. Bums! kriegte der alte Indianerhäuptling eins mit dem Kolben auf den Schädel.

„‚Verdammte Aas, lat dat na, watt sall dat!‘ schrie er, mich an der Gurgel packend. Es entsteht ein furchtbares Ringen, ich falle mit ihm über andre Kriegerleichen, und grausig wild umtobt uns der Kampf. Da, als mich ein andrer Indianer, Jan Petersen, von Profession Klempner, gerade skalpieren will, ertönt das Zeichen zum Niederfallen des Vorhangs und ich bin gerettet.



„Im weiteren Verlauf des Stückes versinkt noch die ganze Bühne, indem der Dampfer, auf welchem sich Mr. Phileas Fogg eingeschifft, in die Luft fliegt. Schließlich zeigt sich wieder die nämliche Dekoration wie bei Beginn des ersten Aktes, und behaglich promenieren wir nach all den aufregenden Abenteuern, bestandenen Gefahren und heroischen Thaten mit unsrer Dame am Arm wieder im Klubzimmer, gelegentlich



Aus „Hinter den Coulissen".

einen Blick auf das unendliche Gesichtermeer des Zuschauerraums werfend, bis Mr. Phileas Fogg erscheint und sich die Handschuhe zuknöpft, gerade als die alte erleuchtete Theateruhr dreiviertel auf neun schlägt.

„Mehr als zweihundertmal half ich solchergestalt mit, ‚Die Reise um die Erde in achtzig Tagen' zu einem Zug- und Kassenstück werden zu lassen, und ich hätte nichts dawider gehabt, noch fernere zweihundertmal diese Reise mitzumachen."

Willy that einen Zug aus seinem Glase und fuhr dann fort:

„Ein Stein des Anstoßes bei uns waren die Sandalen — sie befanden sich immer in der gräßlichsten Verfassung. Zu den Zeiten der Griechen und Römer würde sich selbst der niedrigste Sklave geschämt haben, derartig geflickte und zerlumpte Fußbekleidungen zu tragen. Wer ein wenig spät kam, kriegte oft unglaubliches Zeug an die Beine, das er dann mit alten Bindfaden, so gut es ging, zusammenschnüren mußte. Wie oft verloren ein oder zwei von meiner Garnitur die Sandalen mitten auf der Bühne, gewöhnlich gerade vor dem Souffleurkasten. Aber die schmierigen Dinger wurden niemals ausgebessert, obgleich gewiß für ihre Reparatur Geld genug bezahlt ward. Wegen des Mangels an Sandalen mußten alle Statisten mit langen Gewändern Ritterstiefeln anziehen.

„‚De Geistlichkeit treckt Ritterstebeln an!' kommandierte Bastian. ‚Wo sünd denn de Kerls henn, de hefft wedder Sandalen an, de Oes. Wo is de hoge Geistlichkeit?' brüllte er, und da kamen sie denn an, die Erzbischöfe, Priester und Mönche, lauter wilde Eingeborene des Hopfenmarkts, die in irgend einer Ecke auf einer mittelalterlichen Trommel Sechsundsechzig zu vieren gespielt hatten.

„Gern kam ich, wenn sich dies thun ließ, immer möglichst früh ins Theater und setzte mich dann im Kostüm hinter eine dunkle Coulisse der noch erst wenig erleuchteten Bühne, oder ich stieg zum Schnürboden hinauf, wo zwischen allerlei verstaubten Requisiten der Thron von Frankreich stand. Auf demselben ließ sich's herrlich träumen und allerlei Phantasien nachhängen. Aus meinen Meditationen erweckte mich jedesmal ein fernes Gejohl, Getöse, Gestampf und Gepolter, alsdann vernahm ich ein Krachen, Rufen, Lärmen und Schreien, als habe sich draußen ein Barrikadensturm entsponnen. Etwas dem ähnliches spielte sich auch in Wirklichkeit ab, nämlich das Oeffnen der Galeriethüren, das Heranstürmen der Zuschauer und der erbitterte

Kampf um die Plätze. Dann hörte ich, wie sich nach und nach die Musiker versammelten und ein Instrument nach dem andern gestimmt wurde. Ein Waldhornbläser begann mit einigen sanften Tönen zu präludieren, Cello und Violinen fielen ein, die Flöten kamen dazu mit allerlei Läufen und Melodienfragmenten, ab und zu ließ sich auch ein gedämpfter Paukenschlag vernehmen, bis schließlich noch Pfeife, Fagott und sonstige Instrumente hörbar wurden und alles sich zu einem allgemeinen Ton-Charivari verschmolz.

„Ich hatte eine Zeit lang die erste Garnitur unter mir: eine in vielen Schlachten, Aufzügen und Revolutionen ergraute und wohlerfahrene Truppe. Nur einige miserable Angewohnheiten hatten sie. Die häufigen Libationen von Kümmel und Bier in der Statistengarderobe mochte man ihnen noch hingehen lassen — wenn nur das leidige Tabakkauen nicht gewesen wäre! Es handelte sich hierbei nicht um den bescheidenen Kopenhagener Kautabak, den die Kenner und Liebhaber in kleinen Stückchen in irgend einen hohlen Zahn schieben — nein, was die ehrenwerten, meiner Garnitur angehörigen Gentlemen ins Maul steckten, war der urwüchsige ‚Swatte Kruse', eine teuflische Mischung, welche sie pfundweise bei sich führten und wovon sie faustgroße Klumpen hinter die Backentaschen schoben, so daß die letzteren ordentlich aufschwollen. Ab und zu bugsierten sie kunstgerecht ihren dicken Tabakklumpen von der Backbord- nach der Steuerbordseite hinüber. Nun, das war nicht so schlimm, obgleich mit den kulturhistorischen Ueberlieferungen in Widerspruch stehend, wenn sie einen ägyptischen Priester oder einen römischen Senator mit 'nem ‚Prüntje' im Munde darstellten — aber die Kerle spuckten mir oft den Klumpen ganz ungeniert auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, und das war doch ein zu weitgehender Anachronismus. Direktor Hock wurde immer fuchsteufelswild, wenn er diese scheußlichen Klumpen irgendwo liegen sah. Sonst benahm er sich in der Regel sehr höflich gegen uns, da er uns ja mit Recht als eine ebenso nützliche wie billige Gesellschaft betrachtete — daher titulierte er uns auch meistens ‚Meine Herren'. In besonders guter Laune redete er uns auch bisweilen ‚Meine lieben Kinder!' an. Oft aber regten sich in seinem Busen die Furien der Tobsucht, er berserkerte hinter den Coulissen herum und wehe uns, wenn wir ihm dann in den Wurf kamen: wir wurden in solchem Falle von ihm zur ‚Schweinebande' degradiert."

Die Gläser waren leergetrunken — ich füllte sie von neuem. Unser Zelt schmorte jetzt in der Mittagsglut — dazu jagte uns auch der weiße Capriwein das Blut feuriger durch die Adern — wir entledigten uns daher unsrer Röcke und Westen und warfen sie in die Zeltecke. Eine Weile sprachen wir kein Wort miteinander, gaben uns vielmehr ganz der Einwirkung jenes träumerisch-beschaulichen Zustandes hin, den die Osmanen „Kef" nennen und der ihnen als der Gipfelpunkt der irdischen Glückseligkeit gilt. Wie mollig fühlten wir uns in unsrer temporären luftigen Behausung — welch gehobene, kreuzfidele Stimmung kam über uns! Es umfing uns der erste Hauch jener uns so sympathischen Zigeunerexistenz, welche uns beide in der Folge noch oft in ihre Kreise ziehen sollte.

„Trink, amico!" rief ich dem Gefährten zu. „Wir sind keine Raucher und es entgeht uns daher das Vergnügen, welches der Genuß einer guten Havanna- oder Manilacigarre gewährt — um so liebevoller müssen wir uns daher in den edlen Stoff versenken, den ich von der Tiberinsinsel mitgebracht!"

„Solchen Wein," bemerkte Willy launig, „hätten wir auf der Bühne in unsern leeren Bechern und Humpen haben sollen, dann würden wir noch mit weit mehr Schwung,

mit weit mehr Hingebung gespielt haben! Begeistert von diesem Feuersaft hätte ich vielleicht auch meine Glanzrolle im ‚Propheten', von der du gleich hören sollst, noch effektvoller durchgeführt!"

Der Freund netzte abermals seine Lippen mit einem tüchtigen Schluck und ließ sich wie folgt vernehmen:

„Groß und erhaben war ich im Krönungsakt der eben erwähnten Oper, welchen ich einleitete, indem ich als Anführer meiner Truppe, eine Fahne stilgerecht schwenkend, zuerst die leere Bühne betrat und ‚mit langsam abgemeßnem Schritte durchwandelnd des Theaters Rund', den einen Fuß immer, wie's uns beigebracht worden, dramatisch nachschlürfend, beim Souffleurkasten vorbei die Gewappneten in edlem Bogen an ihre Plätze (hinten links an die dritte und vierte Coulisse) brachte. Wenn beim Krönungsmarsch zum erstenmal die Melodie:



ertönte, erschien ich, und bei der Wiederholung derselben zeigte sich dann der Prophet.

„Als ich eines Abends in der eben geschilderten dekorativen Weise vor die Lampen trat, hörte ich plötzlich aus dem Zuschauerraum eine helle, klare Kinderstimme rufen:

„‚O, Mama, guck, das ist Willy!'

„Der Ausruf, welcher mit Lachen und Applaus der Zuschauer aufgenommen wurde, rührte von meiner kleinen Schwester Emma her, welche sich mit Mama im Theater befand.

„Einst geschah es, daß uns die Aufführung des ‚Propheten' durch ein sehr unästhetisches Begebnis arg verleidet wurde. Wir standen wie gewöhnlich in der zweiten Coulisse links ver-

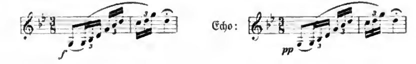


sammelt: Prophet, Geistlichkeit, Ritter, Gewappnete, Chorknaben, Blumen streuende Theaterkinder in Weiß mit wallenden Locken und Rosenkränzen im Haar, Standartenträger, Trompeter u. s. w. Alle drängten wir uns so dicht wie die Schafe aneinander. Gerade als die Musik beginnt, erbricht sich plötzlich einer aus meiner Garnitur, der bei Bastian zu tief ins Glas geguckt, beschmutzt mit seinen Eruptionen noch drei vor ihm stehende Kollegen und besudelt den ganzen Boden. Gleich sollen wir sämtlich heraus, aber die Damen, die Priester und der Prophet können doch nicht ihre langen Gewänder über den schmutzigen Boden schleifen! Alle halten sich die Nasen zu, krakeelen und schimpfen — eine reizende Gruppe! Die vier Unglücksmenschen werden selbstverständlich rasch hinausbefördert — aber wie den Boden reinigen?

„‚Wo sind die Kehrweiber?' brüllt Hock.

„‚Die Kehrweiber, die Kehrweiber!' widerhallt es von Mund zu Mund durch den ganzen Bühnenraum. Ja, wo sind die Kehrweiber? Sie sind, wie die Nachtwächter in kleinen Provinzialstädten, niemals da, wenn man sie braucht. Schnell entschlossen trennt ein Theaterarbeiter vom unteren Teil eines Hintergrundes einen der Sandsäcke, die zum Beschweren des letzteren dienen, ab, schneidet ihn quer durch und streut in fliegender Hast den Sand über die Bescherung. Nun alles die Beine bewegt und los. Ich schwenke die Fahne vor meiner reduzierten Garnitur, und hinterher steigen alle, sich die Nase zuhaltend, über den Sand, indem sie ihr Riechorgan im Moment des Betretens der Bühne wieder fahren lassen und würdevoll einherschreitend, auf dem Antlitz das stereotype Theaterlächeln zur Schau tragend, den Krönungszug so pomphaft wie immer celebrieren.

„Uebrigens ließen Heinrich und ich unser dramatisches Licht schon in der Anfangsszene der Oper leuchten. Ich saß als Hirt, mit einer Art Stuhlbein als Schalmei, vorn auf einem Pappfelsen, das idyllische Dasein, die Poesie des Landlebens vor den Stürmen des Krieges und Aufruhrs repräsentierend, und blase die Backen auf zur lieblichen Kantilene:



Dann horche ich, und in der Ferne tönt's wider:



Nun blase ich weiter auf meinem Stuhlbein:



und so weiter. Ich kannte die Melodie natürlich auswendig, da ich den Klavierauszug studiert und durchgespielt hatte.



„Nun tritt mein Bruder in einer ‚tragischen‘ Rolle auf, als Müller, der einen Sack (mit Theatermehl) von der zweiten Coulisse rechts in die Mühle, welche aus bemalter Pappe gebaut, trägt. In der nämlichen Minute wimmelt von links und rechts, und zwar merkwürdig gleichzeitig, das Landvolk heran, Männer und Frauen getrennt, und singen:

Links der Frauenchor:

„Der Lüfte Hauch —

Rechts der Männerchor:

Er schwaiget.

Beide Chöre vereinigt:

Der Lüfte Hauch
Er schwaiget,
Er schwai—i—i—iget still.

Im Orchester:

Schrum bum! Schrum bum!
Schrum bum! Schrum bum!“

„Während sich nun alle Statisten unter die Choristen mischen, lege ich das Stuhlbein beiseite. Mein Bruder hat inzwischen seinen Sack dem Requisiteur übergeben und wir setzen uns sämtlich zum Milchessen nieder. Die Milch besteht aus runden, weißen Papierscheiben, die in irdene Schüsseln gelegt sind — ein Arrangement, welches vom Zuschauerraum aus täuschend ähnlich wirkt. Durch das kunstgerechte Schwingen unsrer Holzlöffel wird unser Wolfshunger ausgedrückt und zugleich versinnbildlicht, wie gut es uns nach vollbrachter Arbeit schmeckt. Nach der Milchlibation wird getanzt und während der Tanz noch im besten Gange, tauchen die drei Wiedertäufer am Horizont der Bühne auf. Oft wechselten Heinrich und ich dann noch rasch unser Kostüm, um, als Gewappnete aus dem Schloß hervorstürmend, noch einen der Wiedertäufer mit arretieren zu helfen. Später gab's noch viel Spaß beim Schlittschuhlaufen, bei der Belagerung von Münster und beim Sonnenaufgang, bis wir dann, wie ich dir bereits erzählt, den Gipfel unsres Ruhmes im Krönungsakt erstiegen. Was dann noch auf der Bühne geschah, interessierte uns nicht im mindesten — wir hatten unsrer Begeisterung für die Kunst Genüge geleistet und zogen, da wir im letzten Akt nichts mehr zu thun hatten, zufrieden mit unsern Erfolgen von dannen. Es soll zwar, wie die Sage ging, im letzten Akt noch was in die Luft fliegen — für uns indessen hatte der ‚Prophet‘ nach der Krönung seinen Abschluß gefunden und niemals habe ich mir angesehen, was im letzten Akt eigentlich los war.

„Und jetzt,“ rief der Erzähler mit komischem Pathos und mit erhobener Stimme, „wollen

wir uns vor allen Dingen Mut trinken, ehe wir uns in das Gewimmel und Getümmel der ‚Schlacht im Teutoburger Walde' stürzen."

Wiederum ließen wir den Capri Bianco in den Gläsern perlen und delektierten uns an dem köstlichen Naß. Hierauf begann mein Gefährte von neuem:

„Zu der ‚Schlacht im Teutoburger Walde' hatten wir uns immer sehr früh einzufinden, da die beiden feindlichen Heere zu dem bevorstehenden Kampfe gewaltige Rüstungen vornehmen mußten. Bastian stand am Eingang der Statistengarderobe und notierte — dieses Mal unerbittlich — die Römer und die Germanen. Wer etwas dunkler war, wurde dem Römerheer zugeteilt; die blonderen Individuen mußten die germanische Streitmacht verstärken.

„‚Du büst 'n Reumer!'

„‚Du büst 'n Dütschen!'

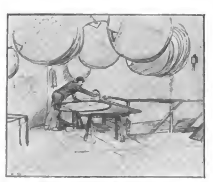
„Diese gewichtige Entscheidung floß beständig von Meister Bastians Lippen. So denke ich mir das jüngste Gericht, wenn die Böcke von den Schafen gesondert werden. Alle Mannschaften hatte man zu dieser Vorstellung aufgeboten und massenweise Einführungen waren erlaubt, zu dem Zwecke, das Römerheer möglichst stattlich erscheinen zu lassen, da es während eines ganzen Aktes ohne Unterbrechung durch das Dorf Teutoburg zieht. Wir, die wir anfänglich Germanen gewesen, mußten bei dieser Gelegenheit häufig unser Kostüm wechseln und mitmarschieren. Als wir uns dann mit Varus im Waldesdickicht bei strömendem Regen verirrten, fröstelte uns ordentlich, da der Beleuchtungsinspektor und die Regen-, Wind-, Blitz- und Donnermänner ihre Sache so natürlich machten, daß wir uns wunderten, nicht durch und durch naß geworden zu sein. Nachdem dann das alte Germanenweib den römischen Heerführer Varus und uns in Schrecken gesetzt, begann der blutige Kampf, den wir mit altgewohnter Meisterschaft ausfochten. Welch dankbaren Stoff zu einer neuen Ilias hätten wir einem zweiten Homer geliefert! In gewaltigen Einzelkämpfen setzte es Hieb auf Hieb, Stich auf Stich, die Keulen der Germanen schlugen stilvolle Beulen in die Rüstungen der Blechrömer, und die kurzen Schlachtschwerter klopften



Eisenbahnstudie.

den Staub und die Motten weit besser aus den alten Bärenfellen der Germanen als die Theaterschneider und Requisiteure. Und welches Bild eines chaotischen Durcheinander zeigte die Bühne nach dem Kampfgewoge! So mochte es thatsächlich im Teutoburger Walde nach Schluß der Vorstellung, als der Cherusker Hermann dort gastierte, ausgesehen haben! Da bedeckten den Boden der Bühne in greulichem Pelemele gigantische Urwaffen, Hörner, Speere, Keulen, mächtige Pelzhaufen, römische Feldzeichen, Arm- und Beinschienen, kurze Schwerter, Pfeile und Bogen, Pferdeschädel (aus Pappe) und verlöschte Fackeln. Ein Maler antiker Schlachten hätte hier die wirkungsvollsten Motive für die Staffage seiner Bilder gefunden.

„Nur einmal erlebte die ‚Schlacht im Teutoburger Walde' ein jämmerliches Fiasko. Es wurde nämlich am gleichen Abend in dem, ebenfalls unter Pollinis Direktion stehenden Altonaer Theater der ‚Prophet' gegeben und der Coulissenteufel veranstaltete es, daß von unsern vielen hundert Statisten nur lumpige sechs sich zur Schlacht einfanden — die übrigen hatten sich sämtlich um die Fahne Johanns von Leyden in der Altonaer Königsstraße geschart. Schnell wurden nun einige Theaterarbeiter, Schneider, Requisiteure und was sonst noch zwei Beine hatte, nebst etlichen rasch auf der Straße aufgegriffenen Bummlern in die Kostüme gesteckt und dieses schäbige, ruhmlose römische Heer zog dann in kleinen Klumpen über die Bühne, möglichst langsam und bedächtig, um dann schnell wieder — bum, bum, bum! — hinten herumzulaufen und mit andern Feldzeichen und umgehängten Mänteln, pustend, aber würdig, vor den Zuschauern abermals vorbeizumarschieren. Als wir das besagte Manöver zum fünfundzwanzigstenmal wiederholten, hatte das Publikum uns durchschaut und wir wirkten drastischer als manche Posse. Von jetzt an konnten wir uns noch so sehr verstellen, noch so viel verschiedene Feldzeichen und Waffen ergreifen — wir waren gleich erkannt und mußten beschämt weiter Spießruten laufen, verfolgt von den höhnischen Blicken der Zuschauer. Natürlich fiel auch diesmal die Schlacht recht jämmerlich, recht schattenhaft aus und ruhmlos verließen wir die Stätte unsrer früheren allabendlichen Triumphe.



Beim Reifenkleben im Cirkus Renz.

„Im Gegensatz zu der ‚Schlacht im Teutoburger Walde' ging's in der Oper ‚Don Juan' ungemein ruhig und still zu, da arbeiteten nur wir sechs Oberstatisten mit, standen mit Fackeln an dem Leichnam des Komturs, zogen alsdann Teufelskostüme mit langen Krallen an und expedierten im letzten Akt vermittelst einer Versenkung den verruchten Don Juan in die lodernden Flammen des Maschinenraumes. Während der übrigen Szenen saßen meine Genossen als Teufel mit Schwänzen und Hörnern in einer stillen Ecke und spielten dort Skat, bei welcher nützlichen Beschäftigung sie ihre Krallen, bis das Maß des Frevlers voll war, zurückgeschlagen hatten.

„In der ‚Zauberflöte' machten mein Bruder und ich einträchtig die Rolle der Löwen, deren fürchterliche Gestalten dem armen Papageno Entsetzen einflößen und ihn zum Gruseln bringen sollen. Wir erschienen jedoch als zwei gutmütige, milde und wohlwollend lächelnde

Wolllöwen mit angenähten Schwänzen, wie sie nur das naive Hirn eines Theaterregisseurs auszubrüten im stande.

„Ja, unendlich reich an stets wechselnden Eindrücken war damals unser Leben! In welche Mannigfaltigkeit von Situationen versetzte uns die fruchtbare Direktion Pollini oft innerhalb einer einzigen Woche! In der ‚Afrikanerin' stürmten wir als teuflische Wilde das Schiff des Vasco de Gama, alles mit unsern Pappkeulen niederschlagend. Feierlich begrüßten wir als thüringische Edelleute die Sängerhalle der Wartburg. Wir trugen die Königin von Saba zu Salomo, spielten als Priester die Harfen im Tempel von Jerusalem, ließen als Barden in den Urwäldern Germaniens abermals unsre Bindfadenharfen ertönen, kämpften unter Antonius bei Philippi, fochten unter Wallenstein und unter dem Großen Kurfürsten. Wir spielten chinesische Mandarinen, römische Banditen, schossen Fra Diavolo tot und ärgerten den Jägerburschen Max. Im wilden Heer und beim ‚Fliegenden Holländer' waren wir engagiert, sahen als Edle von Brabant Lohengrin per Schwan heranschwimmen, kämpften in der Bartholomäusnacht, empörten uns in Holland und England, fehlten auch nicht in Messina, als es so schlecht mit den feindlichen Brüdern ausfiel, halfen Masaniello in Neapel alles kurz und klein schlagen und verrichteten noch tausend andre Dinge mehr. Was wollen all die Erlebnisse des ewigen Juden im Vergleich mit den unsrigen besagen!"



Hofkapellmeister Hermann Zumpe.

Hier hielt Willy in seiner Erzählung inne und schaute auf seine Uhr.

„Erst halb zwei," äußerte er, „da müssen wir noch eine volle Stunde auf die Flut warten. Nun ich habe noch andre Bühnenabenteuer und Theaterschwänke in meinem Sack. Magst du etwas vom römischen Senat hören?"

„Bitte, schieße nur los!"

„Also einstmals saßen wir als würdige Senatoren auf dem Kapitol zu Rom und hörten den Reden des letzten Volkstribunen Cajus Sempronius Gracchus zu. ‚Meine Herren,' hatte uns Direktor Hock gesagt, ‚Sie müssen sehr aufgeregt sein, mit den Armen in der Luft herumfuchteln und allerlei reden, da Cajus Gracchus gegen Sie spricht!' — Ja reden! Sonst stand uns das Maul nie still, aber jetzt, wo wir sprechen sollten, wollte auch kein einziger Gedanke sich unserm Hirn entwinden.

„‚Verdammi,' meinte Senator Tedje, ‚ik weet goar nix!'



Die Hundeschule im Cirkus Renz.

„‚Hein, heſt du 'n Swatten?‘ (Das heißt: etwas Kautabak.)

„‚Jewoll,‘ ſagt Hein und langt in die Toga, aus welcher er mit antik-edler Bewegung die bewußte Tüte zu Tage fördert und Tedje hinreicht. Peter Hanſen, ein alter, weißhaariger Römer, ſteht plötzlich auf, wirft die Arme empor und ruft die Götter an:

„‚Nee, dat geit jo goar nich mehr, de Botter ward ja veel to düür!‘

„Von vorn wirkte dies alles wohl recht natürlich und realiſtiſch, und was Barnay betraf, ſo ſpielte er als Cajus Sempronius Gracchus geradezu meiſterhaft.

„Mit den unnahbaren Planeten, den Choriſten, verkehrten wir kleinen Monde natürlich nicht, noch weniger mit den Sonnen, den Soliſten. Demungeachtet jedoch bereiteten uns die erſteren durch ihr Benehmen und Auftreten immer großes Vergnügen. Faſt alle kamen ſie, wenn ſie ſich auf der Bühne verſammelten, möglichſt geräuſchvoll anmarſchiert, ſich räuſpernd und, um als Soliſten zu gelten, ein Endchen Tonleiter trällernd.

„In unſrer Sphäre gab es übrigens auch einige wohlhabende Männer. Einer hatte eine Waffenfabrik und ein andrer, ein alter, weißbärtiger, kleiner, liebenswürdiger Mann, beſaß in Altona mehrere Häuſer und lebte von ſeinen Renten. Als begeiſterter Statiſt leiſtete er in der Rolle eines Volksführers ſowie in der Repräſentation andrer Würden und hohen Stellungen wirklich Vorzügliches. Der Waffenfabrikant ſaß oft als Reuter auf einem Verſatzſtück, — um ihn herum, maleriſch gelagert, halb im Schatten, halb von ſonnig wirkenden Streiflichtern überſtrahlt, eine Rotte Wallenſteiner, aufmerkſam ſeinen phantaſievollen Erlebniſſen in der franzöſiſchen Fremdenlegion lauſchend — ein eines Salvator Roſa würdiges Bild!

„Kommen wir jetzt zur tragisch angehauchten Geschichte des Mannes mit der Hasenscharte.

„Eines Abends meldete sich jemand als Statist mit dem Bemerken, es sei von jeher sein heißester Wunsch gewesen, auf der Bühne zu erscheinen. Na, wir packten ihn sofort in das Kostüm eines römischen Bürgers, damit er als solcher dazu beitrage, das Forum von Rom zu beleben. Eine weniger für das Theater geeignete Figur konnte übrigens auf Erden kaum existieren. Auf einem kleinen, schmächtigen, zwergartigen Körper saß ein ungeheurer Kopf voll struppiger Haare, aus welchem wasserblaue Augen hervorglotzten. Dazu ein Schafsgesicht mit einer mächtigen Hasenscharte, welch letztere das seltsame, befremdliche Aussehen des Mannes nur noch steigerte. Ferner waren seine Arme und Beine so dünn, daß die Trikots in weiten Falten um seine antiken Beine flatterten. Die Taille saß ihm etwa in den Kniekehlen, und die Arme hingen fast bis zu den Sohlen hinab. Jedoch seine Begeisterung war rührend und sein Eifer ohnegleichen.

„,Per Bacco,' dachte ich, ihn mir aus zwei Meter Entfernung betrachtend, ,warum soll es im alten Rom nicht auch mal solchen Kerl gegeben haben?'

„Ich schob ihn in meinen revolutionären Volkshaufen hinein, der sich vorn beim Soufflenrkasten aufzustellen hatte.

„,Nun nehmen Sie sich zusammen,' empfahl ich ihm, ,und stehen Sie nicht immer so unbeweglich wie eine Porzellanfigur da! Lassen Sie auch nicht die Arme schlaff am Leib herunterhängen, sondern fuchteln Sie damit tüchtig herum, wenn Sie was rufen oder sagen. Immer dramatisch bewegt!'

Vom Zigeunerbaron.

„Damit überließ ich ihn seinem Schicksal und seinem Talent.

„Aber wehe — als ich ihn aufsuchte im Getümmel des die Rednerbühne umwogenden Volkes — Barnay-Antonius hielt gerade seine große Rede — fand ich ihn, wie ich gefürchtet, vorn an, ganz versunken in den Anblick des Redners und denselben wie ein Wundertier anstierend. Die Kniee hatte er gekrümmt, die Hände auf den Bauch gelegt und den Kopf mit der schrecklichen Hasenscharte sanft geneigt. Alle Welt im Theater sah nur noch lachend auf diesen edlen Römer. Ich gab ihm einen Stoß, daß er mehrere Meter weit flog und gerade recht zur Revolution erwachte, um mit den Feuerbränden des cäsarischen Scheiterhaufens den Verrätern die Häuser mit anzünden zu helfen.

„Am nächsten Abend schlug dem armen Kerl schon die Abschiedsstunde. ,Die Folkunger' gingen über die Bretter und ,Hasenscharte' hatte glänzenden kriegerischen Schmuck angelegt. Auf dem Kopf saß ihm der größte Topf, welcher in der Garderobe vorhanden gewesen — derselbe wirkte jedoch nur wie ein Cereviskäppchen. Der Brustpanzer hing ihm bis an die Kniee; mit dem ihm zur Verteidigung dienenden Bratspieß, den er in den Händen hielt, machte er die ungeschicktesten, unbeholfensten Manöver, und die Hasenscharte in seinem verlegenen Gesicht präsentierte sich in ihrer ganzen Erhabenheit. Nun, er fühlte sich glücklich in seiner Rolle und zufrieden mit sich selbst — ganz vergnügt klirrte er die Treppe hinunter. Unten lief er unglücklicherweise dem Direktor Hock in die Hände. Dieser prallte entsetzt zurück und schlug in der nächsten Sekunde

die Hände über dem Kopf zusammen. ‚Mein Gott, Mensch, wie sehen Sie aus! Haben Sie 'n Bruch? Nein, Sie kann ich nicht gebrauchen — ziehen Sie sich schnell wieder aus!' — Traurig schlich die arme Hasenscharte davon — über die dicken Backen des Mannes stahlen sich ein paar Thränen — gar zu gern wäre er Statist geblieben. Jedoch das unerbittliche Fatum betrog ihn um seine süßesten Träume!

„Als Gnom oder Kobold in einem Zauberstück wäre vielleicht die Hasenscharte ganz am Platze gewesen, ebenso als irgend ein beliebiges Ungeheuer in der Wolfsschluchtszene des ‚Freischütz', wo es ihm gewiß gelungen wäre, die Zuschauer graulich zu machen. Freilich, bei seinem Ungeschick würde er in der beregten Szene oft genug Unheil angerichtet haben, und das wäre aus dem Grunde recht fatal gewesen, weil in allen Theatern bei Vorführung der Wolfsschlucht schon immer genug Fehler und Versehen passieren. Wer hat wohl jemals die Wolfsschlucht ohne Mißgriffe und ohne unliebsame Zwischenfalle sich abspielen sehen? Ich jedenfalls kann mich dessen nicht entsinnen. Im Hamburger Stadttheater wurde der ‚Freischütz' stets mit größter Sorgfalt inszeniert, dennoch hatten wir mit der Wolfsschlucht nicht selten Pech. Eines Abends sogar schien bei uns wirklich die ganze Hölle losgelassen. Samiel sei Dank, daß Pollini gerade verreist war und die Geschichte erst nachträglich vom Hörensagen und bruchstückweise, vielleicht auch nie, erfuhr. Die Unglücksszene verlief folgendermaßen:

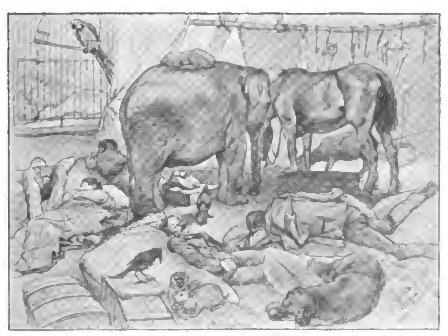
„Ich stand in der zweiten Coulisse rechts und unterhielt mich mit dem alten Rentier. Beide waren wir im Bauernkostüm. Eben hatten wir Max weidlich gehänselt und sollten am Schluß der Oper mit zwei andern das Scheusal in die Wolfsschlucht werfen. Jetzt waren wir hinter den Coulissen als wilde Jagd verteilt, um durch Johlen, Pfeifen, Peitschenknallen, Bellen und Hoihorufen eine möglichst starke Lufterschütterung hervorzubringen. Na, kaum hatte Kaspar bei seinem Freikugelgießen bis fünf gezählt, so begannen wir unser Konzert in solchem Fortissimo, daß alle Teufel der Hölle, wenn sie sämtlich im



Vom Zigeunerbaron.

Chor losgebrüllt hätten, keinen größeren Lärm hätten vollführen können. Dafür verdienten wir nun freilich alles Lob — aber wir trieben unsern Eifer allzuweit, indem wir gar nicht wieder aufhörten. Hock lief wütend von einer Seite zur andern und schimpfte: ‚Schweinebande, wollt ihr wohl euer Maul halten! Verfluchte Kerle, ich lasse euch alle arretieren und ins Loch stecken!‘ — Die ganze wilde Jagd — das wäre ein Hauptspaß gewesen! Von dem infernalischen Getöse ganz verblüfft, vergaß Kaspar eine Nummer und zwei Schrecknisse rasselten gemeinsam über die Bühne. Das eine von diesen war ein großer Drache aus Leinwand und Pappe, in seinem Innern den langbeinigsten Statisten, welchen wir hatten, bergend. Hochbeinig, mit gerecktem Rücken, mußte er schräg über die Bühne krabbeln. Eingenäht und schlecht sehend in dem Drachenfutteral, riß er mit seinem zackigen Rücken verschiedene Felsen und kleinere Versatzstücke um, die natürlich wie die Butterbrote auf die geschmierte Seite fielen und ihre Latten und flickenreichen Hinterseiten zeigten. Geängstigt und verwirrt durch das von ihm angerichtete Malheur dachte der arme Drache nur an Rettung hinter den Coulissen und machte, seine bisherige Würde ganz vergessend, plötzlich einen gewaltigen Satz hinter die Szene, wo er, erleichtert aufatmend, sich lang hinstreckte, bis er nach dem Aktschluß aufgeschnitten ward. Er vergaß indessen auf seinem Rückzug ganz seinen langen, zackigen Schwanz, der ruhig auf der Bühne liegen blieb, bis ihn endlich ein Theaterarbeiter hineinzog.

„Nun kam eine Vision, wo anscheinend Agathe in den wilden Bergbach stürzt. Dazu wird ein Statist verwendet, der das nämliche Kostüm wie Agathe trägt — an eine Stellage festgebunden, muß er sich, noch dazu elektrisch beleuchtet, in die Tiefe schleudern lassen. Der Bequemlichkeit halber pflegt der Betreffende seine Hosen unter dem langen Agathenrock anzubehalten. Im vorliegenden Falle nun blieb die falsche Agathe an einem Coulissenvorsprung



Mittagsruhe in einer wandernden Menagerie.
(Aus „Hinter den Coulissen“.)

hängen und ihre nicht gerade sehr eleganten und sauberen Beinkleider wurden an ihrem Untergestell in elektrischer Beleuchtung sichtbar.

„Endlich kam, Samiel sei Dank, das Ende der fatalen Wolfsschluchtszene in Gestalt eines Blitzes mit obligatem Donner. Der Blitz spaltet vorn einen Baum, in welchem Samiel steht, und der Vorhang fällt. Wie es gewöhnlich im Theater zu geschehen pflegt, donnerte es auch diesmal zuerst, ehe es blitzte, und Samiel, der vermittelst einer kleinen Versenkung hinter den freistehenden Baum spediert ist, will denselben auseinanderklappen, aber — o Unglück! — ein Wolkenschieber hat hoch oben die zwei Stücke fest zusammengebohrt. Samiel rüttelt und zerrt aus Leibeskräften, und — bums! — da liegt er am Boden samt dem Baum, letzterer wieder mit der Lattenseite nach auswärts. Während sich Samiel auf dieser nicht eben weichen Unterlage herumwälzt und krampfhafte Versuche zum Aufstehen macht, senkt sich der Vorhang unter dem lebhaftesten, allerdings nur ironisch gemeinten Applause der Zuschauer.

„Besser ging es in Shakespeares ‚König Richard der Dritte‘, wo das Unheil, das der Aufführung einmal durch mich drohte, glücklicherweise noch verhütet ward. Ich liege als König Heinrich der Sechste tot im Sarge, langbärtig und ehrwürdig. Anna — Frau Ellmenreich — beugt sich über mich und beklagt unter echten, wirklichen Thränen, die ihr über die geschminkten Wangen rinnen, meine schändliche Ermordung. In den Ausbrüchen ihres Jammers wird sie durch Gloucester — Herrn Friedmann — gestört, mit dem sie ein langes Zwiegespräch hat. Ich fluche und wettere darüber im stillen genug, denn diese verwünschte Unterhaltung zwingt mich zu fortdauernder, absoluter Unbeweglichkeit und ich komme mir wie eine ägyptische Mumie vor. Oben, eine Etage höher, hat sich schon bei Anfang dieser Szene der Beleuchtungsinspektor postiert und sendet mit seinem Apparat magisch-unheimliche Streiflichter auf Anna und in meine Nähe. Mitten in dem Zwiegespräch Gloucesters mit Anna kommt mir, verursacht durch die meinem Riechorgan ungewohnten Lichtstrahlen, das Niesen an. Ich schneide ganz verzweifelte, ganz teufelmäßige Grimassen, um nicht laut loszuplatzen — sind doch alle Operngucker auf uns gerichtet und mein edles Dulderhaupt streift beinahe das Haar der Ellmenreich. Sie spricht zu Gloucester:

„‚Kennt' ich doch nur dein Herz!‘ (Leise zu mir): ‚Was haben Sie?‘

„Gloucester: ‚Auf meiner Zunge wohnt's.‘

„Anna: ‚Vielleicht sind beide falsch.‘ (Leise zu mir): ‚Ums Himmelswillen, was ist Ihnen?‘

„Da ich wohl weiß, daß, wenn ich explodiere, die Ellmenreich und ich blamiert sind, so mache ich fortgesetzt fast übermenschliche Anstrengungen, das Niesen zu verkneifen. Es gelingt mir auch, und einige Minuten später werde ich in meinem Sarge hinter die Szene getragen. Die Ellmenreich folgt mir und fragt mich besorgt:

„‚Sagen Sie mal, was war Ihnen denn?‘

„‚Na, ich mußte plötzlich niesen, weil der verdammte Mondschein mir in der Nase juckte — hab's aber noch gerade verkniffen.‘

„Sie lachte darüber, wie sie selten in ihrem Leben gelacht haben mag.“

Als Willy jetzt in der Erzählung seiner Theaterabenteuer innehielt, vernahmen wir vom Ufer her ein leises Plätschern und Rauschen — ein Zeichen, daß die Flut inzwischen eingesetzt. Wir mußten an den Aufbruch denken.

Es war noch ein Rest Wein vorhanden. Ich verteilte denselben gleichmäßig zwischen uns beiden und rief, das gefüllte Glas erhebend:

„Weihen wir die letzten Tropfen unsers Göttertrankes der felsen- und klippenstarrenden Tiberiusinsel, dem Zaubereiland Capri, einem Stück zur Wirklichkeit gewordener Märchenwelt! Tiberius mag, das gebe ich zu, als Regent ein abscheulicher Bluthund gewesen sein — aber andrerseits muß man ihn für den größten Lebensvirtuosen, für den größten praktischen Aesthetiker, den die Geschichte kennt, erklären. Denn nur ein solcher konnte auf den Gedanken kommen, sich auf Capreae anzusiedeln und sich dort zwölf Villen zu erbauen, um davon in jedem Monat eine, je nach der Jahreszeit, zu bewohnen. In seinen Palästen schlürfte er die edelsten Weine, schwelgte fortwährend im Ausblick auf den herrlichsten Golf der Erde, atmete beständig den Duft der Rosen und Lilien seiner Gärten, hatte ein Rudel der schönsten Mädchen der Insel zu Gesellschafterinnen! Ach, Freund, wenn doch das Schicksal einem von uns vergönnt hätte, die Rolle eines Tiberius auf Capri zu spielen! Wir würden um das römische Imperatorentum keinen Pfifferling gegeben, auch keine Bluturteile vollstreckt, ebensowenig einen Schurken wie Sejan zum Premierminister gemacht haben — wir hätten uns einfach damit begnügt, auf dem meerumrauschten Eiland die Poesie des Daseins in vollen Zügen zu genießen! Da hätten wir ein Leben geführt wie die fidele griechische Götterbande im Olymp! Also ausgetrunken — es gilt Capri!“

Als die Gläser aneinanderklangen, ahnte ich nicht, daß wir beide auf der gepriesenen Tiberiusinsel noch oft herumstreifen sollten — ahnte nicht, daß sich dort einst ein prächtiger Palazzo meines Freundes erheben sollte, in welchem es mir beschieden, als sein Gast zu wohnen und im Verein mit ihm die Existenz eines Tiberius im kleinen, wie ich sie eben in Worten ausgemalt, zu führen.

Die Flut brachte uns noch vor Sonnenuntergang nach Hamburg zurück.

Im Herbst des in Rede stehenden Jahres nahmen wir voneinander Abschied, Willys Stern führte ihn nach Karlsruhe, und ich verließ die Elbstadt, um den Winter am livländischen Ostseestrande, bei meinen Verwandten in Pernau, zu verleben.

Bald sollten wir uns wiedersehen.



Mr. Balty führt den Bauern die Riesenschlange vor.
(Aus „Hinter den Coulissen“.)

Siebentes Kapitel.

Nach Karlsruhe.

(Im Abteil vierter Klasse. — Rheinfahrt. — Erste Eindrücke von Karlsruhe. — Die Größen der Akademie. — Abreise nach München.)

Willy hatte jetzt etwa ein und ein halbes Jahr in der lithographischen Anstalt bei Seitz in Wandsbeck zugebracht und immer glühender regte sich in ihm der Wunsch, immer stärker ward in ihm die Sehnsucht, in die weite Welt zu ziehen, neue Eindrücke zu gewinnen, Abenteuer zu erleben und Thaten zu vollbringen. Seinen Trieb in die Ferne vermochte er nicht länger zu zügeln, nicht länger zurückzudrängen. Dazu kam noch, daß sein Kamerad Griese in dieser Hinsicht bereits die Initiative ergriffen und Hamburg zeitweilig Valet gesagt hatte.

Der Genannte war, wie wir uns erinnern werden, als Lehrling bei Mühlmeister Willys Beispiel hinsichtlich des Strikens nicht gefolgt, hatte vielmehr seine Lehrzeit brav ausgehalten. Jetzt aber, wo Griese ebenso wie Willy bei Seitz in Stellung befindlich, wendete sich das Blatt. Griese, welcher bei Seitz zu wenig verdiente, wurde der Ausreißer und entwischte nach Berlin, während Willy in der engen Sphare seines Daseins nach wie vor verharrte.

Aber nur für kurze Zeit!

Eines Tages las er eine Annonce, in welcher für die Hauptstadt Badens ein Lithograph gesucht wurde. Er meldete sich und erhielt Antwort, allerdings keine entscheidende. Da faßte er den Entschluß, sich statt weiterer brieflicher Verhandlungen lieber gleich persönlich in Karlsruhe vorzustellen.

Am 2. September 1877 trat Willy bei prächtigstem Herbstwetter seine Reise an. In der Tasche hatte er sechzig Mark — eine Summe, die ihm für eine fünf- bis sechstägige Rheintour (so lange gedachte er unterwegs zu bleiben) noch als sehr reichlich erschien. Mehr wollte er den Eltern, welchen er seinen ganzen Verdienst überlassen, auch nicht abnehmen. Von ihnen und den Geschwistern begleitet, wanderte er nach dem Venloer Bahnhof und nahm Besitz von einem Eckplatz in einem Wagen vierter Klasse des nach Köln abfahrenden Zuges.

Von seinen Reiseabenteuern und ersten Erlebnissen in Karlsruhe berichten nachfolgende zwei Briefe:

Karlsruhe, den 7. September 1877.
Im Gasthof zum Reichsadler, Zähringerstraße.

Liebe Eltern, Heinrich, Marie und Emma!

Gestern hier ganz fidel und gesund eingetroffen. Bekam die Stelle bei Kreuzbauer, acht Thaler die Woche und trete morgen früh an.

Da will ich Euch nur gleich heute noch ausführlich meine ganze Reise schildern. Die kurzen Reisepostkarten aus Köln, Koblenz, Wiesbaden, Mainz und Mannheim werdet Ihr wohl alle richtig erhalten haben.

Mit Trara einer zigeunernden Musikbande, die mit im Wagen war und die Ihr mit anhörtet, ging's in die warme, sonnige Welt hinaus. Ich hatte mir meine Ecke bald recht behaglich eingerichtet, mein Säckchen, Flasche, Futterbeutel, Schirm und Plaid an die Eisenstangen der Fenster gehängt und meinen Feldstuhl aufgerichtet. Dann musterte ich meine Reisegefährten. Allerlei gemütliches Volk, einige Bauern im Sonntagsstaat, zwei Handlungsreisende mit Cylindern, gewaltigen Manschetten und eleganten Ueberziehern. Eine Station vor Bremen stiegen dieselben übrigens mit ihren in Wachsleinen eingewickelten Probeschätzen um, in einen Wagen zweiter Klasse, um dekorativ in Bremen einzufahren, wo sie, wie ich bemerkte, von Geschäfts- und andern Freunden empfangen wurden und nun stolz der zweiten Klasse entstiegen. Dann waren da diverse arme Teufel von Handwerksburschen mit fürchterlichen Knütteln (wahre, echte Ziegenhainer) und mageren Reisesacken, wo die nägelbeschlagenen Schuhe daraufgeschnallt waren. Ich wurde als Kollege begrüßt, obgleich ich keinen so breitrandigen Hut und keine so ungeheuren Nägel unter den Sohlen hatte. Aber der Instinkt brachte uns zusammen und wir tauschten friedlich unsre Flaschen, die wir, wie die Indianer die Friedenspfeife, herumgehen ließen. Jeder nahm feierlich den Korken herab, rieb knirschend die Seite der Flasche damit, wischte sich den Mund mit der Rückseite der Pfote, sagte Prost, machte gluck, gluck, gluck, setzte den Korken auf und reichte die Flasche dem Nachbar, sich wieder den Mund wischend. Brrrrr! Dieser machte es dann gerade so, aber jeder setzte den Korken wieder auf. Das ist wohl noch ein Gebrauch aus der Völkerwanderung von Attila her oder gar aus den öden Steppen Asiens, wo die Urgermanen sich den Kumys zutranken.

Die merkwürdigsten Kerle waren aber unsre Musikertruppe: eine Art musikalischer Aktiengesellschaft, die in Norwegen und Schweden Gastrollen gegeben hatten und nun in ihre Heimat an den Rhein retour wollten. Jede Station unseres Bummelzuges wurde mit Trara begrüßt und mit Trara wieder verlassen, und da ihr Repertoire nur wenige Nummern aufzuweisen hatte, so kannte ich bald jeden falschen Ton, den sie losließen. Es waren vier Kerle und ein Frauenzimmer mit roten Haaren, welches die Trompete blies. Da auf jeder Station neue Bauern einstiegen, die meistens nur eine Station weit mitfuhren, so war das Geschäft bei fleißigem Sammeln recht einträglich. Mir konnte es aber nicht passen, jede Station meinen Beitrag, wenn auch nur fünfpfennigweise, zu bezahlen. Um mich daher dieser Verpflichtung zu entziehen, nahm ich die Pudelmütze des Direktors, die er kühn immer auf der Steuerbordseite seines Schädels trug — und sammelte selber. Ich machte viele Späße, was bei den leicht angerauchten fidelen Bauern wenig Geist beanspruchte, brachte viel Geld zusammen und aß dann gemeinsam mit der Musik aus unsern gesammelten Futterbeuteln, wozu wir die hungrig glotzenden Handwerksburschen mit einluden. Nachher führte ich mit einer hübschen dicken Bauerndirne aus der Gegend von Osnabrück eine Polonaise an. Hinter mir kam die Kapelle und der aus dem Grünwarenkorb des Bauernmädchens bekränzte



Kellner mit Kümmel.
(Eine Dampferstudie.)

Schaffner, dann die Bauern und zum Schluß die Handwerksburschen, die Schnapsflasche und ihre Knüttel fröhlich juchzend schwingend. Oft torkelten wir bei schärferen Biegungen der Bahn von einer Seite auf die andre, in einen Haufen zusammenfallend, was viel Beifall fand. Ein lustiger alter Bauer kam so in Schuß, daß er einen steifen Solotanz mit gewaltigem Fußgestampfe aufführte Dann schnarchten wir alle eine Stunde und saßen alsdann, da unser Wagen der letzte im Zuge war, draußen auf der Plattform, die Beine herabbaumeln lassend und den Staub betrachtend, der in Wolken hinter uns her gewirbelt wurde. Hinter Osnabrück kamen wir gegen Abend in leichthügelige, malerische Heidestrecken, wo die Hirten große Feuer angezündet hatten. Einmal kam uns eine ungeheure Schafherde zu Gesicht, die, in eiliger Flucht vor uns begriffen, sich mit den nachstürmenden Hirten und Hunden auf einer Anhöhe als Silhouette vom sonnigen Himmel abhob.

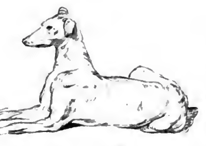
Plötzlich Spektakel im Wagen. Wir hinein. Der Schaffner rüttelt an den Handwerksburschen herum, die anscheinend fest schlafen und kaum zu ermuntern sind. Dumm gucken sie ihn an, der ihnen die Billete abfordert und schimpft, daß sie nicht in Osnabrück ausgestiegen sind, bis wohin diese gelten. Nun thun diese Kerle, als ob sie höchst erschrocken seien, beklagen sich, daß der Schaffner sie nicht geweckt, und sind doch unbändig froh, ohne Geld noch so ein prächtig Stück weiter gekommen zu sein. Sie hätten am liebsten sich bis Köln durchgeschlafen. Der Schaffner, der diese altbewährten Rezepte längst kennt und der nur so rabiat thut, geht schmunzelnd 'raus, die Handwerksburschen sehen sich grinsend um und finden allseitigen Beifall. In Münster müssen sie aber 'raus und werden morgen sicher sich wieder weiter schlafen.



Schiffsjunge auf einem Rheindampfer.

In Essen großes Hallo, Geknalle, Musik und Staub. Gerade wie wir einfahren, kommt auch der Kaiser an und wird von den schon vier Stunden lauernden Gesangvereinen, Schulen und Arbeitern, die sämtlich mit Schleifen geschmückt, mit Musik und wehenden Fahnen begrüßt. Wir hatten es also bequemer.

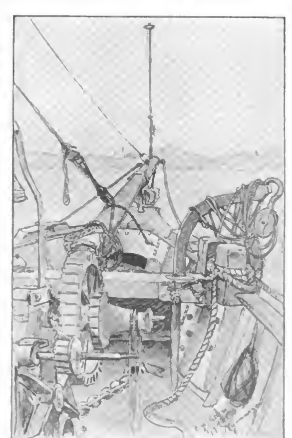
Gegen Dunkelwerden sind wir in Düsseldorf. Ich sah dies erste Mal die Türme und Häuser dieser so viele Leinwand und Tuben verbrauchenden Stadt nur als Silhouetten gegen den goldroten Abendhimmel — später, im Dunkeln, das hell



beleuchtete Schloß, in welchem der Kaiser heute nacht schlafen soll, und dann in der Ferne einen unbestimmten Klumpen am nächtlichen Horizont: das war der Kölner Dom.

Ich hatte mich mit einem in Düsseldorf eingestiegenen Schiffer befreundet, und dieser gab mir genaue Auskunft, wie ich mir, statt sechs Mark für Vorkajüte von Köln bis Mannheim zu zahlen, diese weite Strecke für einen Thaler kaufen könne. Ich dachte mir gleich, daß es praktisch sei, dicht vor der Ankunft an einem fremden Ort sich umzusehen und herumzuhorchen. Man findet dann immer einen Mitreisenden, der Bescheid weiß und meist ohne persönliches Interesse Auskunft erteilt. Wenigstens in der vierten Klasse. In der zweiten Klasse wär's schon weniger ratsam.

Nun kam die Abrechnung mit meinen Musikern. Als redegewandten Kassierer voller billigen Witze wollten diese ehrlichen Häute mich nicht unbelohnt lassen, da ich wirklich viel zum reichlichen Ertrag beigetragen hatte, und ich schlug's nicht aus — so vornehm war ich ja nicht! War ich doch ausgezogen, mein Glück zu suchen und hatte schon das Reisegeld des ersten Tages fast 'rausgeschlagen. Wir hatten über fünfzig Reichsmark in der Kasse, und mein Sechstel machte circa neun Mark aus. So kostete mir die Reise von Hamburg nach Köln nur eine Mark.



Studie auf einem Rheindampfer.

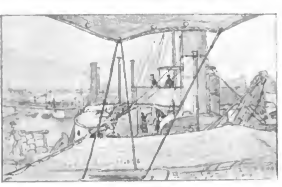
Zufrieden und neugierig verlor ich mich in den engen Gassen Kölns und hatte bald ein mir in Hamburg empfohlenes Gasthaus entdeckt, wo ich meines geringen Gepäcks und schmutzigen Aeußeren wegen zwei Mark fürs Zimmer im voraus zahlen mußte. Hotel hieß das elegante Lokal. Mir wäre ein Gasthof zum blauen Ochsen oder grünen Esel lieber gewesen. Es waren mäßige Preise und ausgezeichnetes Essen, aber immer noch für meine jetzigen Verhältnisse zu fett (d. h. die Preise, das Essen kann nicht leicht zu fett werden).

Das Schönste beim Reisen ist doch die gründliche Wäsche und Douche am Reiseziel. Meine Reisepatina war in einem Tage so dick aufgetragen, wie kaum zwei Jahrhunderte es auf einem Rembrandt fertig

bringen. Donnerwetter, was war ich für'n Kerl in Köln, als ich reingewaschen und vollgegessen auszog, die Stadt zu besehen und den ersten Wein am Rhein zu trinken! Kein Afrikareisender konnte neugieriger auf Timbuktu, den Tsadsee, die Nilquellen oder das Mondgebirge sein, wie ich auf Köln und alle noch zu erwartenden Herrlichkeiten der Welt. Jetzt, nach wenigen Tagen, als alter, erfahrener Reisender, kommt mir die Sache so weit zurückliegend vor wie vor Monaten. Ich kann mir's kaum vorstellen, daß ich zwanzig Jahre in Hamburg saß, ehe ich auf die Eroberung der Welt auszog. Wenn sechzig Mark einen auch noch nicht zum Krösus machen, so sind sie doch — wohl angewandt — eine sehr solide Basis, und ich hatte noch dreißig Mark, als ich hier in Karlsruhe einzog. Ich werde mir immer so viel in Reserve halten, um ohne Fährlichkeiten im äußersten Notfall wieder zu Hause bei Euch erscheinen zu können, jedenfalls nicht so wie der verlorene Sohn. Arbeiten habe ich ja gelernt, dann ein solides Geschäft, kochen kann ich auch — was brauche ich mehr!

Also Köln wurde besehen, offener Wein in einer Schenke getrunken und hierauf bald zu Bett. Früh 'raus am 3. September und gleich nach dem Frühstück los zum Dom, auch noch etwas in den Straßen herumgebummelt, frisches Brot und Früchte eingekauft (Wurst, Schinken und Eier hatte ja noch für mehrere Tage von Hamburg auf Lager), dann zum Dampfer. Ein Billet zu drei Mark erwischte ich richtig. Nachdem ich mein bißchen Gepäck in der Kajüte fortgestaut und mir wieder eine sichere Ecke reserviert, schaute ich die graugrünen, vorbeigurgelnden Rheinwogen an. Ich hatte mir den Rhein nach den Liedern und Gedichten viel grüner vorgestellt, etwa wie ein neugestrichenes Gartengitter. Ein feiner Sprühregen ging hernieder, als wir uns in Bewegung setzten und die Quais voll lärmender Menschen, die alten Mauern und Türme, die Rheinbrücke und den Dom hinter uns zurückließen. Ich sah mir vorläufig unten in der Kajüte meine Kameraden an. Es waren dies diverse qualmende und disputierende Kerle, die mit harten Händen auf die Tische klopften und Wein aus Wassergläsern zechten, einige Bauerfrauen und eine junge verschüchterte Dame, anscheinend eine Gouvernante, die auch wie ich ihr Heil in der Ferne suchte, aber natürlich als weibliches Wesen kein so dickes Fell hatte. Was für eine Masse Hausrat, Waren und Gepäck lagen hier unten aufgespeichert und unter den Persenningen verstaut! Bald klärt sich das Wetter auf — vorn Bonn und hinten das Siebengebirge wurden sichtbar. Ich kaufte mir einen Teller voll vorzüglicher Gemüsesuppe mit Brötchen zu zwanzig Pfennig und nahm dann noch eine Portion gleich hinterher, dazu zwei harte Hamburger Eier und einen tüchtigen Schluck aus der Feldflasche.

In Königswinter stieg ich aus und erklomm den Drachenfels in Begleitung von vier Handwerksburschen. Es waren ein Tischler, ein Schuster und zwei Sattler. Ich stellte mich als reisenden Anstreicher vor und mußte ihre Flaschen mit untersuchen, worauf ich auch die meinige preisgab. Prachtvolles Wetter — nach Köln zu trieb sich noch allerlei Gewölk herum, aus welchem der Dom neugierig in den warmen Sonnenschein



Auf einem Rheindampfer.



Bauernhof in der Umgebung von Karlsruhe.

herausguckte. Unten der Rhein und die Berge, die Städtchen, Dampferchen, die Eisenbahn, die Esel und das Publikum, alles so sauber und niedlich wie gewaschen. Die paar Trümmerreste und die Restauration nebst uns verächtlich musternden Gästen wurden besichtigt, und dann gab's Prügel. Meine Kollegen von der Landstraße, sämtlich echte Spree-Athener, hatten ihren Witz nicht zügeln können und allen auf Eseln reitenden Touristen „Een Esel uf'n andern!" nachgerufen, trotz meiner Einsprache, da ich die vielen Wiederholungen dieser Bemerkung für etwas einseitig hielt. Na, nun gab's also Keile von den Eseltreibern. Ich rettete mich aus der Schlacht nach einigen von links und rechts erhaltenen und ausgeteilten Hieben, indem ich schleunigst einen ledigen Esel ergriff und für fünfzig Pfennig thalab entrann. Unten zeichnete und aquarellierte ich dann noch eine Skizze vom Drachenfels, und bald kamen meine Berliner auch an, stolz und ruhmgekrönt, aber verhauen, und dabei hatten die Kerle noch nicht 'mal was gegessen. Ich schenkte jedem ein Ei und ein Zipfelchen Wurst — mehr konnte ich selber nicht entbehren. Hierauf lagerten sich die Krieger um mich und tauschten, derweile ich malte, ihre Lebensansichten aus. Schade, daß ich das Zeug — wundervoll-tiefsinnige Witze und romantische Abenteuer, Kalauer und Knotereien — nicht gleich zu Papier gebracht hatte. Die zwei Sattler wollen nach Straßburg und haben zusammen gerade einen Thaler und sieben Silbergroschen im Besitz — die beiden andern nach Paris, Grundkapital fünfunddreißig Pfennige. Ich lasse natürlich meine Krösusserei nicht verlauten, denn Preußen würde sonst Hammonia nicht verlassen. Zärtlicher Abschied mit wieder rundgehender Gluck, Gluck, Gluck-Flasche.

Ich dann auf den zweiten Dampfer von Köln, mit dem ich noch zeitig genug in Koblenz

ankomme. Eine poetische Fahrt voll Sonnenschein und Weinstimmung, die ich mir für wenig Geld gekauft. Ein gemütlicher alter Engländer von der ersten Klasse gesellt sich zu mir und bleibt bei mir, da ich englisch spreche. Er gibt eine Flasche Rheinwein feinster Sorte zum besten, und die Zeit vergeht recht angenehm. Er hat, wie fast alle Briten auf dem Festlande, einen Spleen. Sein Fall war ein mächtiges Vergrößerungsglas, das er nebst Griff in der Rocktasche hatte und alles damit vergrößerte: die Nägel an den Eisenwänden des Dampfers, die Risse in den Reelings, das Tauwerk, die Etikette der Flasche und was es sonst zu erwischen gab.

Die letzten Sonnenstrahlen verschwinden von den Spitzen der Berge, allerlei unbekannte Nester, Burgen, Ruinen und Wirtshäuser tauchen auf. Alle Augenblicke landen wir, zuerst vorbeifahrend und dann, indem wir langsam gegen den Strom ankämpfen, anlegend. Tonnen und Ballen rollen und poltern über die Landebrücke 'rein und 'raus. Gegröhle und Geschimpfe, hierauf arbeiten die Räder, das Tau wird von irgend einem verzweifelt aussehenden Subjekt von den Duckdalben abgeworfen, und weiter geht's gegen den Strom. Es war schon ganz dunkel, als die Lichter von Koblenz auftauchten. Mein Englishman stellte mir noch seine Frau und Tochter, letztere eine Pensionsprinzessin, vor, die ihn abholten, und nun verlor ich mich in den Dschungeln von Koblenz, um bald, nahe der Moselbrücke, im fröhlichen „Schwarzen Ochsen" zu stranden. Das war mein Fall, billig und gut — allerlei Philister in Hemdärmeln mit langen Pfeifen beim Schoppen Wein, der Wirt die Höflichkeit selber, gute Suppe, Fleisch, Salat und Bratkartoffeln, ferner ein molliges Zimmer, alles ohne Vorausbezahlung, nicht wie im Hotel zu Köln. Vertrauen, gute Kost und weiches Bett — was will man mehr? Ich träumte gar nichts, so müde war ich, wußte auch erst nicht, wo in der Welt ich eigentlich sei, als mich der Wirt 'raustrommelte. Der warme Kaffee und die frischen Semmeln waren schon auf dem Familientisch aufgestellt, dann meine kleine Zeche berichtigt und vom Wirt persönlich an den Dampfer begleitet, der schon um sechs Uhr weiterpoltert.

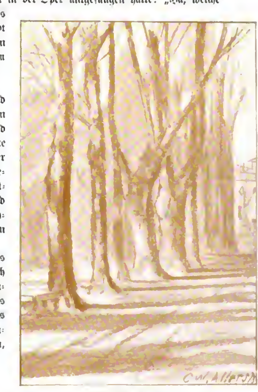


Es wurde eine herrliche Fahrt bei schönstem Wetter in angenehmer Gesellschaft. In Rüdesheim stieg ich aus, halb im Traum befangen von all dem Schönen, was ich genossen, inklusive zwei Teller guter Suppe, Hamburger Mettwurst und Eiern. Fröhlich hinauf zum Niederwald zu einer kleinen Säulenhalle, von der eine herrliche Aussicht auf Strom, Weinberge und die goldene Aue. Ferne hellschimmernde Städtchen im Abendsonnenschein. Per Bahn in vierter Klasse nach Wiesbaden. Auf Empfehlung eines Mitreisenden, der mit lang geht, kehre ich bei Peter Haas in der Kleinen Schwalbacher Gasse ein. Papa Haas heißt mich an der Thür willkommen, klopft mir fröhlich auf die Schulter, stellt mich seiner Familie und seinen zechenden Gästen vor und führt mich schließlich in ein gemütliches Zimmer mit Himmelbett. Mit der Familie zu Abend gegessen und dann zum Kurgarten, wohin mich der Wirt selber bringt. Für fünfzig Pfennig bin ich Kurgast und protze im Garten herum, das vornehme Publikum bewundernd und die schöne Musik genießend. Bald nach Hause und ins Bett. Dreißig Pfennig zahlte ich für das nette Zimmerchen und für alles andre dementsprechend. Peter Haas ging wieder ein Stück mit mir und entließ mich mit kraftigem Handschlag auf der Landstraße nach Mainz. Es war ein unvergleichlicher Tag, nicht zu warm und nicht zu kalt, keine Mücken und Fliegen, keine Sorgen und reichlich Geld. An der Straße Apfelernte. Ich bekomme genügend ab, um meinen Freßsack zum Platzen vollzustopfen. In Kastel zog ich pfeifend ein und beneidete nicht die Soldaten, obgleich ich oft in der Oper mitgesungen hatte: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ Mit dem Fahrdampfer ins goldene Mainz, wo ich noch gerade die Stadt oberflächlich ansehen und mit Trauben und frischem Brot verproviantiert wieder in See, d. h. in den Rhein, stechen konnte.

Jetzt auf nach Mannheim!

Eine stille Fahrt ohne viel Publikum und Hallo, und doch ebenso schön wie die berühmteren Stellen des Flusses. Dichtes Weidengebüsch und stattliche Pappeln am Ufer, in der Ferne zarte Gebirge: links die Bergstraße und rechts die Pfalzer Berge. Die Natur ist doch die beste Geographielehrerin! Wie fade sah diese Gegend auf der buntbeschmierten Landkarte aus. Der Bergstraße und des Melibocus wegen habe ich sogar einmal nachsitzen müssen. In der Natur bekommt man einen ganz andern Begriff davon.

Nachmittags bei Worms vorbei und abends in Mannheim. Im „Schwarzen Adler“ blieb ich zur Nacht, mußte aber mit einem Fuhrmann zusammen wohnen, da sonst alles besetzt war. Bis spät in die Nacht hinein hörte ich noch unten das Politisieren und Auf-den-Tisch-klopfen der Mannheimer Eingeborenen, die sich gegenseitig anschrieen,



Studie in Durlach.



Bruder Heinrich als Polytechniker.

als ob's gleich bis zum Messer kommen sollte. Als ich erwachte, war mein Fuhrmann schon fort.

Gegen neun befand ich mich schon in Heidelberg und lief in sehr gedrückter Stimmung in den nebligen Straßen herum. Nachmittags sollte ich in Karlsruhe ankommen und sich mein Schicksal entscheiden. Wenn ich die Stelle nicht bekam, wollte ich nach München, wo ich sicher Arbeit finden würde.

Plötzlich umgab mich heller Morgensonnenschein. Ich war eine aufsteigende Straße entlang geklettert und stand nun über dem Nebel, aus dem nur der Kirchturm 'rausguckte, ringsum sonnige Berge, vor mir das alte Schloß, über mir wolkenloser Himmel. Da war meine schäbige Stimmung im Nu verschwunden, und vergnügt wie ein Stint besichtigte ich die alte Ruine, für fünfzig Pfennig das große Faß, und zeichnete einen malerisch gesprengten Turm, der ganz von Epheu überrankt ist.

Nachmittags kam ich, nach einer schönen Fahrt durchs badische Land, in Karlsruhe an. Anmutige Höhenzüge links. Ueberall wurde auf den Feldern gearbeitet. Für mich Norddeutschen waren die Kühe und Ochsen vor den Leiterwagen ein neuer und interessanter Anblick. Ich stieg im „Reichsadler" ab, wo es billig und sehr gut. Gegen Abend streifte ich noch durch die Stadt, entdeckte eine Pyramide, einen vornehmen, ruhigen Schloßplatz mit der Wohnung des Großherzogs hinten, sowie eine Rokokowache — alles wie ein sauberer, kolorierter Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert. Da könnten die Reifrockdamen und Puderherren von 1700 herumspazieren und würden auch genau hineinpassen. Die Straßen so rein, breit und luftig — man geniert sich ordentlich, auszuspucken. In einigen Straßen sah ich nur einen Hund, in andern gar keine Staffage. Am Mühlburger Thor kaufte ich mir einen Weck und einige Früchte, die ich, auf einer Bank sitzend, stillvergnügt verzehrte, worauf ich die Lange Straße durchwanderte — wirklich eine ungeheuer lange Straße, die viel Leben auf der einen Seite entwickelte, während auf der andren nur der Mond schien und kein Mensch ging.

Heute morgen machte ich meine Visite bei Kreuzbauer und bekam gleich die Stelle. Es ist ein drolliges Geschäft: meist Zucker- und andre Etikettes und kleine Plakate. Ein Kollege: ein kleiner, dicker, fideler, kurzbeiniger Herr Namens Wasserkampf ist der Schriftlithograph und, wie er sagte, auch zugleich Geschäftsreisender. Na, nu man los, machen wir mal Zuckeretikettes!

Ich verdiene ja ein Bombengeld: acht Thaler die Woche, und hier ist es ziemlich wohlfeil für einen einzelnen Menschen, wie ich durch Herumhorchen 'rauskriegte.

„Lat di ni verblüffen!" ist mein Sprichwort, und damit werde ich wohl durchkommen.

Schreibt bald mal. Meine Adresse bleibt vorerst noch „Reichsadler", da ich dort auch essen werde, wenn ich ein Privatlogis gefunden habe. Mein Eilgutkoffer ist auch schon hier.

Adjüs!

Euer

C. W. Allers.

Karlsruhe, den 12. September 1877.

Liebe Eltern und Geschwister!

Vorgestern fand ich ein sehr nettes Privatlogis für sieben Mark monatlich mit Kaffee morgens (Brot nicht dazu). Na, 'n bißchen dünne natürlich, mir aber gerade recht, wenn die Flüssigkeit nur warm ist zum Einstippen meiner Wecken. Butter kaufe und salze ich mir selber ein. Salzbutter kennt man hier nicht. Meine Wirtin, Vollmer mit Namen, ist eine sehr gute liebe Frau in auskömmlichen Verhältnissen. Sie ist Witwe und hat vorn nur noch einen gewaltigen gelben Zahn im Unterkiefer. Sie zieht Leichen an und nennt „eine schene Leich" eine solche, die ganz mit feinen spitzenbesetzten Stoffen angezogen wird, während sie die andern Leichen, die nur halb angezogen werden, also nur eine Art obenaufgedecktes Ornamenthemd bekommen, sehr verachtet. Na, die Leichen kehren sich ja nicht um im Sarg, sonst würde diese Methode nicht nett sein. Zwei Töchter, Auguste und Sophie, und ein kleiner Sohn August. Die ältere, circa achtzehn Jahre alt, Putzmacherin zu Haus, garniert geschickt die modernsten Hüte und putzt die alten wieder auf, daß es ordentlich wunderbar ist. Wir haben hier viel mit Gevatter Tod zu thun. Unten im Hof ist eine Leichensteinwerkstatt und -handlung von Cromer und hinter dem Haus ein alter Kirchhof. Spuken soll es hier auch. Ein weißbartiger Mönch kommt vom Kirchhof, steigt unsre Treppe hinauf, geht an meiner Thür vorbei und verschwindet — — im Abtritt! Na, viel Vergnügen! Als Mönch hätte er doch passendere Orte finden können und etwas poetischer schließen dürfen. Ich habe den alten Herrn noch nicht gesehen.

Heinrich will nach Dresden gehen aufs Polytechnikum? Er soll doch auch hierher kommen. Ich habe mich erkundigt und nur viel Rühmens von der hiesigen Schule gehört. Besonders für Maschinenbauer soll's vorzüglich sein. Es wäre ja nett, wenn er auch herkäme. Eventuell auch Brumme, der ja ebenfalls studieren will. Schreibt gleich, wenn sie kommen, da miete ich nebenan auf demselben Korridor ein Zimmer für Heinrich und unten eins für Brumme.

Im Geschäft gefällt es mir außerordentlich. Nette Leute und Kollege Wasserkampf ein fideler Kunde. Hier ist auch eine richtige Malerakademie. Die Professoren und Lehrer lauter berühmte Namen. Auch F. Keller ist hier, ein Maler, von dem ich oft Illustrationen bei Mühlmeister kopieren mußte und stets sehr bewunderte. Kreuzbauer meinte, ich solle doch abends als Hospitant am Aktzeichnen teilnehmen, habe aber keinen rechten Mut. In Hamburg

sollen die dortigen kleinen Größen der Maler schon sehr unnahbar sein, wie ich von den Gewerbeschulfreunden, die dort Zeugnisse für Stipendien holten, hörte — was wird erst so eine Weltberühmtheit für'n Kerl sein!

Das Theater besuchte ich auch schon. Ganz vorzügliche Oper. Ein Fräulein Bianchi sang wundervoll. Koloraturen wie ein Kanarienvogel, so klar, sauber und mühelos, wie ich sie nie gehört. Sonst waren mir Koloraturen immer höchst peinlich, wenn so eine arme Dame mit Mühe gluckste und trillerte und man vor Angst dabei schwitzte, ob sie nicht überschnappe oder es ihr gehe wie einem Redner, der immer am Rande des Steckenbleibens hinstolpert. Diese Bianchi machte das unglaublich famos. Es wurde aber anscheinend nicht viel davon gemacht; es soll eine geborene Karlsruherin sein, wie man mir sagt, daher wohl der geringe Beifall. Die haben hier wohl noch keine schlechtere Sängerin gehört? Der Platz war sehr billig: vierzig Pfennige. Ich erprügelte mir die erste Reihe. Na, für 'nen Hamburger Jungen, der in den Schlachten um die Galerien eines Variététheaters gekämpft — Kleinigkeit!

Die Umgegend ist reizend. Fast ganz Karlsruhe ist von einem großen, lichten Wald umgeben. Nahebei prächtige Gebirge im Harzgenre. Muntere malerische Bäche voller Felsgetrümmer in den Bergschluchten. Drollige Dörfer, wie ich sie aus unsrem Buch „Barfußele" kenne mit den schönen Bildern von Vautier. Auch Baden-Baden ist nahebei und Straßburg, da werde ich bald mal 'rüberrutschen.

Der Rhein ist ebenfalls ganz nahe. Maxau heißt es dort, und auf der andern Seite (Pfalz) Maximiliansau. Es sollte lieber Schnakenheim heißen, denn so was an Mosquitos (die hier Schnaken genannt werden) habe ich nicht für möglich gehalten. Hier könnten sich Forscher und Reisende auf die Tsetsefliegen Afrikas und die Mosquitos des Amazonenstroms einüben.

Den Großherzog habe neulich auch im Schloßgarten spazieren gehen sehen. Ein lieber, höflicher Herr. Er steckt immer gleich seine Fahne aus, wenn er hier ist. Gelb und rot wie Spanien ist badisch.

Eine unendliche Pappelallee führt gen Osten nach Durlach, die alte Residenzstadt der Herzöge dieses Landes, ein malerisch nettes Nest mit einem hohen, weinreichen Berg, der mit einem alten formlosen Turm geziert ist. Wir sind schon mal hingewesen bei Sonnenuntergang und bei Mondschein.

Halt jo munter und schrieft bald wedder. Min nee Adreß is:

Waldhornstraße 60 bi Fro Vollmer.

Euer

Krischan Willem.

Heinrich und Freund Brumme kamen richtig ebenfalls nach Karlsruhe, nachdem sie wie Willy den Rhein hinauf gefahren. Alle drei brachten nach und nach viele Hamburger nach der badischen Residenz, so daß dort eine ganze Hamburger Kolonie entstand, als deren Gründer sich der Held unsrer Erzählung, der, wie wir erfahren, durch eine Laune des Zufalls nach Karlsruhe verschlagen worden, betrachten durfte. Fast alle ließen sich dort im Laufe der Zeit häuslich nieder — Bruder Heinrichs Kinder sind schon echte Badenser. Die ältere Tochter von Frau Vollmer heiratete Brumme, und sämtliche Mitglieder dieser alten badischen Familie

siedelten ihrerseits nach Hamburg über, mit Ausnahme von Mama Vollmer, die sich vorher begraben ließ.

Ueber seine ferneren Erlebnisse in Karlsruhe machte mir Willy, als wir uns, wie noch erzählt werden wird, Anfang Februar 1878 wieder in München zusammengefunden, mündlich folgende Mitteilungen:

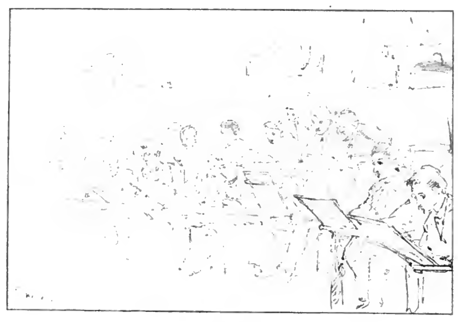
„Ich war schon über vier Monate in Karlsruhe, ehe ich es wagte, mich mit einer Auswahl nach der Natur gezeichneter Skizzen dem Direktor der Akademie, Professor Riesstahl, vorzustellen. Wie erstaunte ich, als ich einen sehr höflichen, liebenswürdigen Herrn vorfand, der mich ordentlich menschlich empfing und ganz wie mit seinesgleichen mit mir sprach. Seine Frau saß, mit einem langen Strickstrumpf bewaffnet, mit im Atelier. Riesstahl nahm wohlwollend meine umfangreiche Kunstrolle zur gelegentlichen Besichtigung in Empfang, stellte sich mir als alten Kollegen vor, der ebenfalls aus dem lithographischen Urbrei entstanden, und meinte, ich solle nur gleich denselben Abend mit am Aktzeichnen teilnehmen, so hervorragende Befähigung und gewaltige künstlerische Vorkenntnisse seien dazu gar nicht erforderlich. Außerdem würde ich in Professor F. Keller (der das Aktzeichnen allein leitet) einen sehr umgänglichen, freundlichen Herrn kennen lernen, mit dem gar nicht schlecht Kirschen zu essen sei.

„Erlöst von der Angst vor der unnahbaren Majestät solcher Meister, verabschiedete ich mich von Direktor Riesstahl. Kaum war ich aber hundert Schritte gegangen, so kam mir der Akademiediener schon nachgelaufen mit der Frage vom Direktor, der inzwischen meine mit unsterblichen Thaten gefüllte Rolle wohl schon geöffnet haben mochte, ob ich diese Sachen selber und nach der Natu'r gezeichnet hätte? Na, damit konnte ich aufwarten!

„Am Abend ging ich, mit einer Mappe voll Papier, mit Kreide und einem alten Weck zum Wischen versehen, in die Kunstmühle. In einer Art Cirkus oder antiker Arena lag ein Soldat vom Garderegiment Modell und ein ganzer Haufen Künstler saß ringsherum und zeichnete und wischte (letzteres ganz besonders fleißig) kühn darauf los. Ich wurde sehr zuvorkommend von Professor Keller begrüßt und schmierte bald, bescheiden an der Backbordseite gelagert, die Rückenseite meines Akts. Die Thaten meiner rund um mich sitzenden Kunstkollegen waren nicht übermäßig erdrückend an Kunstwert, was mich sehr beruhigte, denn so als Unglückswurm zwischen lauter von Genie, Sammetröcken und langen Haaren strotzenden Künstlern herumzukriechen, hatte mir schon oft in Gedanken den Angstschweiß ausgetrieben. Ich fand, daß die Zeichnungen im Durchschnitt nicht einmal an das heranreichten, was wir in der Hamburger Gewerbeschule geleistet — nur ein paar wirkliche Künstler waren dazwischen, die man aber im Nu abzählen konnte.

„Mit geheimem Bangen sah ich indessen den Professor sich nach und nach in meine Nähe korrigieren. Da er aber einige elende Stümper in meiner Nachbarschaft, die selbstzufrieden ihr Papier vollsudelten, nicht gleich erwürgte, sondern sie geduldig und in höflichster Form auf die richtige Kunststraße zurückführte, so faßte ich Mut und überreichte ihm meinen Weck zum beliebigen Wischgebrauch. Er hatte aber nichts auszusetzen, schlug mir im Gegenteil vor, den Lithographen auszuziehen und kühn in die lichten Höhen der Kunst zu wallfahrten. Ich machte ihm jedoch eine so realistische Beschreibung der elenden Hamburger Stipendienverhältnisse, daß er ganz geknickt war.

„Nach mehreren Monaten, die ich glücklich und zufrieden in der behaglichen Residenz verlebte, jeden Sonntag mit allerlei Freunden meines Bruders und mit diesem selbst weite Touren in die Umgegend unternehmend, merkte ich, daß, wie ich dir bereits brieflich angedeutet, mein guter Prinzipal etwas wacklig auf seinen Geschäftsfüßen wurde, und um nicht im Abgrund eines Bankerotts mit einem ganzen Wochenlohn sitzen zu bleiben, gedachte ich der rettenden Ferne, nahm freundschaftlichen Abschied von meinem armen Prinzipal, sowie von dem guten, fidelen Kollegen Wasserkampf und zog leicht bepackt gen Osten, der alten Kunststadt und Biermetropole München zu, von wo aus ja jetzt unsre fröhliche, abenteuerreiche Künstlerodyssee beginnen soll!"

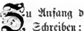


In der Aktklasse.

Achtes Kapitel.

Zwei Jünger Barnums.

(Plan zu einer großartigen Künstler-Weltfahrt. — Luftschlösser, welche auf dieselbe gebaut werden. — Zusammentreffen der beiden Jünger Barnums in München. — Explosion in Augsburg. — Erste und letzte Erfolge in Ulm. — Flüchtige Umschau in Kempten. — Großer Krach in Lindau. — Versungen und verthan!)



Zu Anfang des Jahres 1878 richtete ich aus dem nordischen Palmyra an Willy folgendes Schreiben:

St. Petersburg, den 4./16. Januar 1878.

Alter Junge!

Dein letzter Brief wurde mir aus Pernau in Livland, woselbst ich die Hochzeit meines Vetters Karl mitgefeiert, hierher nachgesendet. Mein Aufenthalt in der russischen Hauptstadt wird indessen nur noch zehn bis zwölf Tage dauern und alsdann geht es nach Deutschland zurück, um im Verein mit Dir die Welt als Schauaussteller in Erstaunen zu setzen. Wir haben ja beide Barnums Biographie nicht umsonst durchstudiert und dürfen uns somit zutrauen, daß wir mit einem solchen Entschluß keine schiefe Ebene betreten, von welcher wir schmählich herunterpurzeln — daß wir im Gegenteil schon wissen werden, unserm erhabenen Vorbild Ehre zu machen.

Deiner Zustimmung glaube ich sicher zu sein, da Du ja doch, wie ich aus Deinem letzten Briefe ersehe, Deinen Wigwam in Karlsruhe abbrechen willst und für den Augenblick vollständig Dein freier Herr bist.

Schnöde Gewinnsucht freilich liegt uns beiden ganz fern — wir denken nicht daran, gierig Moneten zusammenzukrallen — das Ziel, welches uns vorschwebt, läßt sich vielmehr in wenigen Worten so bezeichnen: Fremde Länder und fremde Zonen zu durchwandern, fremde Meere zu durchschiffen — jeden Tag in andrer Weise zu verleben wie den vorhergehenden — unser Dasein so bunt und vielseitig wie die stets wechselnden Bilder eines Kaleidoskops zu gestalten — dabei auch in unsre Erlebnisse nach Möglichkeit die schillernden Blumen des Humors und des höheren Ulks einzuflechten. Eine solche Existenz würde einerseits Dir einen kaum zu bewältigenden Reichtum von packenden Motiven zu Zeichnungen in den Schoß schütten — andrerseits mir eine ganze Schatzkammer von Stoffen zu inhaltsreichen Romanen, pikanten Novellen und amüsanten Feuilletons aufthun. So wäre Dir als Zeichner und mir als

Schriftsteller geholfen und wir dürfen vielleicht hoffen, daß unsre Namen und Schöpfungen nicht in den großen litterarisch-künstlerischen Lethestrom versinken, der alles Bedeutungslose und Alltägliche mit sich fortspült.

Aber um ein solches Dasein, wie es uns als Ideal vorschwebt, zu verwirklichen, dazu müssen wir nicht nur ein dickes Portemonnaie unser eigen nennen, sondern auch im stande sein, dasselbe jederzeit, wenn es leer geworden, gleich wieder zu füllen. Wie sollen wir uns jedoch eine reichlich sprudelnde Geldquelle erschließen, ohne daß wir gerade einen Einbruch in den Juliusturm in Spandau versuchen?

Ich glaube das Mittel zu dem beabsichtigten Zweck in dem Unternehmen, das ich Dir jetzt vorschlagen will, gefunden zu haben.

Mein Plan lauft auf die Vorführung von dissolving views, d. h. Nebelbildern, hinaus. Die letzteren sollen teils wissenschaftlicher (astronomischer und geographischer) und unterrichtender, teils unterhaltender und erheiternder Natur sein — wir werden sie daher mit Erfolg sowohl den Erwachsenen wie den Schulen zeigen können. Eine derartige Schaustellung, die ja von Vorträgen, die ich halte, begleitet sein würde, hat einerseits einen ernsten, gediegenen Kern, und steht deshalb auch im Einklang mit meinem Beruf eines Gelehrten — andrerseits verursacht sie, weil der Apparat ja leicht in jedem Saal aufgestellt werden kann, weit weniger Unkosten, Scherereien und Plackereien wie ein Theaterunternehmen, bei welchem, abgesehen von der jedesmal mit einer nicht kleinen Ausgabe verknüpften Errichtung der Bühne, die Gagen der mitwirkenden Damen und Herren eine große Summe verschlingen würden.



Die Clownschule im Cirkus Renz.

Um etwas Uebung in unserm neuen Metier zu erwerben, wollen wir mit unsern Vorfuhrungen zuerst in Süddeutschland beginnen — alsdann ziehen wir nach Italien, Griechenland, dem Orient, sowie Spanien und Portugal. Italienisch, Spanisch und Portugiesisch spreche und schreibe ich geläufig — auch Du, werter Zech- und Bummelgenosse, hast ja in Hamburg für diese Sprachen manche Stunden nachgesessen. Somit kann uns in den Ländern romanischer Zunge niemand verraten und verkaufen.

Was für prächtige Weinstudien werden wir auch in den südeuropäischen Ländern machen können! In allen berühmten Weinnestern kneipen wir uns ein und probieren den dortigen Rebensaft. Ich werde mir ein besonderes Weinbuch anlegen, in welchem ich jede einigermaßen söffige Weinsorte in gereimten oder ungereimten Versen besinge. Selbstverständlich werden wir bei unsern Weinstudien die Goethesche Lehre beherzigen:

Denn, wenn ich judicieren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll!



Die Soubrette auf der Gastspielreise.
(Aus „Hinter den Coulissen".)

Haben wir Südeuropa durchzogen, so steuern wir nach Südamerika hinüber, um die dortigen Raubstaaten mit unsrer Anwesenheit zu beglücken.

Südamerika! Welch zauberische Bilder steigen bei Nennung dieses Namens vor unserm geistigen Auge auf! Azurblauer Tropenhimmel — Haine von Palmen, deren Kronen sich graziös im Luftzuge wiegen — entzückend schöne, bräunlich angehauchte Señoritas, Cigaretten qualmend und sich in losen, flatternden Gewändern und mit ihrem üppigen, lang herabwallenden blauschwarzen Lockenhaar in Hängematten wiegend — endlose Urwälder und unüberbrückbare Riesenströme — zum almuerzo und zur comida Affen- und Gürteltierbraten — als Dessert saftige Ananasscheiben und zuckersüße Bananen! Mit all diesen exotischen Wundern und Herrlichkeiten werden wir Bekanntschaft machen! Hüpft Dir das Herz nicht vor Freude bei diesem Gedanken?

Mit Südamerika soll unsre Odyssee aber keineswegs endigen. Haben wir dort genug zusammengeräubert, um die Reisekosten zu decken und ein kleines Kapital zu erübrigen, so lassen wir uns auf den Wogen des Stillen Ozeans nach Kalifornien tragen — von da nach den romantischen Südseeinseln, wo sich die ganze Toilette der Damen und Herren auf einen hand-

breiten Schurz beschränkt — weiter nach Japan und China — nach Ostindien und Aegypten — bis wir endlich wieder in Hamburg stranden und bei Pforte (in Wilckens Keller) unsre Ankunft durch ein fröhliches Symposion feiern. Ich sehe uns dort schon im Geiste bei Schildkrötensuppe, Hummermayonnaise und allen sonstigen Leckerbissen, die in dieser Universität der Kochkunst zubereitet werden, mit unsern Freunden und Bekannten versammelt. Neben uns steht, sich lächelnd die Hände reibend, der kleine, zierliche Herr Pforte und fragt uns, ob es uns auch schmecke? Die Taschen voll Gold erzählen wir unsern erstaunt zuhorchenden Freunden unsre fabelhaften Abenteuer.

Doch lassen wir diese kleinen Nebendinge und kommen wir wieder zur Hauptsache.

Deine Mitwirkung ist bei dem beregten Unternehmen unerläßlich. Du mußt gleichsam als dessen technischer Direktor fungieren, denn ich meinerseits besitze für alles, was mit den Händen verrichtet oder gethan werden muß, auch nicht das geringste Geschick, kann keinen Apfel, keine Kartoffel schälen, keine Schleife binden, keine Krawatte knüpfen, kein Brot schneiden. Ohne Deine Assistenz könnte ich das Unternehmen gar nicht anfangen. Auch wirst Du in Amerika, wo ja weniger geordnete Zustände herrschen als in Europa, mit geladenem Revolver neben dem Kassierer stehen und aufpassen müssen, daß uns die Kasse nicht ausgeraubt wird. Von mir soll der geschäftliche Teil der Sache, das Abfassen der Annoncen und Reklamen, die Rechnungsführung, sowie ganz besonders das Halten der Vorträge bei dem Vorführen der Bilder besorgt werden. Ein Mißlingen des Unternehmens erscheint mir, wenn wir beide auf die angegebene Weise dabei energisch thätig, ganz ausgeschlossen.



Der schminkende Clown.
(Aus „Cirkus Renz")

Ich erwarte also, carissimo mio, mit wendender Post von Dir zu hören, daß Du willig und bereit, die abenteuerreiche Fahrt mit mir anzutreten. In München könnten wir ja zusammentreffen.

Dein treuergebener

Alexander Olinda.

Auf dieses Schreiben erfolgte folgende Antwort:

Karlsruhe, den 22. Januar 1878.

Lieber Olinda!

Famos, bin dabei mit Leib und Seele, wie der verstorbene Faust beim Teufel. Richtig, hier ist es etwas faul! Ich rette mich aus den Trümmern der über mir zusammenkrachenden Etiketten- und Plakatfabrik in die romantische Ferne und hoffe fest auf — nicht etwa großen Erfolg, aber

auf viel Ulk, malerisches Leben und Stoff zum Zeichnen und Lachen. Daß Du zu praktischen Dingen, wie Du mir schriebst, sehr unpraktisch und, wie man sagt, mit der linken Hand geboren bist, weiß ich ja — aber Deine Phantasie, Deine Feder, Deine Unverfrorenheit im Frack sind unsre Leitsterne. Ich, praktischer veranlagt und mit selten dickem Fell versehen, werde Dich ergänzen, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht die Welt in Erstaunen setzte. Was sind Vasco de Gama und Magellan mit ihren Umschiffungen, was Marco Polo mit seinen Abenteuern in Kathay, was Pizarro mit seinen Eroberungen für elende Stümper gegen unsre Thaten, die ich leuchtend vor meinen inneren Augen auftauchen sehe!

Also avanti, edler Kompagnon! Führe mich als geistiger Vorkämpfer, als moderner Don Quichotte — ich, Dein realistischer Sancho Pansa (die nötige Statur dazu habe ich ja auch) folge Dir!

Auf nach Valencia und Italia!

Dein getreuer

C. W. Allers.



Die Jockeyreiterin.
(Aus „Cirkus Renz".)

Den Beginn und Verlauf unsrer Künstlerodyssee schildern folgende Briefe Willys:

Augsburg, den 21. Februar 1878.

Liebe Eltern und Schwestern!

Was ich in den letzten vierzehn Tagen erlebt und gesehen, damit kann ein Provinzschuster sein ganzes Leben ausschmücken.

Am 6. Februar fuhr ich von Karlsruhe per Bummelzug ab. Heinrich und Freund Cordes, unser Geschäftshausknecht und Landsmann, brachten mich zur Bahn. Zwölf Stunden dauerte es bis München: Stuttgart, das ganze Württembergerland voller Städte auf „ingen", dann Ulm mit seinem unfertigen Münster und einer Zeitung „Ulmer Spatz", die ich mir gleich kaufte, die Donau, langweilige Gegend, Augsburg und bei nachtschlafender Zeit München. Ich logierte mich im Bamberger Hof ein und holte am nächsten Abend den von Rußland eintreffenden Olinda von der Bahn.

Nun liefen wir in München herum, um ein passendes Lokal zur Vorführung unsrer Nebelbilder zu finden. Indessen es war gerade Karnevalszeit und ein würdiger Raum nicht unter zweihundert Mark für den Abend zu mieten. Der Apparat aus Hamburg kam auch an. Leider hatte Olinda dieses Ungetüm ohne meinen Rat und ohne es zu besehen gekauft und so hatte uns natürlich der Händler den unpraktischsten, altertümlichsten, vorsündflutlichsten Ladenhüter aufgehängt. Unser eigentlicher Plan war ja gewesen, uns einen kleinen, handlichen Apparat, wie es deren so nette gibt und die sich auch samt allen Bildern in einen Koffer packen lassen, zu kaufen, damit wir ohne weitere Vorbereitungen in allen kleineren Nestern, ja selbst in Dörfern, unsre Vorführungen ohne Kosten loslassen könnten. Dann hätten wir famose Studien machen können und die geringen Auslagen leicht 'rausgeschlagen. Nun stand die Sache aber ganz anders. Sechs riesige Kisten füllte der Apparat samt Bildern und allem Zubehör, und

da diese großen, sechzehn Fuß hohen Bilder nur mit Drummondschem Kalklicht hergestellt werden konnten, so war der ganze umfangreiche Apparat zur Erzeugung dieser kostspieligen Lichtquelle mit dabei. Wir mußten uns nun schon immer auf größere Orte beschränken, hatten viel mehr Unkosten und Risiko, und besonders für mich gibt es so viel zu thun, weil alle die schmutzigen und schmierigen Arbeiten zur Lichterzeugung an mir hängen bleiben, daß die vergnügliche Seite der Sache für mich sehr in Frage steht. Na, man los! Einmal im Schuß, mache ich die Sache mal mit! Ulk gibt's doch noch genug dabei.

Auf die Zweihundert-Mark-Lokalitäten konnten wir uns unmöglich einlassen, daher faßten wir den verständigen Entschluß, hierher ins stille Augsburg zu gehen, um in der Provinz bescheiden unsern ersten Ausflug ins Reich der Artisten und Schauaussteller zu unternehmen.

Im Gasthaus zu den Drei Königen fanden wir Wohnung und auch einen großen Saal mit anstoßender gedeckter Kegelbahn, wo ich meine Vorbereitungen zur Gaserzeugung treffen konnte. Bei einem Schreiner bestellte ich nun ein zusammenklappbares Holzgerüst, um die Leinwand daraufzuspannen. Vom Bürgermeister, der unsre Vorführungen als von wissenschaftlichem Interesse erachtete, erhielten wir die Erlaubnis, damit zu beginnen. Dann besuchten wir hervorragende Persönlichkeiten und diverse Vorsteher von Lehranstalten für die männliche und weibliche Jugend, um auch deren Zöglinge der Freude teilhaftig werden zu lassen, unsre Nebelbilder zu genießen und nebenbei ihre Kenntnisse zu bereichern.

Das erste, was jetzt Olinda fabrizierte, war eine höchst schwungvolle Anrede an das Volk in Augsburg, die er in den Blättern dieser Stadt losließ. Er erzählte darin, daß wir direkt von St. Petersburg und Berlin kämen, in den höchsten Kreisen mit unsern unvergleichlichen Nebelbildern und geistvollen Vorträgen ungeheures Furore gemacht, daß wir uns verpflichtet hätten, in Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufzutreten, daher nur einige Tage in Augsburg verweilen könnten und es nun keiner versäumen solle, diese günstige Gelegenheit zur Vermehrung und Erweiterung seiner Kenntnisse zu benutzen. Besonders lehrreich seien unsre Vorführungen für die Jugend 2c. 2c.

Die sechs Riesenkisten mit dem Apparat ließen wir in die Drei Könige spedieren, und ich ging nun an das höchst schwierige Werk (trotz unsrer großen Erfolge in St. Petersburg und Berlin), die einzelnen Stücke aus den Kisten herauszuwickeln und darüber nachzudenken, wozu dieselben wohl zu verwerten seien. Wenn man die Uhr des Straßburger Münsters auseinanderschraubt, so kann es für einen Laien nicht schwieriger sein, dieselbe wieder zusammenzusetzen, als es mir mit diesem vertrackten Apparat vorkam. Zahllose Schrauben, Gläser, Maschinenteile, Schläuche, Hähne 2c. 2c.! Wenn ich es ganz nett in Ordnung glaubte, blieben mir noch immer allerlei Schrauben und andre Teile nach und ich konnte mir natürlich denken, daß dieselben da noch hinein müßten. In der Schule hatten wir seiner Zeit wohl eine Laterna magica erklärt bekommen, aber was war so eine Rattenfalle gegen dies verwickelte Unding! Schließlich gelang auch diese Aufgabe. Wir hatten uns damit wohlweislich auf unsre Bude zurückgezogen und nun ging's forsch ins Zeug. Zuerst wurde eine künstliche Nacht hergestellt, indem wir alle disponiblen Röcke, Hosen, Hemden und Bettdecken vor die Fenster hingen und alle Ritzen zustopften. Ich spannte alsdann ein Bettlaken durchs Zimmer und probierte darauf, vorläufig mit einem Lichtstummel, im Apparat die Bilder, ihre Wirkung, den Zusammenhang und die Reihenfolge, während Olinda sich bemühte, seine Vorträge zu den Bildern im

gleichen Schritt mit mir zu halten. Draußen horchte und lugte durch die Schlüssellöcher das gesamte Dienstpersonal. Um unsern Ruhm nicht zu verdünnen, erzählte ich nachher so nebenbei, wir hätten einen neuen Apparat bekommen, der erst ausprobiert werden müsse.

Nach einigen Proben ging's wie geschmiert, und nun machte ich mich an das Studium der Bereitung des Drummondschen Kalklichts. Auch diese Kunst war in der Schule, wo wir sogar in der Chemiestunde stinkenden Angedenkens grüne Seife fabrizierten, geübt worden, aber die Zeit und ihre Schleier hatten die Geschichte in meiner Erinnerung sehr verdammert. Mit Geduld und viel Arbeit gelang es mir jedoch bald wieder, dahinter zu kommen und die dreieckigen Säcke mit Wasserstoff- und Sauerstoffgas zu füllen.

Zuerst Sauerstoffgas (Oxygen). Die große Eisenretorte, halb voll mit eineinhalb Pfund chlorsaurem Kali und einem halben Pfund Braunstein, wird in ein gelindes Holzkohlenfeuer gesetzt und die Geschichte erhitzt. Diverse Schläuche führen das Gas noch durch Wasser und dann in den Sack. Wenn das Wasser im Kübel Blasen zu werfen beginnt, muß man einen glühenden Span an das Schlauchende halten. Sobald derselbe hell zu brennen beginnt, so ist dies das Zeichen, daß die atmosphärische Luft entwichen und das Gas sich angesammelt. Nun wird der Schlauch schnell an den Gassack angeschroben.

Das erste Mal mißlang die Geschichte. Ich hatte alles festgeschroben und betrachtete mit dem Doktor aus angenehmer Ferne das Anschwellen des Sackes. Da plötzlich ein beunruhigendes Zischen wie eine losgehende Lokomotive — ein scharfer blendender Blitz — ein dumpfer Knall! Wir waren in einem Satz bis in die äußersten Ecken des Saales retiriert. Vorn am Retortenstiel saß noch ein Ende des Schlauches und brannte unter furchtbarem Zischen in einer zwei Fuß langen Flamme. Wir feuerten uns gegenseitig an zu mutigem Eingreifen und Retten, was wir denn auch, da allein keiner vorging, gemeinsam vollführten. Wir brüllten uns allerlei Befehle zu, und als Olinda die glühende Retorte unter einen Haufen von Wirtschaftsstühlen und Tischen warf, wodurch diese mit dem Boden sofort zu brennen anfingen, goß ich den Kübel mit Wasser darüber. Olinda verbrannte sich die beiden Hände tüchtig und die linke Barthälfte wurde stark lädiert*). Alle drei ineinander gehenden Säle waren mit dickem, stinkendem Rauch gefüllt, und bei dem fahlen Licht einer Stalllaterne sahen wir über uns förmliche Wolken herumwogen. Durch Schaden wird man ja bekanntlich klug und wir profitierten auch dadurch.

Wasserstoffgas, welches aus Zinkspänen und Schwefelsäure bereitet wird, war noch ekliger zu machen, und da es sich auch zu schnell verbraucht und zu teuer wird, lasse ich jetzt immer einfaches Leuchtgas aus der Gasfabrik holen, den Sack zu circa dreißig Pfennigen.

*) In Lindau wurde bei einer andern Explosion die Symmetrie wieder hergestellt, indem er sich auch die rechte Seite absengte.



Das Zimmer mit dem Nebelbilderapparat in Augsburg.

Vollgeladen mit Weisheit waren wir bereit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Unser zusammenpackbares Gerüst war aufgeschlagen — oben auf den übereinander getürmten Kisten ragte der Apparat wie ein Chimborasso empor. Die an den letzteren angeschrobenen, mit Gas gefüllten und mit Gewichten beschwerten Säcke harrten der Verwendung. Stühle für die zu erwartende Menge waren genügend da — rechts in der Ecke stand ein Stuhl und Tisch für Olinda mit dem (für jeden Vortragenden obligatorischen) Glas Wasser. Sämtliche Bilder hatte ich genau nach der Reihenfolge geordnet, da die geringste Regelwidrigkeit in der Schlachtreihe die ganze Suppe verderben und unser Schiff auf unheildrohende Klippen werfen konnte. Da gab es Bilderserien, zu denen je acht bis zehn Platten erforderlich. Zum Beispiel eine milde See wogt leise tändelnd auf und nieder, oben blauer Himmel mit Schäfchenwolken, in der Ferne eine schöne Insel. Ein Schiff in vollen Segeln fährt vorüber, Delphine springen durchs Wasser. Es wird schlechtes Wetter, der Himmel grau und unheimlich. Die Wogen gehen hoch und es blitzt gewaltig, wozu mein Donnerblech das Accompagnement bildet. Das Schiff streicht wieder durch die Wellen, diesmal mit gerefften Segeln auf den empörten Wogen tanzend und vor dem Sturm fliehend. Der nächste Augenblick zeigt uns das Wrack dieses Schiffes mit gestürzten Masten. Nun sieht man ein Floß, auf welchem die gerettete Mannschaft, die sich aus Hemden und Röcken ein Notsegel errichtet hat, herumliegt. Jetzt rötet sich der nächtliche Himmel über der wogenden See, die Sonne geht auf und umgoldet ein sich mit vollen Segeln näherndes, immer größer werdendes Fahrzeug, welches gerade auf die Schiffbrüchigen zusteuert und dem befriedigten Zuschauer keinen Zweifel darüber läßt, daß dieses Drama ein gutes Ende hat. So mit allen andern Bildern. Da gab's über Brücken fahrende Eisenbahnzüge, Vesuvausbrüche, Fontänen, Mondschein und Schneegestöber.

Doch mit des Geschickes Mächten ist, wie wir wissen, kein ew'ger Bund zu flechten. Diesmal war's aber der Hausknecht gewesen.

Ach, dieser Kunstliebhaber hatte nachmittags alle Glasbilder besichtigt und besaß keine Idee von der notwendigen Ordnung aller irdischen Dinge. Als nun alles bereit war, die Presse, wohlwollend gestimmt, mit gespitztem Bleistift dasaß, auch etliche zahlende Personen sich eingefunden hatten, verstärkt durch das Gratispublikum des Personals des Gasthofs und der Nebenhäuser, Olinda, im Frack und beschienen von der gelehrt aussehenden Lampe, in seinem Manuskript blätterte, gab ich das Zeichen mit der Glocke. Olinda schneuzte sich nochmals, wischte nochmals seine goldene Brille klar und begann die Ouvertüre seines Vortrags. Als ich aber meine Bilder zu zeigen begann, merkte ich das Unglück — da aber nichts daran zu ändern war, so ließ ich dem Schicksal seinen Lauf und verstärkte das Freudengeheul des Publikums vorn durch mein eigenes Gepruste. So was war in der Welt noch nicht dagewesen — es war der Gipfel aller Konfusion! Olinda, der die Lachsalven des Publikums für reine Begeisterung und Anerkennung hielt, las, ohne zu bemerken, was hinter seinem Rücken vorging, mit erhobener Stimme weiter. Wenn er beim Brand des alten Pariser Opernhauses war, versetzte ich das Publikum in die Einsamkeit der Wüste, Potsdam und Yokohama wurden vermischt und die gemischten Bilder waren noch am schlimmsten. Bei dem milden Meerbild strich statt des Schiffes oben durch die Luft die Pacificbahn vorbei, die Rembrandtsche Wassermühle versank in den Flammen des Vesuvausbruchs, während bei der Beschießung Straßburgs hinten eine vom Mond beleuchtete friedliche Windmühle erschien und heftig von den Deutschen

mit Bomben beschossen wurde. So ging's ein und eine halbe Stunde lang fort, so daß das Publikum und ich selber Seitenschmerzen vor Lachen bekam. Die Presse schrieb sehr nett darüber, daß die erste Vorstellung unter großem Beifall stattgefunden und mit Ausnahme „einiger Unregelmäßigkeiten", die aber leicht überall vorkommen könnten, die Sache glänzend verlaufen sei, somit jedermann empfohlen werden könne und keiner versäumen möge 2c. 2c.

Die nächsten Vorstellungen gingen schon flott und ohne Fehler und wir gedachten, unsern Wigwam im lebhafteren Ulm aufzuschlagen. Das Einpacken der ganzen Rummelei war ein elendes Stück Arbeit und zeigte so recht deutlich, welch schlechten Kauf Olinda mit dem Apparat gemacht. Auch die Eisenbahnfracht dafür kommt sehr teuer.

Morgen geht's nach Ulm. Ich werde gleich wieder schreiben. Grüßt alle Bekannten und macht euch um uns keine Sorge, wir kommen mit unserm dicken Fell schon durch.

Euer getreuer Sohn und Bruder

C. W. Allers.

Ulm, den 27. Februar 1878.

Liebe Eltern und Schwestern!

Hier ging's uns ausgezeichnet. Wir wohnten im Goldenen Hasen und mieteten für unsre Vorstellungen den elegantesten Saal der Stadt im Goldenen Hirsch. Selbstbewußt und groß auftretend begaben wir uns im Frack zum Bürgermeister, der uns bereitwillig die Erlaubnis zu unsern Vorführungen erteilte, da wir ihm bewiesen, daß dieselben von wissenschaftlichem Interesse. Im entgegengesetzten Falle hätten wir keine Erlaubnis erhalten oder uns mit dem Theater abfinden müssen, wobei natürlich das Fett von der Direktion abgeschöpft worden wäre. Auch der Gouverneur der Stadt Ulm, Graf Gneisenau, wurde von uns heimgesucht und versprach mit seinen Damen zu kommen, sowie die Offiziere des Kasinos persönlich zu benachrichtigen, damit sie unsrer „Soirée fantastique", wie wir unsre Geschichte nannten, beiwohnten. Abends alles gepfropft voll. Ich machte alle Plätze zum ersten Platz, da fast nur vornehme Militärpersonen kamen. Vorn saß der Gouverneur mit fünf Damen. Den Hintergrund des Saales verzierte ich mit Schuljungen zu dreißig Pfennig das Stück, die ich terrassenförmig aufbaute. Ein Hauptmann war so zufrieden mit unsern Leistungen, daß er am nächsten Tage für etwa sechzig Unteroffiziere Plätze kaufte, um sie ebenfalls der Belehrung und des Spaßes teilhaftig werden zu lassen.

Hier gibt's im Gegensatz zu dem ewigen nüchternen Kalbfleisch und den Kümmelkartoffeln Augsburgs täglich ausgezeichneten Hirschbraten, der sehr pikant zubereitet wird.



Der Nebelbilderapparat und die Gasfläche.

Die alte, malerische Stadt mit den engen, krummen Gassen, der grünbemooste Dom, an dem sie noch immer herumklopfen und bauen, die Donau und die umliegenden Befestigungen — alles gefällt uns beiden sehr gut und benutzen wir jeden müßigen Augenblick zum Herummarschieren, wie wir es auch in Augsburg gethan, wo ebenfalls noch mancherlei schöne alte Dinge herumliegen. Jedenfalls sind wir als Hamburger immer leicht zufrieden, da bei uns doch wenig alte Baulichkeiten mehr zu finden sind. Wohl wegen des Brandes von 1842 und des geringen Interesses meiner süßen Landsleute für das Alte.

Wir wollen jetzt gen Süden ins Gebirge hinein, und zwar ins Allgäu, das kennt ihr ja vom „Barfüßele" her.

Also Adjüs!

Euer

C. W. Allers.

Lindau im Bodensee, den 6. März 1878.

Liebe Eltern und Schwestern!

Wir sind seit einigen Tagen hier auf der Insel Lindau, die ihr wohl auf der Karte entdecken werdet. Adresse: Hotel Helvetia.

Von Ulm fuhren wir am 28. Februar ab bis Kempten, wo wir im Allgäuer Hof abstiegen — ein guter und billiger Aufenthalt.

Als ich am nächsten Morgen bemerkte, daß der Himmel wolkenlos, stieg ich schon vor Sonnenaufgang auf die sogenannte Burghalde, wo ich ein entzückendes Alpenpanorama nebst Sonnenaufgang genoß. Ich sah hier zum erstenmal die Alpen, die von einem Ende des Horizonts zum andern sich hinzogen. Im Vordergrund der Grünten, auch Allgäuer Rigi genannt, dahinter der Daumen, der Hochvogel und die wilden Spitzen der Allgäuer Alpen mit der Mädelegabel. Auch der Vordergrund war prachtvoll. Dicker, hoher Tannenwald über alle Hügel, zwischendurch die lebendige Iller, die tosend einen Wasserfall arrangiert. In der Stadt alles noch duftig und morgendämmerig. Es riecht bis hier hinauf nach frischen Semmeln — Hundegebell, ferne Hähne und nahes Spatzengezwitscher. Ueber allen Dächern fängt's an zu rauchen, und auch ich schlendere langsam in unser nahrhaftes Gasthaus zurück, wo mir Olinda schon aus dem Fenster entgegenkräht und entgegenruft, wie es so seine Art ist. Er macht es wie in Hamburg: gleich beim Heraushopsen aus dem Bett gibt er seiner vergnügten Stimmung Ausdruck, indem er singt, deklamiert, Hähne und Papageien imitiert und wie ein Hund bellt. Dann doucht er sich selbst im kältesten Winter und voltigiert in puris naturalibus über seine am Boden stehende Waschschüssel herüber und hinüber, dabei meckernd und brüllend: „Ich kann **nicht** Fürstendiener sein!" und ferner: „Ich **kann** nicht Fürstendiener sein!" und ferner: „Ich kann nicht **Fürstendiener** sein!" und dies so lange, bis er alle Variationen der Betonung dieser fünf Wörter erschöpft hat. Nach dieser Deklamierübung kommt beim Abtrocknen die Frage an die Reihe: „Ist denn Lieben ein Verbrechen?" welche Frage er dann gleich selber mit einem donnernden Faustschlag auf den Tisch und mit einem wändeerschütternden: „Nein!" beantwortet. Zum Schluß steckt er nochmals den Kopf in die Waschschüssel und macht, während ihm die Wogen über den Ohren zusammenschlagen: Brrrrrrr!

Prachtbutter, warme Semmeln, frische Eier und große Bütten voll Kaffee — was will man mehr?

Unser Aufenthalt sollte aber nicht lange währen. Wir hatten hier Konkurrenz von einer Filiale des Oberammergauer Passionsspiels, und zwei auf die Portemonnaies der Kemptener berechnete Unternehmungen können nicht nebeneinander existieren. Wir trollten uns, machten nach einer wunderherrlichen Fahrt noch einige Stunden in Immenstadt beim Grünten Pause und kamen gegen Abend hier in Lindau an.

Hier ist es prächtig. Der See stürmt in hellgrünen Wogen gegen das Ufer und saust weißschäumend über die Hafenmauern. Nach dem äußersten Punkt, wo ein Löwe steht, gehen wir oft hin, wenn wir auch ein wenig naß werden. Es ist ein ganz netter, sitzender, in den See hineinschauender Löwe, der aber von der Stadt und von hinten gesehen sich mehr wie ein Pudel ausnimmt.

Mit unsrer Unternehmung sieht's hier schlecht aus. Zwar war alle Welt erfreut über unser Kommen, weil man sich nach Abwechselung in dem monotonen Einerlei der Tage sehnte, aber uns fehlen die nötigen Chemikalien. Daran hatte ich gar nicht gedacht, daß wir in einem Nest wie Lindau keine zehn bis zwölf Pfund chlorsaures Kali bekommen könnten. Die Apotheker hatten nur einige Pfund für eigenen Gebrauch, und nun mußten wir nach Augsburg telegraphieren und per Feuerzug, da das Zeug explosionsfähig ist, unsern Bedarf kommen lassen. Das sind faule Aussichten — acht Tage wird's wohl dauern, bis wir das Kali haben. Unsre Plakate



Bei Bregenz.



Der Löwe in Lindau.

klebten schon überall an den Ecken und das Volk rüstete sich in Masse zum Besuch unsrer Soiree, wir mußten aber leider den Hausknecht vor die Thür des Gasthauses zur Goldenen Krone, woselbst wir den Saal gemietet, stellen, um alle, die unsern Querstreifen über dem Plakat:

> Wegen Nichteintreffens der nötigen Chemikalien kann die Vorstellung heute nicht stattfinden. Dieselbe wird daher um acht Tage verschoben

nicht gelesen hatten, wieder nach Hause zu schicken. Schade um das kunstsinnige Publikum, das wir schon so gut wie in der Tasche hatten!

Bei den Touren, die wir in die Umgegend (besonders nach Bregenz und ins Gebirge des Pfänder) machen, vergeht uns übrigens die Zeit sehr rasch. Gestern sahen wir uns den Karnevalszug in Bregenz an. Die eine Hälfte der Stadt war als Räuber und die andre als Soldaten kostümiert. Da das Wetter prachtvoll und mollig warm, so zog später alles in den Wald, wo gepicknickt und gekocht wurde. Die ganze Stadt erschien wie ausgestorben und wäre ein geeignetes, praktisch zu verwertendes Motiv für wirkliche Räuber gewesen.

Acht Tage später.

Was für Pech!!!

Alles ist zum Teufel!!!

Die ganze Bescherung ist in die Luft geflogen — es war eine Knallgasexplosion oder wie man es nennen will. Olinda ward in die eine Ecke geschleudert, ich in die andre, und die Decke fiel ein. Glücklicherweise geschah das Unglück in einem Nebenschuppen, welcher doch abgerissen werden sollte — eine Arbeit, die wir also sehr erleichterten.

Die Sache war nämlich die:

Das von uns sehnsüchtig erwartete chlorsaure Kali kam richtig an, war aber etwas fein pulverisiert, während wir es früher in großen krystallisierten Stücken, die sich langsamer auflösen, erhalten hatten. Zuerst wollte es gar nicht gehen. Ich püsterte leise in den Holzkohlen, als uns mit einemmal unter furchtbarem Zischen der Teufel in die Suppe spuckte. Der in der Nähe liegende Gummisack mit dem Leuchtgas, welches wir aus der Gasfabrik statt des Wasserstoffgases bezogen hatten, gab wohl seinen Senf dazu und — bums! — ging der Schwindel los. Ich lief gleich wieder aus meiner Ecke, in die ich geflogen, an den Ofen zurück, riß den glühenden Retortenrest aus den Flammen und warf ihn aus der Thür. Als sprühende Bombe

sauste er in der Entfernung eines Zolles an der Nase der herbeieilenden Köchin vorüber — vor Schreck und Entsetzen fiel die arme Küchenfee in Ohnmacht. Viele Bilder und viele Stücke des Apparats sind durch die Explosion vernichtet, zertrümmert, beschmutzt. Den Trümmerrest senden wir nach Hamburg zum Verkauf.

Abermals mußte sich der Hausknecht vor die Thür stellen und die guten Lindauer zum zweitenmal nach Hause scheuchen. Wir hatten auch wieder die ominösen schrägen Querzettel über unsre Plakate geklebt. Was für 'ne Demütigung!

Unsre so pomphaft und großartig geplante Künstlerweltfahrt hat ein schäbiges Ende genommen! Nächster Tage werden wir sang- und klanglos verduften.

Olinda läßt grüßen. Er ist so verbrannt, daß er nicht schreiben kann, sondern mir, der ich nur mit dem Kopfe gegen die arme Wand fuhr, diktiert.

Adjüs!

Euer getreuer

C. W. Allers.



Aus „Hinter den Coulissen“.

Neuntes Kapitel.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?

(Eine geniale Idee, um das leere Portemonnaie zu füllen. — Fahrt über den Splügen und Comer See nach Parma und Verwirklichung dieser Idee daselbst. — Unsere „Stagione" im „Cappello Verde". — Dieselbe findet ein vorzeitiges Ende auf den Wunsch des Polizeimeisters von Parma. — Unsere zeitweilige Trennung und unser Wiedersehen in Neapel. — Eine seeräuberartige Mittelmeerfahrt Willys. — Seine Landung auf Capri. — Unsere Rückkehr nach Deutschland.)

In stark elegisch angehauchter Stimmung saßen wir am Morgen nach der Explosion zu Füßen des die Hafeneinfahrt von Lindau bewachenden Marmorlöwen. Die Schicksalsmächte hatten alle unsre Hoffnungen auf eine an Gewinn und Erfolgen reiche Weltfahrt tückisch vereitelt und es trat nun an uns die Frage heran, was wir jetzt unternehmen sollten? Die Reste des Apparates waren schon eingepackt, um, wie bereits erwähnt, nach Hamburg zurückgesandt zu werden — vielleicht glückte es uns, noch einige hundert Mark daraus zu lösen. Mißmutig starrten wir auf die dunkelgrüne Wasserfläche des Bodensees und suchten irgend eine Kombination auszuhecken, um unsre an Schwindsucht leidenden Portemonnaies wieder rund und wohlgenährt zu machen. Plötzlich rief Willy:

„Ich hab's! Una idea gloriosa!"

„Sprich, sprich!" drängte ich.

„Was hindert uns," ließ sich der Freund vernehmen, „als erfahrene Theateronkel, die wir sind, irgendwo ein Liebhabertheater zu begründen? Ich habe von Bühnen gehört, auf denen nur Dilettanten auftreten, welche aber für die Rollen, die sie spielen, hübsch bezahlen müssen. Ein derartiges Unternehmen wollen auch wir ins Leben rufen, und zwar in Italien, das ja unser nächstes Reiseziel sein sollte. In jeder kleinen deutschen Stadt gibt es ja unbekannte, im Verborgenen blühende Genies, welche den Trieb in sich fühlen, durch ihre dramatischen Leistungen die Welt in Erstaunen zu setzen, denen indessen die Gelegenheit hierzu durch die Ungunst der Verhältnisse abgeschnitten. In dem kunstsinnigen Italien müssen solche verborgenen Talente noch weit mehr vorhanden sein als in unsrer lieben Heimat, und sie sollen uns unsre italienische Reise bezahlen!"

„Eine vortreffliche Idee!" rief ich. „Säumen wir nicht, sie zu verwirklichen!"

Gemeinsam verließen wir am Nachmittag (es war der 17. März) das Venedig des Bodensees. Mit dem Dampfroß ging es über Buchs und Ragatz nach Chur. Die Gebirgsmassen links und rechts von der Schienenlinie zeigten sich bis ins Thal hinein mit frischgefallenem Schnee bedeckt. In Chur blieben wir für die Nacht im „Stern". Ein auffallend hübsch und



In der Fremde.

intelligent aussehendes Mädchen bediente uns beim Abendessen — das wäre eine passende erste Liebhaberin für unser Theaterunternehmen gewesen, vorausgesetzt, daß sie gut bezahlt hätte!

Am nächsten Morgen krochen wir schon bald nach drei Uhr aus den Federn, denn um halb fünf Uhr ging der Postwagen ab, mit welchem wir die Reise nach Chiavenna antreten wollten. Während unsrer ganzen Fahrt durch die Via Mala wirbelte der Schnee in dicken Flocken vom Himmel — stundenlang erblickte unser Auge nichts als himmelanstrebende Felsen, tiefe Abgründe, eine weiße Schneedecke und dunkle Tannen. Gegen zwölf Uhr langten wir in dem hochgelegenen Dorfe Splügen an, aßen in dem Hotel Bodenhaus zu Mittag und knöpften uns, wieder ins Freie tretend, unsre Ueberzieher fester zu, denn wir mußten jetzt über den eigentlichen Monte Splnga hinüber. Zu diesem Zwecke verteilte sich unsre ganze Reisegesellschaft in einzelne kleine offene Schlitten, deren jeder von nur einem Pferde gezogen ward und auf dessen Vorderteil der Kutscher hockte. Nun vorwärts in das Labyrinth der beschneiten Bergzacken hinein! Eine Vergnügungsfahrt war diese Partie durchaus nicht. Ein scharfer, schneidender, eisigkalter Ostwind trieb uns ohne Unterlaß dichte Schneewolken ins Gesicht, die auf die Haut die Wirkung ausübten, als werde sie fortgesetzt von unzähligen feinen Nadelstichen getroffen. Ein Wunder, daß uns Ohren und Nasen nicht erfroren!

Wie alles in der Welt, so nahm aber auch diese, einer Nordpolexpedition ähnliche Schlittenfahrt endlich ein Ende und wir durften bei dem Zollhause an der italienischen Grenze wieder in einen großen, mit vier Pferden bespannten Postwagen steigen, der nun en pleine carrière die Serpentinen des Weges hinabsauste — immer schwebte man in der Besorgnis, der Wagen müsse in der nächsten Sekunde in den Abgrund stürzen. Eine einzige falsche Lenkung des Kutschers, ein einziger Fehltritt eines der beiden Vorderpferde hätte auch dazu vollauf genügt.

Um sechs Uhr abends in Chiavenna. Blauer Himmel, warme südliche Luft. Die glänzenden Räume des Hotels Conradi nahmen uns gastlich auf. Vor dem Zubettgehen hatten Willy und ich noch eine kurze Beratschlagung über den Ort, woselbst wir unser so eigenartiges Theaterunternehmen ins Dasein rufen sollten. Es schien uns, daß eine mittlere Provinzialstadt für das Gelingen unsres Planes die besten Aussichten biete — in einer größeren, so kalkulierten wir, würde unsre Impresa nicht die erwünschte Beachtung finden und in einer allzu kleinen nicht die genügende Zahl von dramatischen Talenten vorhanden sein. So entschieden wir uns denn für Parma.

Von Chiavenna ging's am nächsten Vormittag (damals existierte noch keine Eisenbahn) nach Colico. Von dort fuhren wir auf dem gerade abgehenden Marktschiff (wir brauchten hier für die Passage zwei Drittel weniger zu zahlen als auf dem Dampfer) nach Como.

Wunderbar schön war diese Fahrt auf dem Comer See, die uns reichen Ersatz bot für die Polarreise über den Splügen. Die Sonne streute Milliarden von Lichtpunkten über die tiefblaue Wasserfläche und wie ein Wandelpanorama zogen die Ufer mit ihren Villenpalästen und Gärten an uns vorüber. Unten eine üppige Vegetation von Myrten, Edelkastanien, Oliven, Magnolien und den Charakter des Südens ganz besonders hervorhebenden Aloës — oben auf den Gebirgshöhen der weißschimmernde Schnee, anzusehen wie der Zuckerguß auf einem Geburtstagskuchen. Sehr interessant waren für Willy, dem sich ja jetzt zum erstenmal die Reize des sonnigen Südens erschlossen, die den See still und lautlos durchfurchenden Gondeln, eine ebenso anmutige wie malerische Staffage desselben bildend.

Dann eine kurze Eisenbahnfahrt — und wir erreichten Mailand. Ein kleines Albergo beim Bahnhof öffnete uns hier seine Pforten.

Als wir am 21. März auf dem Bahnhof zu Parma einem Abteil des von Mailand kommenden Zuges entstiegen, ahnten die Einwohner der ehemaligen herzoglichen Residenz nicht, welche Ueberraschung wir für sie in der Tasche hatten. Vor allen Dingen sahen wir uns nach einer geeigneten Stätte zur Errichtung unsres Musentempels um. Das Glück begünstigte uns —



In der Ballettgarderobe.
(Aus „Cirkus Renz".)

wir brauchten nicht lange zu suchen. Außerhalb des Thores Santa Barnaba in der nördlichen Vorstadt stießen wir auf die Trattoria con Alloggio „Al Cappello Verde"*), und eine kurze Umschau in den Räumlichkeiten dieses Gasthauses reichte hin, in uns die angenehme Ueberzeugung zu erwecken, daß wir nichts Geeigneteres für unsre Zwecke finden könnten. Eine auf der rechten Seite des Hauses gelegene altertümliche Vorhalle (die Benennung „Saal" wäre dafür wohl zu euphemistisch gewesen) ließ sich ganz prächtig in einen Bühnenraum umwandeln,

*) Restauration mit Beherbergung „Zum Grünen Hut".

zudem erklärte sich auch der Wirt, Don Giuseppe Moroni, dem wir von unsrer Absicht Mitteilung machten, mit Vergnügen bereit, uns diese Halle umsonst zur Verfügung zu stellen, da er ja durch das Publikum, welches unser Unternehmen in sein Haus ziehe, Verdienst genug haben werde. Außerdem stellte er uns so mäßige Preise für Kost und Wohnung, daß wir im Fall des Mißlingens der Impresa die Ausgaben noch einigermaßen erschwingen konnten.

Im „Cappello Verde" herrschte ein Leben und Treiben wie in dem Wirtshause, welches uns im ersten Akt der Oper „Fra Diavolo" vorgeführt wird. In der Wirtsstube sowie in dem hinter dem Hause gelegenen Garten sah man in buntem Durcheinander Bauern, Fuhrleute, Bürger, schwarzgekleidete Geistliche (preti) mit ihren langen Hüten und Carabinieri. Don Giuseppe hatte allein nicht Hände genug gehabt, um die Gäste sämtlich zu bedienen, aber es halfen ihm seine zwei erwachsenen Töchter Angiolina und Giovannina, beide hübsch und mit ihrem üppigen Haarwuchs schwarzen Pudelköpfen gleichend.

Am nächsten Tage las das staunende Publikum in den drei oder vier zu Parma erscheinenden Käseblättern einen bombastischen, von mir verfaßten Aufruf. Derselbe trug die Ueberschrift „Risorgimento del teatro italiano" (Wiederauferstehung des italienischen Theaters) und lautete in deutscher Uebersetzung:

Einwohner von Parma!

Werdet ihr leugnen wollen, daß die italienische Bühne sich im traurigsten, beklagenswertesten Verfall befindet? Die Ursachen dieses Verfalles liegen für jeden Kunstverständigen — und das seid ihr ja alle! — klar am Tage. Die italienischen Schauspieler betreiben ihre Kunst zu handwerksmäßig — statt dramatischer Begeisterung, statt idealen Feuers geben sie uns hohles Pathos —, sie spielen ihre Rollen mit der nämlichen Empfindungslosigkeit, mit der ein Schuster Stiefel besohlt oder ein Buchbinder seinen Kleisterpinsel schwingt. Hierin muß Wandel geschaffen werden — die dramatischen Handwerker müssen von der Bühne verschwinden und an ihre Stelle diejenigen treten, welche für die Kunst wahre, innige Begeisterung verspüren, auch wenn sie nicht von Beruf dem Theater angehören!

In eurer ruhmreichen Stadt nun, Einwohner von Parma, soll sich die Wiedergeburt der dramatischen Kunst Italiens vollziehen — von hier aus soll die Morgenröte einer neuen klassischen Zeit für die italienische Schaubühne erstrahlen! Wir zwei unterzeichnete Impresarii von Ruf und Ansehen, die wir mit unsren früheren Unternehmungen geradezu explosive Erfolge geerntet, sind gekommen, diese neue Aera heraufzuführen. Wir wollen die in Parma verborgenen, gewiß zahlreich vorhandenen dramatischen Talente — einerlei wes Standes und Berufes sie auch seien, an das Licht ziehen, ihnen zu den Lorbeerkränzen des Ruhmes verhelfen, ihre Namen weithin durch Italien bekannt werden lassen!

Also auf, ihr Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen, die ihr euch von Melpomene und Thalia begeistert und die Kraft in euch fühlt, auf der Bühne Großes und Bedeutendes zu leisten, wenn euch die Gelegenheit dazu geboten wird — schart euch um unsre Fahne, überlaßt euch unsrer Führung!

Anmeldungen werden in dem Theaterbureau der Unterzeichneten, das sich im Gasthause zum „Grünen Hut" befindet, entgegengenommen.

Olinda & Allers.

Ueber den Beginn und Fortgang unsres Unternehmens berichtet folgender Brief Willys an seine Eltern und Geschwister:

Parma, den 6. April 1878.

Liebe Eltern, Schwester und Bruder!

Meine letzten Briefe und Postkarten von unsrer Reise hierher werdet ihr hoffentlich alle erhalten haben. Ich habe dieselben ja auch numeriert. Seit vierzehn Tagen sind wir nun hier auf dem Schauplatz unsrer Triumphe in voller Thätigkeit. Die Geschichte macht sich, die Geschäfte sind für unsre Ansprüche glänzend und die Hauptsache: der Ulk und das Vergnügen sind groß. Ich trieb bei einem alten Trödler eine Reihe schmutzstarrender Theaterrequisiten, Coulissen und Hintergründe von irgend einem vorsündflutlichen Theaterunternehmen auf. Man konnte zwar nicht mehr recht unterscheiden, was z. B. Wald und was Kerker gewesen — doch kam uns dies gut zu statten, da wir auf diese Weise nicht mit den Dekorationen zu wechseln brauchten. Eine Drehorgel mit mächtigem Klange und drei verschiedenen Stücken mußte als Ouvertüre, Zwischenaktmusik und Schlußpolonaise herhalten. Was mich betrifft, so war ich abwechselnd Theaterdirektor, Lampeninspektor, Kassierer, Inspizient, Souffleur, Garderobier, Friseur, Schminkerfahrener, Kapellmeister, Wolkenschieber und Logenschließer. Bei Beendigung der Vorstellung, die jedesmal einem kleinen Aufstand oder einer Sitzung des Jakobinerklubs während der französischen Revolution glich, mußte ich noch mit der ersten Liebhaberin oder Heldin an der Hand die Polonaise eröffnen, welche dann stets in ein italienisches Volksfest ausartete. Dr. Olinda, mein verehrter Kompagnon, übernahm dabei die Kapelle und drehte fleißig die Orgel.

Die hiesigen Zeitungen mit Olindas dekorativer Proklamation habt ihr ja nebst Uebersetzung erhalten. Gleich darauf meldeten sich mehr Teilnehmer und Teilnehmerinnen als wir nötig hatten. Da gab es sartorelle (Schneiderinnen), crestaje (Putzmacherinnen), giovani di bottega (Ladencommis) mit ölgetränkten Locken und farbenfrohen Krawatten, cuoche (Köchinnen), und natürlich auch zwei Barbiere, die überall in der Civilisation voranmarschieren und für alle theatralischen und musikalischen Unternehmungen begeisterte Scharen stellen. Sehr drollig war's, die verdutzten Gesichter zu sehen, als diese Herrschaften erfuhren, daß sie fürs Spielen **bezahlen** sollten. Wir machten ihnen indessen begreiflich, daß wir sie doch nicht **umsonst** in die lichten Höhen der einträglichen Kunst Melepomenes und Thalias


Olinda, Freund Allers.


Aus „La bella Napoli“.



Aus „La bella Napoli".

einführen könnten, und daß wir hauptsächlich aus dem Grunde, um dem an allen übrigen Theatern der Welt herrschenden Zank und Kampf um die Rollen zu entgehen, das einfache Mittel, die letzteren zu verkaufen, ausfindig gemacht hätten. So würde z. B. bei uns die Rolle des Don Carlos zwei Lire kosten und die des Großinquisitors nur fünfundzwanzig Centesimi. Es hat sich erwiesen, daß wir richtig gerechnet. Wir bestreiten alle unsre Futterkosten, Getränke und Logis allein schon von den Einnahmen durch die Rollen, und der Andrang zu den ersten Heldenpartien war ein so starker, daß wir der Konkurrenz wegen die Preise erhöhten und daß von nun an — vergleichsweise — Don Carlos auf der Theaterbörse zu drei Lire notiert wurde. Alle Einnahmen abends an der Kasse repräsentieren also einen absoluten Reingewinn und wir sind schon jetzt Krösusse von je einigen hundert Lire.

Das Publikum zeigt sich ungemein dankbar und brüllt ohne Unterlaß Beifall. Sei es, daß ich meinen roten italienischen Regenschirm als Souffleurkasten aufspanne, oder daß die Ouvertüre durch Pfeifen von den Zuschauern begleitet wird, oder daß die erste Heldin auftritt, oder daß die Zehn- bis Zwanzig-Centesimirollen erscheinen — alles wird gleichmäßig applaudiert.

Es ist nämlich fast nur der persönliche Anhang jedes einzelnen Bühnenmitglieds, welcher die Räume unsres Musentempels füllt. Jede Köchin, jeder Barbier, jede Schneiderin — sie haben sämtliche ihre Freunde und Verehrer, die sich unfehlbar zu jeder Vorstellung einstellen. Die Preise sind für den gebotenen Ulk sehr mäßig zu nennen. Fünfzig Centesimi auf allen Plätzen, Kinder nur zwanzig Centesimi. Unser Repertoire besteht aus Trauerspielen von Alfieri und Monti sowie aus Lustspielen von Goldoni. Aus Patriotismus fügten wir noch „Maria Stuarda" und „Fiesco" von Schiller sowie „Egmonte" von Goethe ein. Wie wir es fertig bringen, ist schwer zu sagen und zu erklären. Olinda hat, wie weiland Mattler in St. Pauli, diese etwas zu langen und figurenreichen Stücke auf etwa den sechsten Teil zusammengestrichen und nur die Kraftstellen stehen lassen: eine Art litterarischen Fleischertraktes, die höchst wirkungsvoll ist und bei dem mangelhaften Lernen der „Künstler" jedesmal einen um so komischeren Eindruck macht, je ernster der Vorgang sein soll. Da unser ganzes Streben ja auf tiefere geistige Interessen geht, so wird von uns auf die Kostüme gar kein Wert gelegt.

Der Wirt ist sehr zufrieden und schenkt ungeheure Mengen seines tintenschwarzen Weines aus. Nebenbei verkauft er lange Guirlanden von Salsiccie. Es sind dies kleine, wohlschmeckende, pfeffer- und leider auch fenchelreiche Schweinewürstchen, die immer dutzendweise in Oel schmoren und durch ihren Geruch, welcher alle Räume unsres Theaters durchzieht, die Schauspieler sowohl wie das Publikum in Versuchung führen.

Dreimal in der Woche wird gespielt. Proben halten wir fast nie ab, da wir meistens zu faul sind und unsre „Künstler" auch schlecht abkommen können.

Reizend ist der kleine Garten neben dem Hause, wo wir unter Weinlaub sitzen und uns pflegen. Die Wirtin und ihre zwei hübschen Töchter kochen uns die fabelhaftesten Sachen. Die Mädchen setzen sich dann zu uns, um zu sehen, wie es uns schmeckt, und der Haushund Zuzzumbrillo (der Name ist zweimal so lang wie der Hund) sowie die Katze Favorita sind unsre Busenfreunde.

Mit meinem Italienischsprechen geht es noch sehr mangelhaft und es stört mich dabei immer das in der Schule erlernte Spanisch. Aber mit Gesichterschneiden und allerlei Handbewegungen kommt man bei diesem so leicht auffassenden Volke schon zurecht. Olinda spricht wie ein Buch und rappelt Italienisch wie seine Muttersprache.

Von der erbärmlich langweiligen Stadt kann ich euch nicht viel berichten.

Ich sende euch einige Körbchen Früchte sowie Blumen aus dem Garten.

Grüßt alle Freunde herzlich von eurem Sohn und Bruder

C. W. Allers.

Etwa sieben Wochen hatten wir bereits als Kutscher des Parmeser Thespiskarrens fungiert, da — es war gegen Mitte Mai — empfingen wir eines Morgens ein Briefchen von dem Polizeimeister der Stadt, in welchem er sich die Ehre unsres Besuches erbat. Da man es in keinem Lande der Welt, sei es absolut oder demokratisch regiert, mit der Polizei verderben darf, vielmehr dieselbe wie eine eigenwillige Schöne immer in guter Laune erhalten muß, so verfügten wir uns ohne Zögern, angethan mit unsern Bratenröcken, in die an der Piazza Grande gelegene Hochburg der heiligen Hermandad. Man führte uns in ein elegant ausgestattetes Gemach und bedeutete uns auf einem Sofa von dunkelgrünem Plüsch Platz zu nehmen. Ueber demselben hing ein Farbendruckbild, Victor Emanuel und Garibaldi darstellend, wie sie sich die Hände zum Bunde reichen. Der König mit einem riesigen Schnurrbart, dessen Enden wie zwei drohend aufgerichtete Kosakenlanzen emporstarrten — Garibaldi in einem Hemd, welches als Empfehlungskarte einer Zinnoberfabrik hätte gelten können.

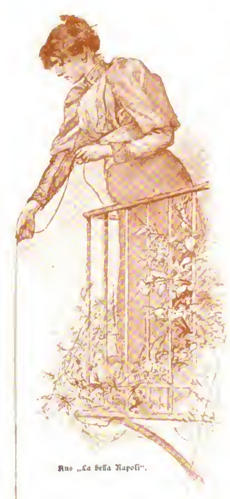
Nach wenigen Minuten erschien ein älterer Herr im schwarzen Civilrock, in dessen Knopfloch eine Rose steckte. Er stellte sich uns als der Polizeimeister Bonetti vor, wechselte einen kordialen Händedruck mit uns und nahm an unsrer Seite in einem Lehnstuhl Platz, indem er uns zugleich Cigarren anbot.

Wir dankten mit dem Bemerken, daß wir keine Raucher seien. Aber auch im entgegengesetzten Falle würden wir die Glimmstengel Signor Bonettis zurückgewiesen und ihm in höflichster Weise erklärt haben, daß, wenn wir doch schon einmal Schwefel rauchen müßten, wir es vorzögen, ihn zu diesem Zweck direkt und in reinem Zustande aus dem Vesuv zu beziehen, aber nicht in Form des diabolischen Gemengsels einer königlich italienischen Regiecigarre.

„Una bella giornata oggi!“ *) begann der Polizeigewaltige, nachdem er seinerseits seine Cigarre in Brand gesetzt.

Wir pflichteten dieser geistvollen Andeutung ohne Widerspruch bei und erlaubten uns den Hinweis darauf, daß in den gesegneten Fluren Italiens der Mai weit schöner und wärmer als bei uns in Deutschland sei und deshalb der italienische Mai unserm Juni entspreche.

*) Ein schöner Tag heute!


Aus „La bella Napoli“.

Signor Bonetti nickte und gratulierte uns, ein andres Thema der Unterhaltung anschlagend, zu den Erfolgen, die wir mit unserm Theaterunternehmen hier in Parma davongetragen.

Wir warfen uns in die Brust, steckten die rechte Hand dekorativ in den Ausschnitt unsrer Weste und entgegneten, daß glänzende Erfolge für uns nichts Neues seien — dieselben pflegten unsre Unternehmungen ebenso unabänderlich zu begleiten wie hierzulande der Parmesankäse die Maccaroni.

Signor Bonetti trommelte mit seiner Linken ein paar Sekunden auf der Tischplatte einen kriegerischen Marsch, räusperte sich und begann von neuem:

„In der That, Signori, Sie können mit dem Furore, welches Sie hier gemacht, zufrieden sein! Um so eher werden Sie, hoffe ich, sich veranlaßt fühlen, der Bitte, die ich jetzt an Sie zu richten mich anschicke, zu entsprechen und die dahin geht, daß Sie doch Ihre Stagione*) hierselbst jetzt beschließen!“

Ich wechselte einen erstaunten Blick mit Willy und richtete an Signor Bonetti die Frage, ob wir uns in irgend einer Weise gegen die Gesetze vergangen, denn nur dadurch werde seine Bitte erklärlich, die wir ja, weil von seiten des Chefs der Polizei geäußert, als einen Befehl betrachten müßten.

„No, no, Signori,“ beruhigte uns der würdige Beamte, „auf Grund irgend welcher gesetzlichen Bestimmungen gegen Sie einzuschreiten, bin ich nicht befugt, dazu fehlt mir alle und jede Handhabe. Andrerseits jedoch muß ich in meiner Stellung darüber wachen, daß nicht ganz Parma auf den Kopf gestellt wird, wie es durch Ihr Theaterunternehmen zu meinem Entsetzen und meiner Bestürzung thatsächlich geschieht. Hätten die Anarchisten hierselbst die Gewalt an sich gerissen, so könnte es kaum toller hergehen wie gegenwärtig. Unsre Köchinnen und Dienstmädchen halten, statt zu arbeiten, jetzt beständig Deklamierübungen, um sich auf diese Weise für das Auftreten auf Ihrer Bühne vorzubereiten — die Giovani di Bottega**) weigern sich, die Kunden zu bedienen, unter dem Vorgeben, daß sie ihre Rollen lernen müßten — die Sartorelle***) machen für die Damen keine Anzüge mehr, indem sie erklären, sich nur noch

*) Spielzeit.
**) Ladencommis.
***) Schneiderinnen.

mit Theaterputz zu befassen — die Barbiere bringen in der Zerstreutheit und nur an ihre bevorstehenden Glanzleistungen auf der Bühne denkend den Signori beim Rasieren lebensgefährliche Verletzungen im Gesicht und an der Kehle bei — jeden Abend werden vor dem Cappello Verde von den Verwandten, Freunden und Angehörigen der Bühnendilettanten blutige Schlachten geliefert, weil jede Partei behauptet, daß ihr Freund oder ihre Freundin in dem Stücke am besten gespielt, was die andern Parteien nicht gelten lassen wollen. So darf es unmöglich weiter fortgehen, meine Herren! Sie sind beide Galantuomini (Ehrenmänner) und werden daher meinem Wunsche, Ihre Vorstellungen in Parma zu beendigen, gewiß Rechnung tragen!"

Ich wollte schon erwidern, daß wir für den Augenblick noch keinen Entschluß fassen könnten und uns die Sache überlegen müßten — da flüsterte mir Willy leise in deutscher Sprache zu:

„Wir haben ja hier genug zusammengeräubert — auf jeden von uns werden etwa fünfhundert Lire kommen. Lassen wir es also genug sein des grausamen Spiels und erklären wir unsre Bereitwilligkeit, Ende der Woche den Musentempel im Cappello Verde zu schließen!"

„Dann wollen wir dem würdigen Polizeichef den Gefallen thun!" gab ich dem Freunde ebenso leise zurück. „Du wirst sehen, er springt vor Freude über unsre Gefügigkeit deckenhoch!"

Letzteres that Signor Bonetti nun zwar nicht, es entrang sich ihm jedoch, als er aus meinem Munde die angenehme Botschaft vernahm, ein tiefer Atemzug der Erleichterung, als werde ihm eine Zentnerlast von der Seele genommen. Möglicherweise hatte er gefürchtet, daß die durch die weitere Fortsetzung unsres Theaterunternehmens immer mehr gesteigerte Erregung der Bevölkerung von Parma in den Zeitungen der Hauptstadt zur Erwähnung und Erörterung



Aus „La bella Napoli".

gelangen und ihm dann von seiten seines höchsten Vorgesetzten, des Ministers des Innern, ein kolossaler Rüffel wegen Pflichtversäumnis zu teil werden würde. Denn in Rom konnte man ja nicht wissen, daß ihm ein gesetzliches Einschreiten gegen uns nicht möglich war.

Einige Tage später schüttelten wir den Staub Parmas von unsern Füßen und trennten uns. Willy zog gen Norden nach Genua, um dort Seestudien zu machen — mich trieb es meiner alten Geliebten, der bella Napoli, entgegen.

— —

Wer die Stadt der Parthenope in ihrem vollen Glanz, in all ihrer Glorie und Schönheit kennen lernen will, muß sie im Sommer aufsuchen. Dann sind die Tinten und Farbenschattierungen des Meeres, des Himmels, der Landschaft am leuchtendsten und glutvollsten, dann zeigt sich das neapolitanische Volksleben in seinem ganzen eigentümlichen Reiz, in seiner ganzen heiteren Ursprünglichkeit und Naivetät, dann läßt sich, weil der Horizont beständig klar, das wunderbare Rundgemälde des schönsten aller Golfe der Erde bis auf die weitesten Entfernungen hin übersehen. Die überwiegende Mehrzahl unsrer deutschen Italienfahrer freilich scheut sich, den Sommer in Neapel zu verbringen, in der irrigen Meinung, zu dieser Jahreszeit sei daselbst die Hitze unerträglich. Indessen diese Voraussetzung entspricht nicht der Wirklichkeit. Im Vergleich mit der Hitze, wie sie z. B. in Westindien und im tropischen Südamerika herrscht, muß selbst die Hochsommertemperatur Neapels und seiner Umgebung als ein mildes Mailüftchen bezeichnet werden — außerdem versteht man es nirgends so gut, den Einwirkungen der Sonnenglut zu begegnen wie gerade hier. Den Ausspruch, daß man in Europa den Winter am besten in St. Petersburg verlebt, könnte man dahin ergänzen, daß man den Sommer am besten in Neapel zubringt.

Auch mir war es im Jahre 1878 beschieden, meine Sommervilleggiatura wieder einmal am Gestade des klassischen Golfs von Neapel abhalten zu dürfen. Die Villa, in der ich ein Zimmer gemietet, reduzierte sich freilich auf ein kleines zweistöckiges, in die Felsnase des Posilip hineingebautes Häuschen, woselbst meine Wirtsleute im Erdgeschoß einen Kramladen, verbunden mit einer Trattoria und Weinschenke, betrieben — aber da ich vom Balkon meines im oberen Stock gelegenen Stübchens (in und bei Neapel mündet ja jedes nach der Vorderseite gehendes Zimmer auf einen mit Eisengitter eingefaßten Balkon) eine entzückende Aussicht auf das blaue Meer, den Vesuv und die Insel Capri hatte, so fragte ich wenig nach dem Luxus eines großen, eleganten Hotels oder einer marmorglänzenden Villa.

Jetzt — es war gegen Mitte Juni — saß ich in früher Vormittagsstunde auf dem noch im Schatten befindlichen Teile meines Balkons und freute mich des herrlichen Sommertages.

Die Wirtschaft im unteren Stock trug einen echt neapolitanischen Anstrich. Da hingen an den Wänden Pomidoro (Paradiesäpfel), noch am abgeschnittenen Kaktus befindliche Feigen, sorgsam in Blasen eingehüllte Eselsmilchkäse (cacio cavallo) — in zahllosen Fächern erblickte man die verschiedenartigsten Maccaronisorten, von den dicksten bis zu den dünnsten — in den Ecken standen große Fässer voll getrockneter Saubohnen (fave), brauner Bohnen (fagiuoli), Linsen, Reis und gemahlenem Maismehl zur Polenta. (Was die eben genannten Fagiuoli betrifft, so bilden dieselben das tägliche Gericht des italienischen Volkes, denn Maccaroni gibt es nur sonntags an Stelle des Fleisches und letzteres erscheint nur einigemal im Jahr: zu



Aus „La bella Napoli“.



Aus „La bella Napoli".

Weihnachten, Ostern und hohen Festtagen der Heiligen, auf dem Tisch. Zum Karneval ißt alle Welt Salsiccie, Schweinewürstchen.) Auf der Erde lagen, in Pyramiden aufgetürmt, Kürbisse und Melonen — ein langes Brettergestell trug ein malerisches Durcheinander von frischen Feigen, schneeweißem Ziegenkäse, Weißbrot und dickbäuchigen Baretti: gläsernen Ungeheuern, sämtlich mit dem tintenschwarzen, feurigen Posilipwein angefüllt. Mitten unter dem Chaos der verschiedenartigsten Nahrungsmittel prangte an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand ein Madonnenbild mit einer Lampe davor. Ein Nebengemach diente zum Aufbewahrungsort für große, staubige Barili (Fässer) voll Oel. Außerdem enthielt das Erdgeschoß noch hunderterlei andre verschiedenartige Dinge, welche in einem neapolitanischen Haushalt nötig und verwendbar sind. Der ganze Raum war derartig vollgestopft, daß man zu dem im Zentrum befindlichen plumpen Holztisch sich förmlich hindurchschlängeln mußte, denn überall stieß der Fuß auf Hindernisse. Das über den Tisch gebreitete grobe Leinwandtuch, welches ursprünglich weiß gewesen, hatte jetzt eine total graue Färbung angenommen; überdies bildete eine Unzahl von Wein-, Suppen- und Kaffeeflecken auf demselben eine fortlaufende Reihenfolge landkartenähnlicher Zeichnungen. Den übrig bleibenden Raum füllten Millionen von Fliegen und Moschili aus (letztere von den Capresen auch Padroni di Vino, d. h. Gebieter des Weines, genannt).

Zwischen all diesem Mischmasch tummelten sich ungeniert, da sie sich als mit zur Familie gehörig betrachteten, Hahn, Hühner und Truthühner (gallinacci) herum. In den Sonnenstrahlen lag, behaglich schnurrend und inmitten einiger fetter Köter, mit denen sie auf dem freundschaftlichsten Fuß zu stehen schien, die in keinem neapolitanischen Heim fehlende Katze.

Gerade unter meinem Balkon hatte sich die erwachsene Tochter des Hauses, die ebenso schmutzig und schlampig wie ihre jüngeren, für den Augenblick unsichtbaren Schwestern, auf einem gichtbrüchigen Rohrstuhl niedergelassen und strickte mit krummen Nadeln an einem purpurroten Strumpf, sich ab und zu mit einer derselben die wirr ins Gesicht hängenden Haare kratzend. Neben der Tochter war die alte Großmama sichtbar, eifrig spinnend und nur bisweilen ihre Arbeit unterbrechend, um sich die Strähne ihres grauen Haares, welche ihr der Wind ins Gesicht trieb, zurückzustreichen. Nicht weit von den beiden stand ein mit Früchten beladener Esel. Aus dem Innern des Hauses drang die Stimme der Padrona zu mir herauf; die Frau schien sich mit einem Gaste, der sein Frühstück verzehrte, zu unterhalten. Aus einigen abgerissenen Brocken, die von den Bemerkungen des letzteren hin und wieder an mein Ohr schlugen, glaubte ich zu entnehmen, daß derselbe ein Ausländer sein müsse. Die Stimme kam

mir bekannt vor — ich horchte. Täuschten mich nicht meine Gehörwerkzeuge? Das konnte ja niemand anders sein als — — —

Dem mich blitzartig durchzuckenden Gedanken folgend stürmte ich die enge Treppe hinunter. Aus der Lichtflut, die mich umgeben, in das Halbdunkel des Erdgeschosses tretend, vermochte ich die Gesichtszüge des am Tische Sitzenden, der einen Teller mit Feigen und Brot, sowie eine strohumflochtene Foglietta vor sich hatte, nicht gleich zu unterscheiden. In der nächsten Minute überzeugte ich mich indessen, daß ich mich in meiner Annahme nicht geirrt.

„Cospetto di Bacco," rief ich, dem Freunde beide Hände entgegenstreckend, „welcher Wind hat dich nach der bella Napoli geblasen, Willy? Ich glaubte dich noch in Genua, Marinestudien machend und das dortige Marinequartier nach charakteristischen Köpfen absuchend!"

„Ich habe," lachte Willy, „in den letzten Wochen eine Art Seeräuberstreifzug im Tyrrhenischen Meer mitgemacht. Davon gibt es viel zu erzählen! Uebrigens stand ich soeben auf dem Sprunge, nach oben in deine Bude hinaufzukraxeln, denn die Wirtin erzählte mir, es wohne bei ihr ein Tedesco, der eine große Brille trage, sehr lustig und mit allem zufrieden sei, viel bade und ihr wie ein Scrittore (Schriftsteller) vorkomme. Bei dieser Beschreibung dachte ich sofort an dich!"

„Les grands esprits se rencontrent! Du bleibst natürlich jetzt bei mir und wirst Mitbewohner meines Palazzo al Mare!"

Als wir hernach auf dem Balkon beisammensaßen, berichtete ich dem Freunde, daß ich nach dem auf so originelle Weise erfolgten Abschluß unsrer Stagione in Parma mich einige Tage in Florenz und Rom aufgehalten und dann nach Neapel gegangen sei. In der Golfstadt habe mir die Sehnsucht nach der Märcheninsel Capri keine Ruhe gelassen und ich sei für



Aus „La bella Napoli".



Aus „La bella Napoli“.

zwei Wochen auf dem Marktschiff hinübergeschwommen. Nach meiner Rückkehr von Capri habe ich mich auf ein Weilchen hier am Posilip seßhaft gemacht.

„Jetzt, amico,“ schloß ich, „ist an dir die Reihe. Laß mich Genaueres über deine Meerfahrt und deine Abenteuer hören!“

„Ich komme,“ entgegnete Willy, „ebenfalls von der Tiberiusinsel. Wie ich dorthin gelangte, das sollst du jetzt erfahren. Schade nur, daß du nicht mit von der Partie gewesen — du würdest das Dasein von einer ganz neuen Seite kennen gelernt haben und hättest zu meinen Skizzen gleich den Text liefern können. Was ich in Genua trieb, weißt du. Ich wohnte bei einer alten Witwe in der Nähe des Hafens — mein Zimmer stieß fast an den Himmel. Unter mir grünten Topfgewächse und blühten Blumen — du kennst doch die schwebenden Gärten von Genua? — flatterte zum Trocknen aufgehängte Wäsche, girrten Tauben und machten Katzen Kletterkunststücke. Weiter abwärts tauchte der Blick in die dunklen Abgründe der Straßen, in welche nur hie und da ein glitzernder Sonnenstrahl fiel und aus denen Eselsgeschrei und das Gebrüll der Grünwarenhändler dumpf und verworren an mein Ohr tönte. Rechts ein Stück blaues Mittelmeer, links sonniges Gebirge.

„Auf den malerischen Dächern skizzierte ich fleißig zwischen all dem Geranke von Oleander, Epheu, Wein und Rosen. Sehnsuchtsvoll blieb immer mein Auge an der glitzernden Meeresflut haften. Wenn man doch, seufzte ich, weit, weit in die blaue Unendlichkeit hinaussegeln könnte, den romantischen Küsten Süditaliens entgegen, um die Wette mit den Möven, den Wolken, dem Winde!

„Mein Traum von einer solchen Seefahrt sollte sich schneller verwirklichen, als ich es gedacht und geahnt.

„Eines Vormittags ließ ich mich vom Leuchtturm aus für wenige Centesimi nach einem kleinen Küstenfahrer, dessen hohe dreieckige Segel jetzt zusammengebunden waren, hinüberrudern. Von dem Deck des Fahrzeuges — einer sogenannten Martingana — gedachte ich den Hafen und die amphitheatralisch ansteigende Stadt zu skizzieren. Es befand sich nur der wachthabende Matrose an Bord: ein schwarzbrauner Kerl, nur bekleidet mit einem zerrissenen rotwollenen Hemd und einer kaum bis zu den Knieen reichenden Hose aus Segeltuch; auf dem Kopfe saß ihm die rote neapolitanisch-genueser Mütze à la Masaniello. Er lag auf dem Bauch, einen brennenden Cigarrenstummel zwischen den Zähnen haltend und den Kopf auf die rechte Hand gestützt: ein ausgeprägtes Bild des dolce far niente. Der Mann sprach nur den ligurischen Dialekt, und es kostete mir daher große Mühe, ihm begreiflich zu machen, was ich wollte und beabsichtigte.

„Eben hatte ich meine Skizze vollendet, da kam die übrige Mannschaft herangerudert: eine Bande von fünf verwegenen, wilden Kerlen, einschließlich des Kapitäns, den man, wie du weißt, hierzulande Padrone nennt. Trotz ihrer Räuberphysiognomien benahmen sich indessen die Leute ganz freundlich und zuvorkommend gegen mich, und mein Zeichentalent schien ihnen große Hochachtung abzugewinnen. Als Beweis ihres Wohlwollens luden sie mich zum Pranzo (Mittagessen) ein. Ich acceptierte die Einladung und half mit kochen. Der Kochherd — ein Sandhaufen, auf welchen Backsteine gelegt — befand sich vorn am Bug des Schiffes. Auf diesen Steinen ward ein Feuer an-



Aus „La bella Napoli“.

gezündet und allerlei scheußlich aussehendes Getier — Frutti di mare — kleingeschnitten und mit vielem Pfeffer in einen Topf gethan und gar gekocht. Es gab dies die berühmte Fischsuppe der Genuesen und Neapolitaner, die ebenso schwer im Magen liegt, wie die Hamburger Aalsuppe.

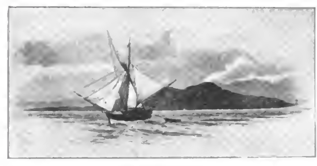
„Nach dem Essen traf man Vorbereitungen zum Absegeln. Die Fahrt sollte, wie ich hörte, nach Neapel gehen, und unterwegs wollte man an verschiedenen Punkten anlegen. Ich machte dem Padrone den Vorschlag, mich mitzunehmen. Er war damit einverstanden, falls ich einige Lire zu Wein für die Mannschaft ausgeben wolle. ‚D'accordo!‘ *) rief ich erfreut und ließ mich eilig wieder ans Land rudern, um mein weniges Gepäck, bestehend aus wollener Decke, Skizzenbuch, Regenschirm und einem kleinen Handsack, zu holen. Die Vermutung stieg in mir auf, daß der Padrone außer dem Küstenhandel wohl auch die Schmuggelei betreibe — doch was kümmerte mich das?

„Gegen zwei Uhr nachmittags ward der Anker aufgewunden. Langsam steuerten wir aus dem Schiffsgewühl des Hafens hinaus und am Leuchtturm vorbei. Allmählich verschwand hinter uns die Stadt mit dem sie umgebenden gewaltigen Bergpanorama, und die ‚Speranza‘**) — so hieß das Fahrzeug — hißte das Segel, um darin die leichte, von Frankreich her wehende Brise zu fangen. Eine alte Mandoline und Guitarre befanden sich an Bord, und unter Gesang und Geklimper ging es ins sonnige Meer hinaus. Rauschend und schäumend schoß der Kiel unsrer Martingana durch die Salzflut, eine lange weiße, seinen Lauf bezeichnende Furche hinter sich lassend. Eine fidele Familie von Delphinen gab uns eine Zeit lang das Geleit, lustig

*) Einverstanden.
**) Hoffnung.

einer hinter dem andern aus dem Wasser emporhopsend und das Schiff umspielend, bis sie sich in der Richtung nach Korsika zu verloren.

„Am Abend waren die Umrisse des Landes nur noch als unbestimmte Linien am Horizont sichtbar. Herrlich war der Sonnenuntergang — der Himmel zeigte sich in eine Farbenglut getaucht, die kein Maler wiederzugeben im stande. Gegen Osten winkten uns die Apenninen wie duftige, rosige Abendwölkchen ihre Grüße zu. Auch bei der Bereitung des Abendessens verwertete ich wieder meine bei Mama gemachten Kochstudien, nebenbei benutzte ich auch gern die Gelegenheit, die italienische Volksküche an der Quelle zu studieren, legte mich alsdann lang auf den Rücken und schaute in den Sternenhimmel — eine Beschäftigung, deren eigentümlicher Reiz noch durch die Guitarrenmusik der Matrosen, sowie durch ihren monotonen, orientalisch anmutenden Gesang erhöht wurde. Indessen allmählich begann es doch empfindlich kühl zu werden — ich kroch unters Vorderdeck und legte mich dort, in meinen Plaid gehüllt, zum Schlummer nieder. Aus meinem tiefen Bärenschlaf weckte mich am nächsten Morgen — die Sonne tauchte eben aus dem Meer hervor — der eintönige Gesang des Mannes am Steuer. Ich erhob mich, stieg aufs Deck, zog einige Eimer Seewasser herauf, die ich mir, nachdem ich mich entkleidet, über den Kopf goß, und machte mich alsdann mit dem Padrone und der Mannschaft, die jetzt ebenfalls gähnend und sich reckend aus dem Vorderdeck herauskrochen, über den noch von gestern zurückgebliebenen Rest Fischsuppe her.



Ein Mittelmeersegler.

„Wonniges Behagen durchströmte mich — es erschien mir wie ein Traum, daß ich jetzt, als freier Herr meiner Zeit und für den Augenblick ohne alle Geldsorgen, mich auf dem blauen Spiegel des Mittelländischen Meeres wiegte und dem klassischen Golf von Neapel, dem schönsten Punkt der Erde, entgegenschwamm. Mit Wollust atmete ich die frische, balsamische Seeluft, verfolgte mit dem Auge die vorbeipassierenden Fahrzeuge und beobachtete das wechselnde Spiel der Sonnenlichter auf dem Wasser. So kannibalisch wohl wie heute hatte ich mich kaum jemals gefühlt, und ich bedauerte nur, daß unsre Seefahrt schon nach verhältnismäßig so kurzer Frist wieder enden mußte.

„Zum Frühstück gab es außer dem Fischsuppenrest noch ungezuckerten schwarzen Kaffee, heiß wie die Hölle, nebst Weißbrotschnitten, zwischen welche eine dicke Lage Pfeffer gestreut. Der Pfeffer schien hier die Stelle der Butter zu vertreten. Nachher nickte mir der Padrone verständnisvoll zu und regalierte mich aus seinem Privatschrank mit einem Spitzglas Vermouth di Torino — ‚contro il mal di mare'*), wie er meinte. Zu Mittag gab es Maccaroni mit viel Pomidoro

*) Gegen die Seekrankheit.



Aus „La bella Napoli“.

und noch mehr Pfeffer. An das Kratzen und Beißen, welches mir dieses diabolische Gewürz im Schlunde verursachte, lernte ich mich allmählich gewöhnen.

„Gegen Abend kamen rechts die Umrisse Korsikas in Sicht, erglänzend im schönsten Blauviolett. Der an Stärke zunehmende Nordostwind trieb uns rasch der Insel entgegen, so daß man bald ihre zerklüfteten, wilden Gebirge und dunklen Wälder deutlich wahrnehmen konnte. Mir war zu Mute wie Kolumbus, als er an den Küsten Cubas entlang segelte und alles, was in seinen Gesichtskreis trat, mit dem gespanntesten Interesse beobachtete.

„Wir landeten in einer räuberhaft malerischen Bucht auf der Nordostspitze der Insel. Im Ufersand ward ein Feuer angezündet, um welches wir uns lagerten. Ringsum chaotisches Felsgetrümmer, etwas höher dichtverschlungenes Gesträuch, ganz oben üppiger Laub- und Nadelholzwald — eine Szenerie so wildromantisch wie die Wolfsschlucht. Die braunen, von den Flammen rembrandtisch beleuchteten Banditengesichter — die hochpittoreske Naturumgebung — der schwarze Nachthimmel — die weiß und gespensterhaft aufleuchtenden Schaumkämme der Brandung — eine dekorative Geschichte wie aus einem Roman von Dumas père.

„Bei unserm Erwachen am nächsten Morgen pfiff und heulte eine heftige Tramontana, welche außerhalb unsrer Bucht das Meer zu hohen Wellen aufregte, deren weiße Köpfe abriß und sie wie Staub auf der Landstraße vor sich hertrieb. Bei einem solchen Wetter wäre die Weiterfahrt unmöglich gewesen — auch sind die italienischen Seeleute mit ihrem geringen Begriff, welchen sie vom Wert der Zeit haben, stets geneigt, das mare cattivo*) zum Vorwand für ihr längeres Faulenzen im Hafen zu nehmen. Unser dicht am Lande liegendes Schiff war mit demselben durch ein Brett verbunden, und in unsrer Bucht spürte man nichts vom Sturm und vom bösen Wetter draußen — nur ab und zu schwappten einige Wellen hinein. Wir verträumten den Vormittag auf dem Deck liegend und der Musik, die Papa Aeolus und seine Gesellen vollführten, lauschend.

„Als nach dem Essen meine Gefährten die mitgenommenen leeren Wasserfäßchen mit dem krystallklaren Naß einer aus einer Gesteinsspalte spärlich hervorrinnenden Quelle zu füllen begannen, unternahm ich, die Felsen hinaufkletternd, einen Streifzug in den Wald und machte unterwegs mehrere Skizzen.

„In der Nacht drehte sich der Wind und blies bei Sonnenaufgang aus Südsüdwest. Trotz der noch stark bewegten See ward doch die Weiterfahrt angetreten. Des konträren Windes wegen waren wir genötigt, beständig zu kreuzen. Die lustige Polka, welche die ‚Speranza' auf den Wellen tanzte, verursachte mir denn doch allmählich einiges Unbehagen, und als die Essensstunde herangekommen, betrachtete ich die Maccaronischüssel mit entschiedenem Widerwillen und begnügte mich damit, aus der großen Kruke, die vorn im Schiff angebunden, einige Schluck Wein zu nehmen. Eine auf fünf bis sechs Stunden ausgedehnte Siesta erwies sich als ein wirksames Heilmittel gegen die Anwandlung von Seekrankheit, welche mich gepackt: ich fühlte mich beim Erwachen wieder ganz munter und fähig zu allen Schandthaten. Hätte jetzt der Padrone mir angekündigt, daß wir einen Seeräuberzug in die türkischen Gewässer unternehmen würden: ich wäre mit Freuden dazu bereit gewesen. Auch mein Appetit ward nun wieder rege. Leider gab es aber diesmal nur trockenen, steinharten Schiffszwieback, den

*) Aufgeregtes Meer.

man nur mit den Zähnen zermalmen konnte, wenn man ihn vorher in dem Wein, der so schwarz wie Tinte, einweichte.

„Die Luft war etwas neblig geworden, so daß sich die Gebirge Elbas von der Backbordseite aus nur undeutlich wahrnehmen ließen.

„Am folgenden Vormittag kam die Insel Pianosa in Sicht, am Nachmittag das kleine Graniteiland Montecristo, an welchem wir so dicht vorbeisteuerten, daß ich die Ruinen des im sechzehnten Jahrhundert von den Flibustiern niedergebrannten Klosters flüchtig meinem Skizzenbuch einverleiben konnte. Wie gern hätte ich diesen durch Alexandre Dumas berühmt gewordenen Boden betreten! Doch dem Padrone war Montecristo Salami — vorbei — vorbei!

„Achtundvierzig Stunden später liefen wir, dicht an der Küste entlang fahrend, ab und zu bei einschlafendem Winde die Ruder gebrauchend, in einen größeren, malerischen, auf hochragenden Felsen erbauten Hafenplatz ein. Hoch über dem letzteren thronte eine mächtige, anscheinend uralte Burgruine, sich in scharfen Umrissen gegen den Abendhimmel abzeichnend: der ehemalige Palast Theodorichs, wie ich nachmals erfuhr. Diese zweite Etappe unsrer Reise war das romantische Terracina, das ich als alter Statist gleich wiedererkannte, da ich so oft in der Oper ‚Fra Diavolo‘ im letzten Akt den Räuberhauptmann mit totschießen half. Im Westen schob sich, vom duftigsten Blau übergossen, ein Kap vor: das Promontorio Circello, wie mir die Leute sagten. Im Süden tauchten die Ponzainseln auf. Hier in Terracina, wo wir einige Tage verweilten, umfing mich zum erstenmal süditalienisches Leben, süditalienische Natur. Des Abends vernahm man überall in den Straßen Gesang und Mandolinengeklimper, und auf den Balkons saßen schwarzgelockte Schönen, mit unnachahmlicher Grazie ihre Fächer handhabend.

„Noch ein andrer Punkt ward an diesem Küstenstrich angelaufen: Sperlonga, ein kleines Fischernest. Da ein Hafen hier nicht existierte, so mußte unsre Martingana auf untergelegten Knüppeln von der ganzen am Ufer versammelten Bevölkerung unter lautem Hallo ans Land



Scirocco.
(Aus „La bella Napoli“.)

gezogen werden. Meine Seeräuber schienen mit der Einwohnerschaft Sperlongas gut bekannt zu sein oder stammten vielleicht von hier, denn das Händeschütteln und Begrüßen wollte gar kein Ende nehmen. Romantisches Leben in diesem Nest — abends Tanz und Gesang — als Kost Maccaroni in Oel mit den unvermeidlichen Pomidoro.

„So ging unsre Kreuzfahrt noch manchen Tag weiter. Das Wetter blieb schön. Wir liefen noch die Ponzainseln und einige Seenester südlich von Sperlonga an, handelnd und feilschend wie die alten Phönikier, teilweise auch schmuggelnd, bis wir endlich, etwa drei Wochen nach unsrer Abfahrt von Genua, Ischia zu Gesicht bekamen. Erwartungsvoll sah ich dem nächsten Morgen entgegen, wo mir die bella Napoli alle ihre Reize entschleiern sollte — doch ein schwerer Nordsturm ließ uns nicht in den Golf gelangen, wir sausten vielmehr auf den Flügeln des Windes um die Nordwestspitze Capris herum und, am Leuchtturm der Punta di Carena vorbei, in das stillere Wasser der Piccola Marina hinein. In einer kleinen Bucht unterhalb des Castiglioneberges ward gelandet und das Fahrzeug auf das knirschende Ufergestein gezogen. Gerade über uns stieg steil und jäh die Felswand des Castiglione empor — links, etwa hundertfünfzig Fuß hoch, zeigte sich eine alte pittoreske Festung aus der Franzosenzeit, deren Schießscharten ganz mit Grün überwachsen waren. In dieser wilden, uns ringsum umfangenden Felseneinsamkeit krochen wir unter überhängendes Gestein und bereiteten dort unsre Mahlzeit. So landete ich also auf der Tiberiusinsel als halber Seeräuber, und zwar in ganz ähnlicher Weise wie Odysseus an der Küste der Kyklopen. Vier Tage lang hielt uns der Sturm auf das Eiland gebannt. Während dieser Zeit stieg ich einigemal nach dem Städtchen Capri hinauf, um Einkäufe zu machen, besuchte auch die an der Piccola Marina wohnenden Fischer.

„Am fünften Tage schifften wir um den Salto di Tiberio herum nach Neapel. Hier verkaufte ich gestern die Skizzen, welche ich auf unsrer Meerfahrt angefertigt, an einen Kunstjuden, der sie leider lumpig genug bezahlte. Heute morgen am Posilip herumbummelnd, kam ich in diese Trattoria, ohne zu ahnen, daß das Geschick uns hier wieder zusammenführen sollte. Jetzt, Freund, begleite mich zu meiner Seeräuberbande — ich will dir die Kerle vorstellen und zugleich mich von ihnen verabschieden." — — — — — — — — — — — — — — — —

Die nächsten Wochen vergingen uns wie im Fluge. Wir durchkreuzten die Stadt nach allen Richtungen, studierten das Volksleben und unternahmen zahllose Ausflüge in die nähere und entferntere Umgegend. Gemeinsam kehrten wir nach Deutschland zurück. Willy ging wieder nach Karlsruhe, ich begab mich nach Trier, wo ich — es sollte indessen nur auf ein halbes Jahr sein — eine neue Redaktionsstellung antrat.



Aus „La bella Napoli".

Zehntes Kapitel.

Bettelstudenten- und Akademiezeit.

(Auf dem Holländischen Brook in Hamburg. — Erfolglose Stipendienjagd. — Geldsorgen. — Karlsruher Künstlerleben. — Die Professoren Poeckh und Keller. — Wieder einmal in Brackede. — Eine Moselfahrt mit Hindernissen. — Aufenthalt in Trier. — Ein Zahlmeister-Applikant-Anwärter in spe. — Studienreise nach Südtirol. — Ein originelles Wirtshausschild.)

Von Willys Heimfahrt ins nordische Venedig ist nicht viel zu berichten. Er hielt sich nicht mit Schreiben auf, da er ja selber bald anlangen wollte. Die Sommertour zu Fuß über den St. Gotthard, die Fahrt über den Vierwaldstättersee und nach Basel-Karlsruhe war jedenfalls anregend genug. Von Frankfurt ab saß er wieder in seiner vierten Klasse und bummelte sich piano pianino nach Hamburg hin. Auf dem Feldstuhl in der Ecke sitzend, den bescheidenen Freßsack und das Handgepäck an die Eisenstäbe des Fensters gehängt, einen Reclam zur Lektüre — was braucht der Mensch mehr? Es war dieselbe Situation wie vor neun Monaten. Aber damals war es ein neugieriges, jugendfrohes Menschenkind, das in die fremde Welt pilgerte — jetzt ein vielerfahrener, reisemüder Theaterdirektor, der sich sehr aufs behagliche Leben zu Hause freute, indessen voller Sorgen der zeitraubenden, aussichtslosen Stipendienlaufereien gedachte — wollte er doch, der Aufforderung der Karlsruher Meister gemäß, sich der Künstlerlaufbahn widmen!

Bei Willys Ankunft hatte Mama rote Grütze bereit und Hamburger Beefsteak mit einem Ei darauf.

Die Familie Allers hatte sich gezwungen gesehen, ihr Heim in der Deichstraße zu verlassen. Gerade über den von ihr dort bewohnten Räumen befand sich das große Korkenlager von Bröse. In demselben brach in einer Nacht Feuer aus, zu dessen Dämpfung die Spritzen so gewaltige Wassermassen entsandten, daß die Allerssche Wohnung dadurch in einen Zustand versetzt wurde, als habe Papa Neptun sein feuchtes Reich hier aufgeschlagen. Infolge dieser Durchnässung bildete sich in den Zimmern der Schwamm, und der Moderdunst wollte aus denselben nicht weichen. So verlegten denn Papa und Mama Allers ihren Wigwam nach dem Holländischen Brook Nr. 29. Es war dies ein dem Senator Hertz gehöriges poesiereiches, vornehmes Kaufmannshaus aus dem siebzehnten Jahrhundert, in welchem wohl manche Generation ehrwürdiger Handelsherren mit Fleiß und Eifer den Geschäften obgelegen und sich des Lebens gefreut hatte. Vor dem Hause standen dichtbelaubte Bäume voll fröhlicher Spatzen —

jenseits dieser Bäume zog sich ein Fleet entlang, dessen Staffage alte Holzkranen und malerische Torfewer bildeten. Alles trug einen mehr ländlichen als städtischen Anstrich (hinten war ein großer Garten und es konnte sich Mama Allers sogar Hühner halten), und doch befand man sich so recht inmitten Hamburgs. Wenn auch im Sommer das Laub der Bäume ganz mit Ruß bedeckt war, wenn auch auf der neuen Hafenbahn hinter dem Garten beständig die Lokomotiven pfiffen, die Güterzüge vorbeirasselten und die Rangiersignale ertönten, so hatte sich die Familie Allers doch bald an diese Uebelstände so gewöhnt, daß ihr das rußige Baumlaub ganz wie richtiges Grün vorkam und daß ihr der Eisenbahnlärm ebensowenig mehr lästig fiel wie dem Müller das Klappern seiner Mühle.



Und was für prächtige Glitschbahnen gab es im Winter in der Umgebung des Hauses!

Auf der großen Diele, neben der stilvollen schweren Holztreppe, hingen ein uraltes Schiffsmodell und zwei schwarzgeräucherte Oelgemälde: das eine die schlechte Kopie eines Davidschen Historienschinkens*), das andre eine längst vergessene Seeschlacht mit viel Dampf, Feuer und treibenden Mastbäumen, an welche sich Menschen angeklammert, wie es so Sitte und Brauch auf Darstellungen von Seeschlachten.

Jetzt ist diese ganze Herrlichkeit verschwunden — sie hat den prosaisch-praktischen Zollanschlußbauten Platz gemacht. Wo der Garten, in welchem ehemals in jedem Herbst fröhliche Kinder die Obstbäume plünderten, lag, fließt jetzt ein Kanal. Hier tuten beständig die kleinen, flinken Schleppdampfer, saust die Dampfbarkasse der Hafenpolizei vorüber und stoßen und drängen sich die mit Waren vollbeladenen Schuten. — — — — — — — — — —

Unmittelbar nach seiner Rückkehr trat Willy bei Freund Kähler an und lithographierte fleißig. Es berührte ihn ganz angenehm, wieder einmal lithographische Luft zu riechen, Farbenplatten anzufertigen und allerhand Entwürfe zu machen.

Mit den Stipendien ging es, trotz eifriger Hilfe der Herren Direktoren O. Jessen und Dr. J. Brinckmann, so elend wie er es sich vorher gedacht.

Die nächsten zwei Jahre verflossen abwechselnd in Karlsruhe und Hamburg, da das Geld, welches er ab und zu erwischte, kaum für den vierten Teil dieser Zeit ausreichte. Einmal saß er sogar über ein Jahr in Hamburg, trotz all seiner Empfehlungen berühmter Meister und seiner stets reichgefüllten Skizzenmappe „zur gefälligen Ansicht“. Dafür hatten die Hamburger einen seltsamen Künstler mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet nach Karlsruhe gesandt, der dort drei Jahre hintereinander der Schrecken der Professoren war.

„Ich begreife nicht, Allers, wie Ihre Landsleute uns so einen talentlosen Menschen senden können und Ihnen nichts geben — das sind ja sonderbare Zustände!“ äußerte der Direktor der Akademie zu unsrem Freunde.

*) Einen „Schinken“ nennen die Maler ein großes, figurenreiches Bild.

Die Bilder auf dieser und der folgenden Seite sind Kollegenköpfe.

Mit lahmgeschriebenen Fingern und abgelaufenen Stiefelsohlen kam Willy oft verzweifelt zum Direktor Jessen, und nur dessen Zuspruch bewog ihn, die ganze nutzlose Lauferei noch weiter fortzusetzen. — Im Besitz von etwa zweihundert Mark trat er die Reise nach Karlsruhe an — aber wie lange reicht das aus? Fünfzehn Mark kostete die Fahrt in der vierten Klasse, dazu kamen dreißig Mark Schulgeld — an sich zwar sehr wenig, doch machte es ein gewaltiges Loch in die Kasse. Auch mußte sich Willy verschiedene große Holzrahmen, Messer, Papier, Kohle, Kreide, Fixativ, sowie eine Staffelei anschaffen, so daß die ersten hundert Mark bereits ausgegeben waren, ehe er seine akademischen Studien überhaupt begann. Trotz aller Sparsamkeit konnte die Herrlichkeit nicht lange dauern und an Nebenverdienst war in Karlsruhe gar nicht zu denken, da es dort weder Verlags- noch lithographische Anstalten gab, für die er hätte Illustrationen zeichnen, beziehungsweise allerlei Entwürfe anfertigen können. Das Porträtieren in Blei, womit er sich später über Wasser hielt, hatte er damals noch nicht entdeckt. Jetzt hieß es sich einrichten mit den wenigen Mitteln, etwa wie ein schiffbrüchiger Matrose auf einer kahlen Klippe, der seine paar geretteten Bissen sorgsam einteilt und auf ein vorübersegelndes Schiff lauert, welches ihm Rettung bringen soll.



Durch die vergeblichen Sammelgänge in Hamburg hatte Willy für den Augenblick all seinen Mut eingebüßt. Es gibt auch nichts Niederdrückenderes, als um milde Gaben sammeln zu gehen — wenn's auch bei Leuten ist, die es nicht aus der eigenen Tasche zu zahlen haben.

In Karlsruhe wurde die billige Wohnung bei Frau Vollmer wieder bezogen und ein originelles Künstlerdasein — leider mit längeren Unterbrechungen! — durchlebt. Das Essen kochte er sich bald selber, da er als erfahrener Schüler seiner Mutter es verstand, in kurzer Zeit für wenig Geld viele und gute Kost herzustellen. Große Töpfe voll Sauerkraut, einige selber gestopfte und gekochte Gänse, deren Lebern er an die Straßburger Händler verkauft und das Schmalz in Kruken, um es auf Brot zu streichen, eingeschmolzen hatte, sowie eine Kiste voll „Krumbire“ (Kartoffeln) bildeten die solide Grundlage für seine Studien. Auf dem Speisezettel figurierten bei ihm meistens sämige Fleischsuppen, Bratwurst, Pfannkuchen mit Apfelmus. Auch bereitete er sich oft dicken Reis mit Zucker und Zimt, Klöße mit Pflaumen und Buchweizengrütze mit Milch, wozu er Butterbrot aß. Die Galerie des Theaters, auf welcher der Platz vierzig Pfennig kostete, wurde als zu teuer für spätere und bessere Zeiten aufgespart und als Ersatz des Sonntags die Mittagsmusik auf dem Schloßplatz genossen. An den Konzertabenden im Stadtgarten patrouillierte der junge Akademiker auch häufig als Zaungast in den Umgebungen des letzteren herum, dicht bei der im Baumgrün versteckten niedlichen Villa, die er elf Jahre später besitzen sollte.



In der Antikenklasse waltete schon Professor Theodor Poeckh — ein vorzüglicher Lehrer, den Professor Keller aus München geholt hatte. Im soliden Genre von Holbein zeichnend, unterrichtete er ungemein klar und entfaltete bei seinem Unterricht die größte Liebenswürdigkeit. Willy befreundete sich rasch mit seinem Meister, der ihn sogar ein und ein halbes Jahr später

mit auf eine Studienreise nahm. Es war dies eine ganz besondere Auszeichnung, da Poeckh sich sonst auf diesen Entdeckungsreisen ziemlich allein hielt. Es hatte dies auch seinen guten Grund, denn wenn ein Maler, anstatt die von seinen Fachgenossen längst abgegrasten Gegenden aufzusuchen, neue Pfade einschlägt, so wird er sich wohl hüten, die Ergebnisse seiner Entdeckungsreisen überall auszuposaunen.

Wie viel Punkte gibt es, die von den Malern schon bis auf das letzte Motivchen ausgenutzt worden und deren Reproduktionen auf der Leinwand überall als abwaschbare Oelgemälde mit und ohne Staffage herumhängen! Zu diesen Punkten gehört zum Beispiel Rothenburg an der Tauber. Andrerseits existieren einfachere, lieblichere Gegenden, die trotz der in ihnen schon jahrelang bestehenden Künstlerkolonien noch so jungfräulich und frisch geblieben sind wie der erste Schöpfungstag. Dazu gehören unter anderem die Ufer des Bodensees gegenüber der Insel Reichenau, wo Professor Gude und seine Schüler manchen Sommer malten, sich an der einfachen, lieblichen Natur erfreuten und sich die Kost der billigen ländlichen Wirtshäuser gut schmecken ließen. Auch einzelne Teile des Schwarzwalds bergen eine unverwüstliche Fülle von Motiven. So saß zum Beispiel Professor Ernst Hildebrand mit seinen damals landsknechtzeitlich angehauchten Schülern mit Vorliebe im Dorfe Stein zwischen Karlsruhe und Pforzheim.



Ein Studienkollege.

Ohne Professor Poeckhs Hilfe wäre unserm Willy niemals die Poesie und das nützliche Behagen solch einer billigen Studienreise mit Kollegen zu teil geworden. Jeden Sommer verbrachte er damit, daß er Plakate für Bierbrauereien und Dampfschiffslinien zeichnete und eine aussichtslose Jagd auf Stipendien machte.

Auf der Akademie zu Karlsruhe ging's damals von der toten Antike gleich in die farbenfrohe Malklasse. Die so nötige Uebergangsperiode, die Naturklasse, fehlte gänzlich, und Willy hielt daher eines Tages eine passende Rede in der Antikenklasse, wo meistenteils mehr geredet als geleistet wurde, und sammelte täglich zehn Pfennig pro Person von den Kollegen, wofür sie ein Modell für zwei Stunden des Spätnachmittags acquirierten und abzeichneten. Obwohl Professor Poeckh dieses Streben durchaus billigte, so nahm er doch keine Korrekturen der Arbeiten vor, da er sehen wollte, was man aus eigener Kraft zu Tage förderte. Gegenseitig saß man auch Modell, und durch das Vorzeigen der auf solche Weise gesammelten Schätze wurde für das badische Vaterland richtig noch eine Naturklasse herausgeschlagen.

Die Karlsruher Akademiker repräsentierten damals eine fidele, zu den lustigsten Streichen aufgelegte Bande, und im Künstlerverein ging's billig, aber hoch her. Das ist der Vorteil



Studie aus der Karlsruher Landsknechtperiode.

des dortigen Künstlerlebens und des dortigen Künstlervereins, daß arme Maler ohne Kosten die Freuden edler Geselligkeit genießen und sozusagen ohne Saufzwang mit den Besten ihres Standes verkehren können. Für den genannten Verein war Willy unermüdlich thätig, wirkte oft als Darsteller auf der Bühne, sowie als Regisseur hinter den Coulissen und arrangierte auch häufig mit gleichgestimmten Kollegen besondere Festabende, um die Vereinskasse zu füllen. Er dichtete sogar eine Pantomime in drei Akten und mit fünfundzwanzig Entführungen, bei welcher Mondschein und bengalische Beleuchtung ausgiebig in Anwendung kamen. Dieses unsterbliche Opus fand solchen Beifall, daß es auch in andern Vereinen ein halbes dutzendmal über die Bretter ging. Leider bekam Willy, da er den Pierrot spielte, alle in das Stück hineingedichteten Prügel selber ausbezahlt. Damals stand die Vereinskapelle in höchster Blüte und vollführte einen Lärm, der ebenso stilvoll wie die Musik vor einer Meßmenagerie.

Wie viele originelle Talente, wie viele heitere Anregungen schafft und erzeugt doch so ein Vereinswinter! Für die jungen Maler, die immer aufs Trapez mußten und dazu auch jedesmal mit Freuden bereit waren, gab's da genug zu thun und zu arbeiten, während einige ältere Herren nur beständig ihr Mundwerk in Bewegung setzten, sich aber den Anschein gaben, als werde alles von ihnen arrangiert und geleitet. Ein Bild der Welt im kleinen!

So wurde zum Beispiel einmal die Idee einer internationalen Viehausstellung angeregt und das ganze Vereinslokal in eine solche verwandelt. Man malte Preisschweine und Preistauben, fertigte ganze Viehherden in Leimfarben an, schmückte die Räumlichkeiten mit landwirtschaftlichen Emblemen und pumpte Ferkel zusammen. Dann wieder gestaltete man das Lokal zu einer Menagerie oder zu dem Wartesaal einer Eisenbahn um. Alle diese Veranstaltungen gelangen aufs beste, ganz besonders diejenigen, welche kurzer Hand improvisiert worden waren. So oft eine neue Idee zu einer Festlichkeit aufs Tapet gebracht wurde, stimmte man ihr begeistert zu und fand sich auch zahlreich zu dem ersten Abend, wo es galt, die Vorarbeiten der Sache in die Hand zu nehmen, ein — am zweiten Abend jedoch war meistens niemand weiter zugegen, als der Maler Paul Borgmann und unser Willy, auf denen dann allein die ganze Last der Arbeit ruhte.

Wie schon erwähnt, trat zu jener Zeit in Karlsruhe der Landsknechtbacillus epidemisch auf, und zwar als Nachwehen des dem Maler C. F. Lessing zu Ehren veranstalteten großen Festes. Da war es denn kein Wunder, daß jeder Akademiker sich im Besitz eines Landsknechtkostüms befand. Auch Viktor von Scheffel, der Sänger und Dichter, lebte damals noch. Oft zogen die Fähnlein hinaus ins Freie, um sich an Bier und Wein zu laben und die



Ein Kollege.

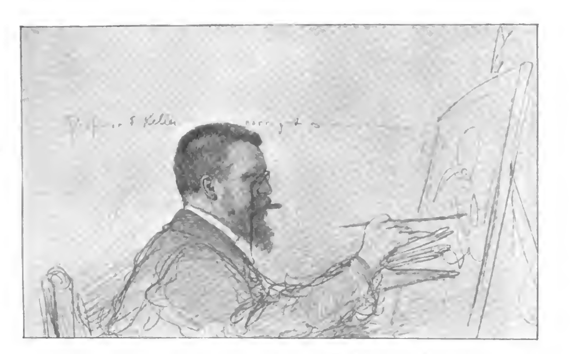
harmlosen Bewohner eines patriarchalischen Dorfes zu schrecken, oder um eine einsame Burgruine im Blättermeer des Schwarzwaldes bei Mondschein zu stürmen und sich dann stilvoll um den dampfenden Punschkessel zu legen. Im Künstlerverein saß man gewöhnlich in Hemdsärmeln beisammen und sang dröhnend die Rodensteiner Lieder.

Die Umgegend von Karlsruhe birgt, sowohl in figürlicher wie in landschaftlicher Beziehung, für den Kenner eine Fülle von Schönheiten. Die Ortschaften in der Ebene und an den nahen Bergabhängen liegen wunderbar malerisch. Der Wald, die nicht weit entfernten schnakenreichen Rheinufer und vor allem die lieblichen Bergdörfer Grünwettersbach und Grötzingen gaben den Künstlern die lohnendsten Motive. In letzterem Orte, wo sich jetzt eine regelrechte Maler- und Malerinnenkolonie angesiedelt hat, wurden häufig Tanzvergnügungen veranstaltet, auf denen es sehr fidel herging und die wenig kosteten. Diese ländlichen Lustbarkeiten standen unter der Oberaufsicht von Frau Professor Schroedter und einigen älteren, als Anstandswauwaus fungierenden Tanten. Bei solchen Gelegenheiten lernten die jungen Akademiker ihre schönen Kolleginnen — schändlicherweise „die Malweiber" genannt — näher kennen. Um nicht zu viel Zeit zu versäumen trat man die Fahrt (natürlich in dritter Klasse) erst am späten Nachmittag an. War man am Ziele angelangt, so beschäftigte man sich bis Sonnenuntergang damit Waldmeister zu suchen und zu pflücken. Bei eintretender Dämmerung ward das duftende Kraut zur Bereitung einer gewürzigen Maitrankbowle verwandt, welche man in den Tanzpausen unter Chorgesang vertilgte.

Reizend waren auch die unter der nämlichen Regie stehenden Picknicks im Wildpark. Daselbst hatte der Großherzog einen poesie- und schattenreichen Platz für diese Künstlereamorra reserviert.

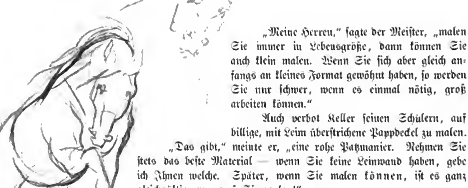
Was unsern Willy betraf, so fühlte er sich unter diesen sorgenlosen, vergnügten Menschen immer etwas beengt, weil seine Existenz in Karlsruhe auf einer so unsicheren Grundlage ruhte. Nichts verleiht ja in der Welt mehr Selbstbewußtsein als ein reichlich gefülltes Portemonnaie — nichts erzeugt andrerseits so sehr Kleinmut und Beklommenheit, dämpft so die Freude am Dasein als der Mangel an Moneten. In letzterer Hinsicht bemerkt Papa Goethe sehr richtig: „Gesunder Mensch ohne Geld ist halb krank!" Gerade wenn unser Willy sich im besten Arbeiten und Vollbringen befand, gerade wenn enthusiastische Schaffensfreude sein Herz erfüllte, gerade wenn er mit lieben, interessanten Menschen die angenehmsten Beziehungen angeknüpft hatte — dann mußte er seinen Wigwam in Karlsruhe abbrechen und mit dem spärlichen Rest seiner Markstücke per Bummelzug in vierter Klasse wieder das väterliche Dach in Hamburg aufsuchen, um durch das Entwerfen von Plakaten sein leeres Portemonnaie zu spicken. In Hamburg erschien ihm die in Karlsruhe verlebte Akademiezeit nur als ein bunter, schöner Traum, in dessen Nachgenuß er in ähnlicher Weise schwelgte, wie die Wiederkäuer im Stall im Gedenken der grünen, blumenbesäeten Wiese.

Hatte er sich auf solche Art von neuem ein kleines Kapital erarbeitet, so ging's abermals nach dem geliebten Karlsruhe. Dort entspann sich zwischen ihm und seinem verehrten Lehrer



Professor Poeckh allmählich ein freundschaftliches Verhältnis. Auch Professor Keller lud unsern Willy einige Male zu sich ein. Ein derartiger persönlicher Verkehr zwischen Lehrer und Schüler wirkte ebenso belehrend wie anregend und in diesem Umstande lag vor allem der Vorzug, welchen damals Karlsruhe vor größeren Akademien besaß, wo die Menge der Schüler es den Professoren unmöglich macht, den ersteren persönliches Interesse entgegenzubringen, und wo der einzelne Akademiker unter der Zahl seiner Kollegen mehr oder minder verschwindet.

Man hört bisweilen die Ansicht aussprechen, die Akademiezeit sei für die jungen Künstler wenig ersprießlich und förderlich. Diese Anschauung entbehrt nicht einer gewissen Berechtigung. Wenn aber das akademische Studium für die Betreffenden von keinem Gewinn, so tragen sie selbst die Schuld daran und nicht die Lehrer. Denn die meisten jungen Maler arbeiten nicht selbständig, sondern sind nur Nachahmer — Nachahmer entweder in Bezug auf die Motive, oder auf die Mache, oder auf den Ausdruck, oder auf die Malrezepte. In letzterer Hinsicht bleibt es sich gleich, ob man die Rezepte eines Akademielehrers oder diejenigen eines Malers, der Waschfrauen en plein air auf die Leinwand wirft, befolgt. Keller hatte das Unglück, lauter Schüler zu bekommen, die nur falsche Kellers waren und nur die künstlerischen Eigenheiten des Meisters übertrieben und karikiert wiedergaben. Willy, der noch jetzt seinen Lehrer schwärmerisch verehrt, bewies indessen, daß man ein Schüler Kellers sein und doch auch Clowns zeichnen kann. Nie war die Unterrichtsmethode Kellers darauf gerichtet sich zu kopieren. Er malte oft selber mit und hielt sehr auf ein genaues und realistisches Nachzeichnen. Nur wurde von vornherein nichts abstoßend Häßliches zum Vorwurf genommen und die Schüler mußten sich daran gewöhnen, alle Studien in Lebensgröße auszuführen.



Eine Kellersche Korrektur zu einer Allersschen Skizze.

„Meine Herren," sagte der Meister, „malen Sie immer in Lebensgröße, dann können Sie auch klein malen. Wenn Sie sich aber gleich anfangs an kleines Format gewöhnt haben, so werden Sie nur schwer, wenn es einmal nötig, groß arbeiten können."

Auch verbot Keller seinen Schülern, auf billige, mit Leim überstrichene Pappdeckel zu malen. „Das gibt," meinte er, „eine rohe Patzmanier. Nehmen Sie stets das beste Material — wenn Sie keine Leinwand haben, gebe ich Ihnen welche. Später, wenn Sie malen können, ist es ganz gleichgültig, worauf Sie malen!"

Hochinteressant waren auch die Komponierabende, zu welchen man sich in Kellers Wohnung bei langen Tabakpfeifen und beim Bierkrug versammelte.

„Sie können ja, meine Herren," erläuterte der Professor, „vom Komponieren halten was Sie wollen, aber wenn Sie einmal den Auftrag erhalten, in einen gegebenen Raum mit der Architektur vereinigt etwas zu malen, so muß doch die Sache durchdacht und es muß in diesen Raum hineinkomponiert werden."

Jedenfalls ist es für die künstlerische Ausbildung von großem Werte, einen Lehrer zu haben, der in Bezug auf Farbe und Komposition der idealen Richtung huldigt — in Schmutzfarben, sowie in häßlichen Motiven kann man sich später allein genug herumwälzen. Auch darauf machte Keller seine Schüler aufmerksam, daß eine Figur und viele Figuren leicht in einen Raum hineinzukomponieren seien, schwer dagegen zwei. Als ein Motiv zur Komposition gab der Professor z. B. Goethes Ballade „Der Fischer" auf. Er ließ bei der Korrektur und bei der Besprechung jeder einzelnen Komposition die Individualität sowie die Auffassung des Autors vollständig ihre Geltung behalten und machte nur auf die direkten Fehler in der Licht- und Schattenwirkung und in den Linien aufmerksam, was er dann sogleich praktisch mit einigen Klecksen auf Papier demonstrierte. Leider ward wegen der Faulheit und Interesselosigkeit der Kollegen dieses nützliche Studium nicht konsequent durchgeführt. Die erste Zeit mußte Willy erst eine gehörige Anzahl Antiken in allen Größen liefern. Als er dann die Schwelle zu der schimmernden Welt der Farben betrat, da wurde ihm die Wahl seines Mentors in dieser Sphäre nicht schwer. Schon als Lithograph hatte er hin und wieder einige der genialen Illustrationen Kellers gesehen und bewundert, ohne zu ahnen, daß er selber noch einst Maler und ein Schüler des genannten Meisters werden sollte. In der ersten Zeit fanden sich zu dem Unterricht nur ein bis zwei Mitschüler ein, aber später kamen etwa sechs bis acht zusammen, darunter manche spaßhafte, zu allem möglichen Ulk aufgelegte Kerle, welche die weitgehende Geduld des Professors auf eine harte Probe stellten. Verhehlen dürfen wir nicht, daß auch Willy seinem Lehrer Trübsal und Sorge genug bereitete, und zwar dadurch, daß er nicht ausdauernd und in Ruhe studieren konnte, vielmehr alle Augenblick wieder zu den Farbenplatten und Bieretiketten zurückgreifen mußte. Während der beiden ersten Jahre, die Willy in Karlsruhe verbrachte, glaubte er überhaupt nicht daran, daß es ihm gelingen werde, sich bis zu dem strahlenden Lichtreich der Musen durchzuessen.

Nach verschiedenen lithographischen Kunstpausen kam schließlich, wie bereits angedeutet, eine solche von einem ganzen Jahr. Die Tage von Karlsruhe schwanden ihm fast ganz aus dem Gedächtnis — die dortigen Erlebnisse glaubte er nur geträumt zu haben. Stipendien gab's keine, kein Mensch kümmerte sich um ihn. Von Karlsruhe hörte er, daß der bereits erwähnte stümperhafte Kollege, der Schrecken der Professoren, welchen man von Hamburg auf drei volle Jahre mit Stipendien ausgestattet, den Sommer mit einer Anzahl seiner Kameraden und dem Meister E. Hildebrand in einem reizenden Bergdorf zwischen Karlsruhe und Pforzheim verlebe. Da erfaßte ihn eine wahre Berserkerwut gegen die schnöde Welt im allgemeinen und die Stipendienverteiler im besonderen.

„Hol mich der Teufel," schrieb er mir damals, „ich will auch eine Studienreise machen: ich werde Großmama leer und arm fressen! Ich mag gar nicht an Bieretiketten mehr denken, auch die Margarin- und Rosinenplakate sind mir Salami. Wenn ich mir vorstelle, daß ein solcher Stümper und Farbenkleckser von meiner Vaterstadt mit Geldmitteln ausgerüstet worden und in der angenehmen Lage ist, in einer romantischen Sommerfrische Malstudien zu machen, so möchte ich die Wände hinaufkrabbeln. Ich gebe meine merkantile Thätigkeit für eine Weile auf und ziehe mit dem soliden Faberblei Nr. 3 und dem nötigen Papier aufs Land."

Jetzt begann für Willy eine schaffensfreudige Periode, die reich an künstlerischer Ausbeute. In etwa acht Wochen zeichnete er nach der Natur eine staunenerregende Anzahl von Skizzen. Vom Pastor bis zum Nachtwächter mußte ihm alles Modell sitzen, alle Hunde und Schafe mußten herhalten, und Großmama kochte gute Dinge. Die Großeltern lebten auf Altenteil bei fremden Bauern, da der Sohn die ganze Wirtschaft verkauft hatte. Der Großvater mästete sein Schwein bis zum Platzen, während die Kuh, wie seiner Zeit Thulk, reichlich Milch zu Kümmelkäse gab. Auch in Bleckede und Boizenburg ging Willy auf die Jagd nach Modellen. Die Bauern konnten sich nicht genug wundern, wie es möglich, mit einem einfachen Bleistift sie selbst, sowie ihre Häuser und Vierfüßler so sprechend ähnlich auf das Papier zu zaubern. Mit Großpapa wurden lebhafte Erörterungen über die ihm sehr am Herzen liegende Welfenfrage gepflogen, bei Pastors und Ebelings fidele Besuche abgestattet und mit Freund Basedow, dem Holzpantoffelschnitzer, tiefsinnige Betrachtungen über Welt und Menschenleben angestellt.

So genoß Willy auch jetzt wieder, ganz wie in seiner Knabenzeit, die Wonnen und Freuden des Landlebens, sog sich abermals voll mit Dorfpoesie. Seine Studien und Skizzen aus dieser Zeit sollen noch, wie er mir anvertraut hat, in einem umfangreichen Cyklus, dessen Blätter das idyllische dörfliche Stillleben behandeln, der Welt vorgeführt werden.



Eine Kellersche Korrektur über Licht- und Schattenverteilung zu einem Allersschen Entwurf (Erlkönig).

Großmama klagte oft gegen die Nachbarinnen über die Zeichenwut ihres Enkels.

„Ik weet goar nich mehr," äußerte sie, „wie ik mi hinsetten un wat ik antrekken sall, he tekent mi immer af. Wenn ik morgens inne Kök sitt un Kaffee mahl inne Nachtmütz, dann seggt he all: ‚O, Großmama, rühr dich nicht, du siehst so malerisch aus! Famos da, die Sonne auf deiner Nachtmütze und in der Ecke auf dem Herd und das Glanzlicht auf der Kaffeekanne!'"

Die Großmutter saß aber trotzdem gern und bereitwillig unserm Willy Modell und der Großvater hatte noch mehr Muße dazu, da er stundenlang, seine Pfeife schmauchend, behaglich im Lehnstuhl ruhte.



Ein Kollege.

Früh morgens ging's immer zuerst in die Schafställe, wo diese geduldigen Tiere studiert wurden und wo ein oder zwei Willy begleitende, mit ihm befreundete Dorfköter vor ihm zwei Meter Raum zum ungestörten Zeichnen frei hielten, da ihn sonst die neugierigen Schafe vor lauter Kunstsinn über den Haufen gerannt hätten.

Eins der wirkungsvollsten Modelle für ihn gab natürlich der alte Holzpantoffelschnitzer Basedow ab. Uebrigens hatte Willy auch mit dem Schulmeister ein Abkommen getroffen wegen der Lieferung von Dorfrangen mit der obligaten Schmutzpatina.

Reich mit den Schöpfungen seines Bleistifts beladen fuhr unser Freund die Elbe abwärts nach Hamburg. Dort stellte der sich für ihn lebhaft interessierende Direktor Justus Brinckmann sämtliche mitgebrachten Studien im Verein für Kunst und Wissenschaft aus. Alle, welche dieselben in Augenschein nahmen, hatten dafür Worte der wärmsten Anerkennung und freuten sich, daß dieser talentvolle Zeichner ein Hamburger sei. Aber eine derartige, sich nur in Worten äußernde Anerkennung half dem jungen Künstler wenig, verschaffte ihm nicht die Mittel zum Weiterstudieren. Glücklicherweise bekam er jedoch gleich in Karlsruhe durch Professor Gude eine Anzahl Damen zugewiesen, denen er, in nach ihrer Begabung getrennten Kursen, Zeichenunterricht erteilen sollte. Und Professor Keller, der, wo es nur immer anging, für seine Schüler sorgte, verschaffte ihm nicht nur Porträtaufnahmen, sondern auch ein einmaliges gutes Stipendium. So gewann er wieder neuen Lebensmut und brauchte mit weniger Sorgen an die Zukunft zu denken. Durch seinen Unterricht kam er überdies in sehr angenehme gesellschaftliche Kreise, die in kleineren Residenzen wie Karlsruhe noch weit abgeschlossener sind wie in großen Städten. Welch gemütliche Festabende gab's z. B. in dem liebenswürdigen Familienkreise eines Hofbankiers am Mühlburger Thor! Da waren das höhere Beamtentum, Militär, Wissenschaft und Kunst vertreten und niemals herrschte auf diesen geselligen Vereinigungen ein steifer, frostiger Ton, vielmehr verkehrte man miteinander in zwangslosester Weise.

Willys Beziehungen zu seinen verehrten Lehrern, den Professoren Keller und Poeckh, gestalteten sich mit der Zeit immer herzlicher. Bei Keller malte er Nymphen, Faune, Ritter, Mönche und dergleichen — solide Studien, die sich nach Fertigstellung ganz gut verkaufen ließen, wodurch die Ausgaben für Farben und Leinwand wieder herausgeschlagen wurden. Des Abends fand sich Willy in der Regel bei Professor Poeckh ein. An seine Studien im Atelier des letztgenannten schloß sich ein Spaziergang in die nahe waldreiche Umgebung der Stadt. Poeckhs Hund Mohrle war jedesmal mit von der Partie, jagte neben der Straße auf den Waldwiesen nach Feldmäusen oder setzte in graziösen Sprüngen über die jungen Kiefern und Tannen.

Im Herbst des Jahres 1879 sah sich Willy wieder einmal genötigt, sich nach Hamburg zu begeben, um dort schnöden Mammon zu sammeln. Auf der Rückreise von da nach Karlsruhe besuchte er mich in Trier, woselbst ich damals ein dort erscheinendes Blatt redigierte. Ueber seine Erlebnisse auf dieser Reise berichtet folgender Brief:



Kollegenkonterfei.

Karlsruhe, den 24. Oktober 1879.

Liebe Eltern und Schwestern!

Ich habe an der Mosel und Saar wieder viel Neues gesehen und erlebt. Die Fahrt in vierter Klasse von Köln ab war wie immer sehr lustig und anregend. Was für verschiedene Sorten Menschen kommen doch da zusammen! Den amüsantesten Zeitvertreib hat man immer durch die Handlungsreisenden, welche mit ihrer Zungengeläufigkeit die Bauern starr vor Staunen machen. Diese Musterreiter betrachten uns als tief unter ihnen stehende Wesen und die vierte Klasse nur als ein billiges Uebergangsstadium für ihre dekorative Ankunft in zweiter Klasse am Bestimmungsorte. Diesmal war ein Kollege Hagenbecks mit seiner Menagerie dabei. Er zeigte uns die ganze Tiergesellschaft, wofür er von jedem mit einem Schluck aus der Flasche regaliert ward. Da gab's weiße rotäugige Mäuse, Uhus, Hamster und Murmeltiere. Im mittleren Kasig saß die bekannte „glückliche Familie", die indessen sehr „maulsch" aussah. Sie setzte sich zusammen aus einer kleinen Eule, drei Ratten, einer Schildkröte und einem alten schwanzlosen Raben. Letzterer war als Wahrsager engagiert und verteilte Glückszettel, das Stück zu zehn Pfennig, an die Bauern, welche gläubig ihr Geschick zusammenbuchstabierten und dasselbe dann vorsichtig ins Taschentuch knoteten. Eins von den vielen sich in der Welt herumtreibenden verkannten Genies hatten wir auch unter uns: einen hageren, trübseligen Greis, der seine ganze verworrene Weisheit in schmutzigen Kleidern und mit langen ungekämmten Haaren zu Tage förderte. Er steckte voll von geheimnisvollen Manuskripten, die seine Taschen füllten und aufbauschten und die Nähte platzen machten. Imponierend wirkte

auf seine Zuhörer die Entfaltung einer langen Rolle, welche sich mit seltsamen Zeichen und Berechnungen, mystischen Linien und fabelhaften geometrischen Figuren bedeckt zeigte. Außer verschiedenen kleineren Erfindungen, wie das Perpetuum mobile, farbige Photographie, unterseeische Schiffahrt und die Herstellung von Diamanten aus Kohlen, die er alle schon fast heraus hatte, war sein Hauptaugenmerk der Luftschiffahrt zugewandt und seine einfache, klare Theorie so einleuchtend, daß die ganze vierte Klasse, einschließlich der Bauern, die Köpfe schüttelte über die unbegreifliche Kurzsichtigkeit der Geldprotzen, die das wenige Kapital von ich glaube fünfzehn Millionen nicht dazu hergeben wollten. Sein Modell, welches er auf Papier gemalt vorwies, sah aus wie eine Mettwurst mit Flügeln. Der nirgendwo fehlende patentierte Witzbold war auch da und seine platten Späße fanden stets rauschenden Beifall. Er kam sich selber so komisch vor, daß er vor jedem Witz schon im Vorgefühl der Wirkung sein Maul spitzte und oft noch vor der Entladung selber vor Lachen bersten wollte. Es muß entweder im Aeußeren oder im stark entwickelten Selbstgefühl dieser Leute liegen, daß sie auf der Stelle als Spaßvögel erkannt werden, und es gibt wohl keine zwanzig Menschen, unter welchen sich nicht diese Sorte vorfindet und ohne weiteres mit ihren Produktionen losschießt.

Hinter Osnabrück stieg eine Station weit ein Gesangverein in unsern Wagen, dessen Mitglieder, wie es schien, von einem Begräbnis kamen, denn sie trugen schwarze Anzüge, unnatürlich hohe Cylinder und gewaltige Trauerflöre. Alle waren so ziemlich dunn*). Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so bildeten sie einen Kreis, ließen eine Schnapsflasche herumgehen und intonierten ein lustiges Lied, welches sie jedoch, ohne eine Miene zu verziehen, mit wahren Leichenbittergesichtern absangen. Einer von ihnen, der sich eines dröhnenden Grundbasses erfreute, machte nur immer la, la, la — la, la, la, wobei er wie geistesabwesend seinen Nachbar anstierte. Zum Schluß wurde die Flasche bis auf die Nagelprobe geleert. Der Verein nannte sich, wie auf seinem mitgeführten blauen, mit Silber gestickten Banner zu lesen stand, „Orpheus". Die Schwarzröcke hielten uns vielleicht für die wilden Tiere, welche Orpheus durch seinen Gesang bezaubert und bannt. Auf der nächsten Station ward der Verein ausgeschifft und nachdem er mit einiger Mühe in Reih und Glied aufgestellt worden, zog er mit Geheul ab und verschwand in den Gassen des Dorfes.

Diesmal fuhr ich abends von Köln noch weiter bis Rolandseck, wo ich über den Rhein setzte und in Königswinter in einem kleinen Wirtshause nächtigte. Auf diese Weise hatte ich am nächsten Morgen, ehe der Dampfer kam, noch Zeit, den Drachenfels zu besteigen.

Auch in Koblenz fand ich wieder eine billige, behagliche Unterkunft nahe der Moselbrücke und dem Landungsplatz des Moseldampfers, der am folgenden Tage zeitig abfuhr. Ich nahm Vorkajüte und richtete mir gleich eine kleine sichere Ecke gemütlich ein. Graues stürmisches Wetter mit wenigen Sonnenblicken. Ab und zu ging's an in Bau begriffenen Brücken und Tunnels für die Moselbahn vorbei. Das Essen an Bord war gut und billig und der Schoppen Wein kostete nur fünfundzwanzig Pfennig.

Abends wurde es pechdunkel und der Sturm trieb uns stark ans linke Ufer der Mosel. Der Kapitän brüllte allerlei Befehle in den Maschinenraum, ließ vor- und rückwärts fahren, aber trotzdem rannten wir plötzlich so fest auf, daß wir alle hinschlugen. Wir hatten ein

*) Plattdeutscher Ausdruck für „betrunken".



Der Maler Professor Carl Hoff.



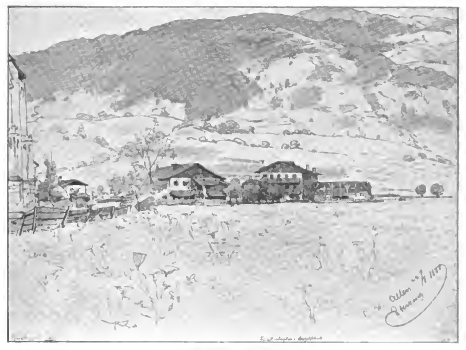
Das Wirtshaus auf dem Brenner.

tüchtiges Leck bekommen! Gefahr drohte uns jedoch deswegen nicht, denn der Fluß war hier nicht tief und ein Ende des Dampfers mußte auf jeden Fall über dem Wasserspiegel bleiben. Wir befanden uns in einer wilden Fels- und Waldeinsamkeit — nur in der Ferne schimmerte, wie im Märchen vom Däumling, ein schwaches Licht durch die Bäume. Die Rotpfeife ward fleißig in Bewegung gesetzt, und nach einer halben Stunde kam aus der Gegend des Lichtschimmers ein kleiner Nachen angerudert, der sich wie ein sogenannter Seelenränker oder vorgeschichtlicher Klotzkahn ausnahm. Zu fünf oder sechs Portionen wurden wir Passagiere nun ans Land befördert und im Walddickicht abgesetzt. Mit uns war an Bord des Dampfers von Koblenz eine vornehme alte Dame nebst Gesellschafterin gekommen, die erster Klasse reiste und uns Passagiere der Vorkajüte mit geringschätzigen, dickthuerischen Blicken betrachtet sowie unsre höflichen Grüße unerwidert gelassen hatte. Jetzt fiel sie mir weinend und wehklagend um den Hals und bat mich inständig, sie um alles in der Welt nicht zu verlassen und zu retten. Leider bekamen wir die alte Schachtel in unsern Kahn, und da sie jeden Augenblick mit Geschrei auffahren wollte, sobald eine größere Welle hereinschwappte, so wurde die Geschichte wirklich gefährlich und mit zwei Mann mußten wir sie festhalten und niederdrücken. Sie war so durch Angst und Schrecken verwirrt, daß sie mitten im Walde, in dem wir landeten, Postpferde zum Weiterreisen verlangte.

Unser schiffbrüchiges Häuflein bestand aus einem Hausierer mit einem hölzernen Bein, der eine große Kiepe voll



Tiroler Fächerskizze.



Kiebachers Haus in Sterzing.

Kinderspielzeug mit sich führte, einem Drehorgelspieler, einem jüdischen Viehhändler, zwei bis drei Bauern, vier Handwerksburschen, den beiden Damen und mir. Der alte Jude wußte in dieser Gegend gut Bescheid und unter seiner Führung ging's, nachdem wir ans Land gestiegen, auf schlüpfrigen, steilen Lehmwegen nach Trarbach zu, entlang am gurgelnden, rauschenden Strom. Trotz des hinter dunklen Wolken dahinjagenden Mondes war alles um uns her fast pechdunkel. Auf unserm Marsche kamen wir durch ein Dorf, wo wir ein merkwürdiges Schauspiel sahen. Die Bauern hatten nämlich eine Wolfsjagd abgehalten und trugen den erschlagenen Isegrimm auf einer tannenbekränzten, mit Kienfackeln beleuchteten Bahre durch die Gassen des Ortes. Endlich, gegen Mitternacht, erreichten wir das Gasthaus in Trarbach und trommelten die Wirtsleute aus den Federn. Ehe wir in die Betten krochen, blieben wir bei Wein, Brot und gekochtem Schinken noch ein Stündchen im warmen Gastzimmer beisammen, uns über unsre Abenteuer unterhaltend. Erst am Mittag des nächsten Tages erschien ein andrer Dampfer, um uns abzuholen und nach Trier zu bringen. Hier erwartete mich Olinda mit einem Häuflein Schlaraffen, meistens frühere Schauspieler und Operettensänger von Schmidts Tivoli in Hamburg. Auch der Direktor des Stadttheaters von Trier war zur Stelle: ein kleiner, nobel aussehender Herr mit weißer Weste und



Tiroler Fächerskizze.



Prof. Poeckh zeichnet.

spiegelblankem Cylinder; er hatte ganz die Physiognomie und den Bart Louis Napoleons. Abends saß ich in der Direktionsloge des nicht sehr großen, aber gemütlichen und anheimelnden Theaters. Nach der Vorstellung ging es mit Olinda und den Schauspielern und Schauspielerinnen zu einer fidelen Kneiperei.

In den beiden folgenden Tagen wurden die antiken Baureste der Römerzeit: das Amphitheater, die Bäder, die Porta Nigra und die Brücke besichtigt. Von der am jenseitigen Moselufer auf dem Bergplateau sich erhebenden Mariensäule genoß ich einen herrlichen Rundblick über die Stadt und ihre Umgebung.

Am dritten Tage fuhr ich über Saarbrücken, Kaiserslautern, Neustadt an der Haardt und Landau nach Karlsruhe.

Hier geht alles seinen alten Gang. Ich habe mir gleich tüchtig Sauerkraut eingemacht, mir auch eine Gans zum Stopfen zugelegt, um dieselbe nach Verkauf der Leber in Sauer zu kochen. Ich freue mich schon auf das Gänseschmalz. Laß, Mama, mir mal schreiben, wie man Schweinefett mit Aepfeln zusammenkocht, um es auf Brot zu streichen. Das gibt's immer in Brackede bei den Großeltern und ich möchte es mir als einen billigen und angenehmen Ersatz für Butter zulegen.

Mit den herzlichsten Grüßen

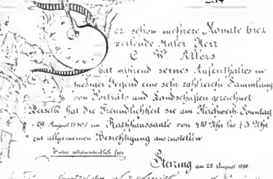
Euer Sohn und Bruder

C. W. Allers.

Im Frühjahr 1880 meldete sich Willy in Kiel bei der Marinestation der Ostsee und wurde als einjährig-freiwilliger Matrose unter dem fabelhaften Titel „Zahlmeister-Applikant-Anwärter" zum Eintritt am 1. Oktober angenommen. Da man doch einmal ein Jahr auf dem



Der Bürgermeister von Sterzing.



Der schon mehrere Monate hier weilende Maler Herr
C. W. Allers
hat während seines Aufenthaltes in hiesiger Gegend eine sehr zahlreiche Sammlung von Porträts und Landschaften gezeichnet
Derselbe hat die Freundlichkeit sie am Kirchweih-Sonntag (24. August 1890) im Rathhaussaale von 10 Uhr bis 13 Uhr zur allgemeinen Besichtigung auszustellen

Sterzing am 25 August 1890

Altar des Vaterlandes opfern mußte, so hatte er als geborener Hamburger von der Wasserkante von jeher den Wunsch gehegt, dieses Jahr als Matrose auf der kaiserlichen Marine abzudienen. Bruder Heinrich, der Maschinenbauer, der lange Zeit auf Schiffswerften und in Etablissements für den Bau von Schiffsmaschinen gearbeitet und dessen eigentlicher Platz zum Abdienen seines Militärjahres die kaiserliche Werft gewesen wäre, änderte, um in der Nähe von Mamas Fleischtöpfen zu bleiben, noch in letzter Stunde seinen Entschluß. Er glaubte das bessere Teil erwählt zu haben, sah sich indessen in dieser Voraussetzung getäuscht. Denn er hatte in Hamburg ein sehr anstrengendes und hartes Dienstjahr abzumachen, während er es auf der Marine jedenfalls besser gehabt und noch manches für seinen Beruf dazu gelernt und Neues gesehen haben würde. Statt seiner zog Willy nach Kiel, besuchte seine dortigen Verwandten und stellte sich dem Kapitän zur See v. Werner vor, der ihn ohne viel Federlesens unter dem oben erwähnten höchst dekorativen Titel der Marine einverleibte. Werner bedauerte nur, daß Willy nicht eher gekommen sei und ihn auf einer großen Reise habe begleiten können. Da hätte er Stoff zum Malen in Fülle gefunden, besonders auf den Südseeinseln und vor allem in der Magellanstraße, welche doch die großartigsten Landschaftsbilder der Welt aufzuweisen habe.



Der Pfarrer malt den Heiligenschein.

Kurz vor seiner Fahrt nach Kiel hatte Willy von Professor Poeckh die Einladung erhalten, mit ihm eine Studienreise nach Südtirol zu unternehmen, wo man billig und angenehm leben könne. Direktor Justus Brinckmann gelang es, einige hundert Mark als Reisestipendium für Willy zusammenzubringen, und den Rest verdiente unser Freund nebenbei in Tirol, wo er für einen wohlhabenden Russen, mit welchem er zusammentraf und nähere Bekanntschaft schloß, einige Skizzen ausführte.



Der Maler und Pfarrer in der Kirche von Terlan.

Jetzt begann für Willy eine köstliche Zeit. Er reiste nach München und von da über den Brenner nach Sterzing. Hier fand er Professor Poeckh bereits vor. Sofort wetzte er nun seinen Bleistift. Durch Empfehlungen von Dr. Stuhlmann (jetzt Direktor der Hamburger Gewerbeschule) bekam er bei Kiebacher ein hübsches, billiges Zimmer und es dauerte nicht lange, so erfreute er sich in dem ganzen Städtchen der größten Beliebtheit und hatte all die gemütlichen Leute, welche es bewohnten, als willige Modelle geangelt. Allgemein erstaunte man über die Schnelligkeit, mit welcher Willy arbeitete, sowie über die sprechende Aehnlichkeit seiner Porträts. Dazu entfaltete unser Freund eine ans Wunderbare grenzende Produktivität. Die ganze Einwohnerschaft des Ortes, vom wackeren Bürgermeister bis zum braven Polizeidiener, von der reichen Bürgerstochter bis zum einfachen Dienstmädchen, die Sennerinnen und Sennbuben auf den umliegenden Almen, kegelnde Bauern und italienische Feldarbeiter, die Haushunde und Hauskatzen, die Stadt mit dem Rathaus, dem Kapuzinerkloster und dem deutschen Ordenshaus, zwei malerische Burgruinen und viele romantische Seitenthäler — alles zog der junge Künstler zur Bereicherung seiner Zeichenmappe heran.

Da diese sämtlichen Studien und Skizzen schließlich eine Art künstlerischen Adreßbuches der Stadt und Umgegend repräsentierten, so veranstaltete Willy auf Wunsch und Anregung des Bürgermeisters, des Apothekers und des Polizeimeisters eine „Allers-Ausstellung“ im Rathaussaal, zu welcher hektographierte Einladungen bis auf die höchsten Almen an alle Modelle versandt wurden. Da der für die Ausstellung anberaumte Tag mit einem Feiertag zusammenfiel, so erschienen zur Besichtigung der Bilder die Jackls, Seppls, Franzls und Hansls aus der ganzen Stadt und Umgegend im sauberen Hemd, den Rock über die Schulter gehängt, die Nelke hinter dem Ohr und die Pfeife im Munde. Professor Poeckh hatte unausgesetzt damit zu thun, die zahllosen drolligen Gruppen, welche sich vor den Bildern angesammelt, zu skizzieren.

Mit Plaid, Kamm, Zahnbürste und Zeichenmappe leicht beladen, unternahm man einen kleinen Abstecher nach Franzensfeste, Klausen, Waidbruck und der Burg Wolkenstein, der Stammburg des Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Dann ging's nach Bozen und Umgebung, nach Burg Runkelstein und über Meran ins Passeyerthal zum Sandwirtshaus. In Terlan wurde das Innere der Kirche mit dem schiefen Turm gerade von einem Münchener Heiligenrestaurator renoviert. Der Pfarrer, welcher sich dabei



Wirtshaus und Post in Terlan.

ebenfalls mit nützlich machen wollte, malte bei den Hunderten von Heiligen, die das Kirchenschiff zierten, den Heiligenschein. Zu diesem Zweck setzte er einfach einer jeden Figur den Zirkel auf die Nase und schlug ihn herum — schwupp war der Heiligenschein fertig. Der Professor und Willy machten die Tour nach Bozen und Meran oben auf dem Dach der Postkutsche sitzend.



Wirtshaus im Passeyerthal.

Fachgenossen, die ab und zu halb erfroren aus dem regenreichen Nordtirol in das gesegnete Sterzingerthal kamen, wurden von Poeckh und Willy immer über den Jaufenpaß ins Passeyerthal geschickt, welches die beiden ihnen als ein irdisches Paradies rühmten. Es geschah dies in der Absicht, das gemütliche Stillleben, welches sie in Sterzing führten, nicht durch fremde Elemente stören und entweihen zu lassen.



Fußkratzer im deutschen Ordenshaus (Sterzing).

Unter den wenigen Fremden, welche in dem Städtchen die Sommerfrische genossen, war es besonders ein junges russisches Ehepaar, mit welchem Willy freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Dasselbe begleitete unsern jungen Künstler oft auf seinen Gebirgswanderungen.

Im Pfitscher Thal, hoch oben hinter dem mächtigen Wasserfall der Währ, liegt das kleine Gasthaus zum Elefanten, in welchem man seiner romantischen Lage wegen mit Vorliebe einkehrte. Dem Wirtshausschilde hatten Regen und Schnee in den letzten Jahren so arg zugesetzt, daß von dem Dickhäuter, der ursprünglich auf demselben geglänzt, nur noch ein schäbiger Rest vom Hinterteil sichtbar geblieben war. Unsern Willy jammerte der elende Zustand, in welchem sich das Schild präsentierte, und er beschloß, den Wirtsleuten ein neues zu stiften. Mit Hilfe des Russen, der die Farben rieb, ließ er auf dem Schilde einen prächtigen, reichgeschirrten Elefanten wiedererstehen, links von demselben eine Schüssel dampfender Knödel,

rechts Würste und gefüllte Weingläser.

Die dankbaren Wirtsleute wußten ihre Erkenntlichkeit nicht besser und thatkräftiger an den Tag zu legen, als dadurch, daß sie unserm Willy den Erwerb vieler charakteristischer Kostüme und origineller Garderobenstücke, sämtlich aus den Truhen der Bauern und Bäuerinnen, zu den billigsten Preisen ermöglichten. Es befanden sich darunter fabelhafte Hüte und geflickte Lederhosen, alle starrend



Wirtshaus zum Elefanten im Pfitscher Thal.

von Urschmutz, sowie enorme rote und blaue Regenschirme, gestickte Mieder und dergleichen. Alle diese Dinge wanderten in einer riesigen Kiste nach Hamburg. Als Mama Allers letztere öffnete und ihre Nase die derselben entströmenden, gerade nicht an den Duft von Eau de mille fleurs gemahnenden Gerüche einsog, als ferner ihr Auge auf die Schmutzkrusten, mit denen die meisten Gegenstände überzogen, fiel, da ward sie von gelindem Entsetzen ergriffen und unterwarf noch am nämlichen Tage den Inhalt der Kiste einer gründlichen Reinigung und Dampfkur. Unsre deutschen Hausfrauen haben ja in der Regel weit mehr Sinn für Reinlichkeit als für das, wenn auch mit Schmutz verbrämte, Malerische. Ueberdies hielt Mama Allers all diese Sachen für wertlosen, unnützen Plunder und geriet in das größte Erstaunen, als sie die Begeisterung sah, mit welcher der in diesen Blättern bereits erwähnte Maler Johannes Gehrts, als er Willy in Hamburg besuchte, die in Rede stehenden Tiroler Schätze musterte.

Um auf den von unsrem Freunde im Pfitscher Thal gemalten Elefanten zurückzukommen, so hatte derselbe leider keinen Wert für die Kunstgeschichte. Denn da er nur mit Leimfarben gemalt worden, so erwies er sich ebensowenig dauerhaft wie sein Vorgänger, dessen Fragmente allmählich wieder zum Vorschein kamen. Als Willy zwei Jahre später abermals das Wirtshaus im Pfitscher Thal besuchte, paradierten an der Mauer nur zwei Elefanten*hinterteile*, die sich gegenseitig ansahen, wenn man von den Hinterpartien eines Elefanten diesen Ausdruck gebrauchen darf. — —

Die schönen Tage von Sterzing waren zu Ende. Betrübt schnallte Willy seinen Ranzen, nahm Abschied von allen im Orte gewonnenen Freunden, besuchte nochmals die guten Mönche im Kloster, sagte den Almen zärtliches Lebewohl und fuhr mit dem Bummelzug übers Gebirge gen Norden, um das Vaterland von der Seeseite zu beschützen. An Augsburg und Ulm, den alten Stätten unsrer Triumphe, vorbei, brachte ihn das Dampfroß über Stuttgart nach Karlsruhe.

In Baden-Baden besuchte er nochmals seinen Meister Keller, zeigte ihm seine Tiroler

Skizzen und fuhr dann über Frankfurt in vierter Klasse nach Hamburg, um dort frischen Mutes die Vorbereitungen zu dem ihn erwartenden Kulidasein zu treffen. Sehr spaßhaft und amüsant ist ein solcher Uebergang aus dem fröhlichen, ungebundenen Künstlerleben, aus der Schlaraffen-existenz einer Sommerfrische in Südtirol in die Nordoststürme des Kieler Hafens nun gerade nicht, und etwas Ueberwindung kostete es unsrem Freunde immerhin, jetzt mit einemmal in die Matrosenjacke zu kriechen. Indessen das nötige dicke Fell dazu besaß er ja! Bruder Heinrich und Willy dienten zu gleicher Zeit, obgleich der erstere zwei Jahre älter. Für Nichtmillionäre wie die Eltern der beiden Brüder war es gewiß keine Kleinigkeit, den Unterhalt für zwei Einjährig-Freiwillige zu erschwingen! Wie wir sehen werden, gelang es jedoch bald unsrem jungen Matrosen, sich in Kiel eine ganz behagliche Stellung zu schaffen und sogar nebenbei noch Geld zu verdienen.



Bäuerin aus dem Pfitscher Thal.



Studie in einer Tiroler Wirtsstube.

Elftes Kapitel.

Kulileben.

(Willy beteiligt sich am Tage seiner Ankunft in Kiel an der feierlichen Einholung des Prinzen Heinrich. — Einkleidung als Matrose. — Eidesleistung. — Fegefeuer des Exerzierens. — Die Marinebude.)

Früh am Morgen des 29. September 1880 sehen wir einen seltsamen Blockwagen durch die Straßen Hamburgs und Altonas ziehen: Papa und Mama Allers, hoch oben auf einem Gepäckklumpen von Kisten, Ballen mit Bettzeug und einer Bettstelle sitzend, brachten ihren Sohn Willy zum Kieler Bahnhof. Mama Allers fuhr bis Kiel mit, um dort die Verwandten — eine Familie Lehmann — zu begrüßen, bei denen Willy später, sobald es ihm der Dienst erlauben würde, wohnen sollte. Onkel Lehmann und zwei Cousinen holten unsre Reisenden bei der Ankunft in Kiel vom Bahnhof ab. Die ganze Stadt war festlich geflaggt, nicht unsres Helden wegen, sondern zur Bewillkommnung des Prinzen Heinrich, der heute von seiner Weltumsegelung an Bord der Korvette „Prinz Adalbert“ zurückkehrte. Der Kronprinz, die Kronprinzessin und verschiedene andre hohe Herrschaften waren auf der prächtigen Dampfjacht „Hohenzollern“ bereits dem Prinzen Heinrich entgegengefahren.

Fräulein Ihms, eine Bekannte von Lehmanns, lud die letzteren sowie Mama Allers und Willy ein, auf dem Dampfer ihrer Eltern der Einfahrt der Schiffe in die Kieler Bucht beizuwohnen. An Bord dieses kleinen Schleppdampfers, „Pfeil“ getauft, der Tante Lehmanns Haus gegenüber bei der Ihmsschen Schiffswerft geankert lag, war bereits eine fidele Gesellschaft, aus etwa zwölf Damen und Herren bestehend, versammelt.

Seinem Namen keine Unehre bereitend, schoß der Dampfer in rascher Fahrt durch die von unzähligen Segel- und Ruderböten belebten grünen Wellen. Dicht an den in der reichsten Flaggengala prangenden Kolossen der Kriegsschiffe vorüber ging es nun in das sich immer



Die Wirtin vom Gasthaus zum Elefanten
im Pfälscher Thal.

mehr erbreiternde Wasserbecken der Bucht hinein. Der „Prinz Adalbert“ und der „Hohenzollern“, die schon lange in der Ferne sichtbar gewesen, kamen jetzt näher und näher. Der „Pfeil“ kehrte um und ließ, langsamer fahrend, den mit voller Dampfkraft die Wellen teilenden „Hohenzollern“ vorbeipassieren. Mit fröhlichem Hurra und Tücherschwenken wurden die kronprinzlichen Herrschaften begrüßt. Um hinter dem rasch näher rückenden „Prinz Adalbert“ nicht allzuweit zurückzubleiben, dampfte jetzt der „Pfeil“ „full speed“ vorwärts. Trotzdem befand sich die majestätisch durch die Wogen rauschende Korvette — von der Spitze ihres Hauptmastes wehte weithin der fabelhaft lange Heimatswimpel — bald dem „Pfeil“ zur Seite, von dessen Bord sie mit enthusiastischen Freudenrufen bewillkommnet ward. Die auf Deck der Korvette befindlichen Herrschaften erwiderten diese Begrüßung aufs freundlichste, während der „Pfeil“, der ins Fahrwasser der Korvette gekommen, zwischen den riesigen Wasserbergen, die um ihn herum aufschäumten, einen rasenden Galopp tanzte.

Ohne Unfall gelangte indessen der kleine Dampfer in die Nähe des Leuchtturms. Die am Ufer aufgestellten Truppen ließen unendliche Hurras ertönen, welche man von Bord des „Adalbert“, dessen Masten mit Matrosen dicht besetzt waren, begeistert zurückgab. Dazu donnerten unaufhörlich die Geschütze und weithin strich der dichte Pulverdampf über die Wellen. Ein großartiges Bild!

Bald war auch der „Prinz Adalbert“ dem „Pfeil“ eine gute Strecke voran, während der „Hohenzollern“ schon bei den Kriegsschiffen im Hafen angekommen war und von den letzteren sowie vom Gestade aus mit fortgesetzten Kanonensalven salutiert wurde. Als aber die Korvette „Prinz Adalbert“ in den Hafen einfuhr, ward die Szene erst recht belebt. Am Ufer drängten und schoben sich die Menschenmassen — in den Wanten der Kriegsschiffe wimmelten die Matrosen wie Ameisen herum — zahllose Böte und kleine Dampfer umschwärmten die schon an der Boje liegende Korvette, an deren Seite nun das mit einem roten Baldachin geschmückte Boot des Kronprinzen gerudert ward. Links und rechts an der Fallreepstreppe der Korvette standen Kadetten im Galaanzug. Der Admiral kam dem die blaue Uniform seines Dragonerregiments tragenden Kronprinzen entgegen — alsdann kletterten

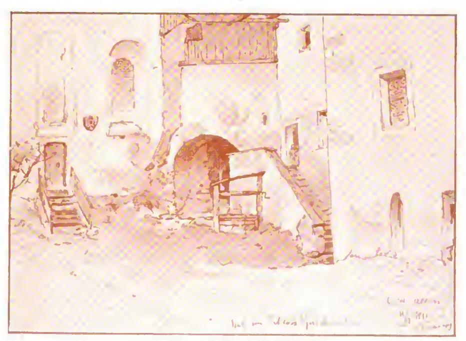
mehrere Fürstlichkeiten mit weißen Federbuschen die Treppe hinauf und in einem zweiten Boot nahten Admirale sowie andre höhere Marineoffiziere. Nachdem man noch der Abfahrt der hohen Herrschaften an Land zugesehen, dampfte der „Pfeil“ wieder zur Jhmsschen Schiffswerft zurück, woselbst sich die Gesellschaft trennte.

So hatte Willy also gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Kiel Interessantes genug erlebt und einen fröhlichen, festlichen Eindruck von seinem neuen Leben gewonnen. Auch die Folgezeit sollte sich für ihn reich an wechselnden Ereignissen und Vorfällen gestalten.

Am 1. Oktober zog er den Civilmenschen aus und siedelte in die Kaserne über. Wie es ihm im Marinedienst erging, das mag er uns selbst in seinem sehr genau und eingehend geführten Tagebuch erzählen.

Freitag, den 1. Oktober.

Um halb elf marschierte ich von Tantens Hause ab, um mich zu stellen. Fand auf dem Hofe des Gebäudes, in welchem sich die Bureaus der Marine befinden, eine ziemlich zahlreiche Sammlung von Leidensgefährten, sämtlich Seeleute von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die ihr Steuermannspatent für große Fahrt erworben hatten, die meisten erst vor ein oder zwei Monaten. Nachdem wir lange herumgelungert und herumpatrouilliert, kamen einige Ober-



Hof in Schloß Sprechenstein bei Sterzing.



Hof im deutschen Ordenshaus (Sterzing).

schreiber und Bootsmannsmaate, ließen sich unsre Papiere zeigen und notierten unsre Namen. Dann wurden wir zu zwei und zwei auf den nahen Kasernenhof expediert, dort aufgestellt, nach der Größe geordnet, und uns dann ein Zimmer zu elf Mann angewiesen. Zuerst lernten wir unsre Betten machen, d. h. den Strohsack so aufschütteln, daß er rund und voll daliegt, zu welchem Zwecke in der Mitte ein Schlitz, in den man hineingreift, vorhanden. Alsdann ist die weiße Decke glatt darüber zu legen und unten von allen Seiten so ebenmäßig wie möglich hineinzustopfen. Zuletzt muß man die wollene Decke so elegant und sauber, wie es nur angeht, in den Ueberzug bringen, denselben zubinden und dann die Decke, da sie zu breit ist, von beiden Seiten einschlagen und aufrollen, damit sie, am Fußende aufs Bett gelegt, die Breite des letzteren habe.

Als wir fertig waren, horchten wir ein wenig herum und hörten, daß wir erst am Nachmittag um halb drei wieder anzutreten brauchten. Deshalb ging ich wieder nach Hause, zur großen Verwunderung von Tante und Mama. Am Abend bekamen wir abermals eine Stunde Urlaub.

Sonnabend, den 2. Oktober.

Um fünf Uhr von der Reveille geweckt, krochen wir aus den Betten, brachten dieselben zuvörderst in Ordnung und wuschen uns hierauf Kopf, Hals, Brust, Arme und Rücken — es ist dies Vorschrift und verhindert Erkältungen. Nun holte ich, da ich „Stuben du jour“ war, den „Kaffee“, eine tiefschwarze, fade Brühe, aus gebrannten Erbsen und Roggen bereitet. Tante hatte mir für zwei Tage Butterbrot mitgegeben und so schmauste ich ganz vergnügt. Nach dieser leiblichen Stärkung wurden die Stiefel geputzt und ich als du jour mußte im Verein mit meinem Kumpan die Stube fegen sowie Wasser in den Kannen holen. Ein Besen war natürlich nicht vorhanden — ich pumpte mir also einen solchen von der Nachbarstube, erhielt jedoch nur den elenden Rest einer früheren Herrlichkeit: nämlich einen anderthalb Fuß langen Stiel, an dessen Querholz unten drei bis vier Haare saßen. Im Laufe des Vormittags gab's Instruktionsstunde, in welcher man uns über das



Abendessen im Wirtshaus zum Elefanten.

Benehmen und Betragen der Soldaten sowie über unsre vorläufigen Pflichten belehrte. Mittags durften wir auf eine Stunde zum Essen gehen, denn da wir noch nicht eingekleidet, so hatten wir am heutigen Tage nichts bekommen.

Der wichtige Akt der Einkleidung vollzog sich am Nachmittag. Die elf Mann von unsrer Stube (Nr. 76) wurden leider fast ganz zuletzt zur Bekleidungskammer hinaufgerufen. Dort mußten wir alle anderthalb Schritt auseinander treten. Viel gemessen wurde nicht, es ging nach dem Augenmaß. Zuerst zwei Mützen auf den Kopf gebackt — paßt — ab! Weiter erhielten wir folgende Bescherung: zwei blaue Tuchhosen, zwei weiße Galahosen, zwei weiße Arbeitshosen (starkes Zeug), zwei Arbeitsblusen, zwei blaue Blusen, zwei baumwollene Unterhosen, zwei baumwollene Hemden, einen wollenen Shawl, acht schwarz-weiß-rote Litzen (auf die linken Aermel zu nähen), einen Utensilienkasten, einen schwarzen Sack zum Hineinpacken unsrer Sachen, zwei Kommißschuhe, zwei Kommißstiefel, zwei weiße Messerlitzen (um den Hals zu tragen), zwei Exerzierkragen. Ein ganzer Haufen von Bekleidungsgegenständen lag vor uns und damit mußten wir hinunter und uns anziehen. In wenigen Minuten standen die Mariner fix und fertig da und keiner konnte den andern wiedererkennen.


Die Trostburg in Südtirol.

Donnerstag, den 7. Oktober.

Am Dienstag Nachmittag mußten wir zwei Aufsätze, kurz und bündig und genau nach dem Glockenschlag, anfertigen. Ich war zuerst fertig und hatte im ganzen nur zwanzig Minuten gebraucht. Zuerst hatten wir unsre Lebensbeschreibung aufzusetzen und alsdann die Eindrücke unsrer ersten Seereise zu schildern.

Man hat uns jetzt auch einen Stubenältesten gegeben: den Bootsmannsmaat Heyer, einen jungen, ganz gemütlichen Westpreußen.

Gestern hatten wir unsre Spinde (Schränke) zu ordnen. Alle Fächer mußten wir mit weißem Papier belegen und mit blauen Borden bekleben, ferner alles Zeug elegant zusammenrollen und das weiße mit blauen, das blaue mit weißen Bändern zubinden. Abends brachte mir Vetter Ludwig einen Beutel, um darin das Nähzeug aufzubewahren.

Heute marschierten wir den ganzen Vormittag im Regen; endlich, gegen zwölf, kamen wir in den Exerzierschuppen. Das Programm unsrer Abfütterung ist folgendes: Sonntag gibt's Pflaumen

mit Klößen, Montag Erbsen mit Fleisch, Dienstag Kartoffelmus, Mittwoch Bohnen mit Sellerie, Kartoffeln und gelben Rüben darin, heute Kohl mit Speck und allerlei Krimskrams. Jetzt esse ich schon immer die große Schüssel ganz leer. Warum sollte es mir auch nicht schmecken? Sind wir doch immer hungrig wie die Wölfe! Seit gestern bekommen wir auch Kommißbrot, das sich mit unserm großen Marinemesser ganz prächtig schneiden läßt. Ich habe mir zu dem Brot ein Pfund amerikanisches Schmalz zu sechzig Pfennig in der Kantine gekauft. An unsren Schauderkaffee haben wir uns schon so gewöhnt, daß er uns ordentlich gut schmeckt, obgleich ein Stück Zucker dazu sehr erwünscht wäre. Könnten wir nur erst wieder einmal an Land! („an Land gehen" nennen die Matrosen auch jeden Ausgang aus der Kaserne).

Heute nachmittag mußten wir bei strömendem Regen im Freien, ohne in den Exerzierschuppen gehen zu dürfen, uns fürchterlich abarbeiten. Bis über die Ohren im Schmutz kamen wir um halb fünf in unsre Bude und fingen an zu nähen. Da kam plötzlich der Befehl, uns Instruktion zu geben, denn morgen sollen wir in Gala zur Eidesleistung antreten. Die Kriegsartikel wurden uns auch zum so und so vielsten Mal verlesen und erst nach sechs konnte der du jour habende Matrose uns den Kaffee holen. Heute schmeckte uns das Höllengebräu ganz besonders gut — vielleicht bekommen wir sogar später Sehnsucht danach! Nach dem Essen wurden sämtliche Kleider von neuem schön aufgerollt, mit Bändern zugebunden und verpackt. Außerdem ward das ganze Spind aufs sorgfältigste so geordnet, daß das unbedeutendste Ding und jedes Stückchen seinen gesetzlich vorgeschriebenen Platz und Raum einnahm. Nachdem wir hierauf die Stiefeln so blank geputzt, daß man sich darin spiegeln konnte, ging es wieder stramm ans Nähen. Wir glichen mehr einem Haufen Schneider als Matrosen, da wir außer unsern Einjährigenlitzen in alle Kleidungsstücke sowie in die Mützen unsre auf ein Leinwandfragment gestickten Namen einnähen mußten. Den einen von unsern beiden Tischen haben wir unter die Hängelampe geschoben und sitzen, mit Nähen und Schreiben beschäftigt, ganz gemütlich und familiär um denselben herum. Bis jetzt haben wir es überhaupt auf unsrer Stube ganz mollig, da wir nur zu sieben Mann sind und lauter angenehme Gesellschafter, während eigentlich elf Mann auf der Stube liegen sollen. — Zu meinem großen Erstaunen bin ich nicht der einzige Allers auf der Marine, denn es existiert hier noch ein anderer Einjähriger Allers, der schon länger dient und Bureaumensch ist. Bei einer der unendlich vielen Notierungen über unsre Familienverhältnisse (man schrieb sogar die Zahl unsrer Brüder und Schwestern auf) erzählte mir der die Notizen machende Oberbootsmannsmaat, daß ich Allers Nummer zwei sei. Bei einem Appell wurde Allers Nummer eins vor die Front zum Kapitänlieutenant Freiherrn v. Ehrhardt gerufen, um sein dickes Bureaubuch zu präsentieren, und dabei konnte ich mir meinen Namens-



Eingang in die Trostburg.



Ein Tiroler Kraxenträger.

vetter genau ansehen. Heute nun traf ich ihn auf der Treppe und haben wir uns miteinander bekannt gemacht. Er stammt aus Pommern und seine Vorfahren sind Holländer. Vielleicht ist er ein entfernter Verwandter von mir.

Wie sehne ich mich danach, wieder einmal hinauszukommen — das Leben hier in der Kaserne ist doch so kahl und öde! Es kommt uns allen so vor, als seien wir bereits viele Monate hier, und es ist doch erst eine einzige Woche vergangen!

Freitag, den 8. Oktober.

Heute war der bedeutungsvolle Tag der Eidesleistung. Nach der Stubenreinigung und dem Kaffee legten wir unsre untadelhaften blauen Anzüge an und die seidenen Tücher wurden ordnungsmäßig in Knoten gebunden. Gegen neun mußten wir auf dem Korridor korporalschaftsweise zur Musterung antreten. Nachdem unsre Korporalschaftsführer uns gehörig zurechtgezupft und zurechtgeklopft, wurden wir von unserm Kommandeur, Kapitänlieutenant v. Ehrhardt, inspiziert. Darauf marschierten wir (es befanden sich unter uns etwa achtzig Einjährige) zu zwei und zwei in die Unterwelt: nach dem im Keller gelegenen Speisesaal, wo auf drei Bänken die große Flagge der Kaiserlichen Marine ausgebreitet lag. Wir mußten um dieselbe in zwei Gliedern einen Kreis bilden und Freiherr v. Ehrhardt hielt nun an uns eine längere Ansprache über die Wichtigkeit und Bedeutung des Fahneneides. Als er geendet, ging die feierliche Handlung vor sich. Zwei Katholiken, die sich unter uns befanden, wurden beordert, vorläufig zurückzutreten. Die erste Reihe (zu welcher auch ich gehörte) mußte die Fahne mit der linken Hand anfassen, die rechte Hand mit geschlossenen Fingern in Gesichtshöhe halten, und, auf diese Hand blickend, die Worte nachsprechen, welche Lieutenant zur See Wittgen vorsprach. In derselben Weise geschah die Vereidigung der zweiten Reihe, während die Katholiken einen andern Schluß zu sprechen hatten.

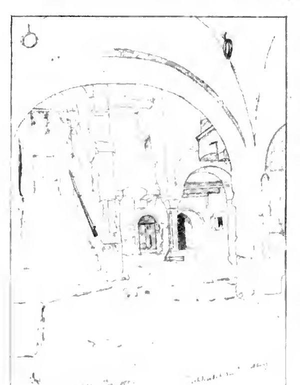
In unsre Stube zurückgekehrt, erhielten wir den Befehl, innerhalb einer Viertelstunde im Arbeitsanzug unten zum Appell anzutreten. Also rasch aus den Galaanzügen heraus! Unten inspizierte uns der Kapitän zur See Freiherr v. Reibnitz, der von der Musik mit schmetternden Klängen begrüßt ward. Die Front abschreitend, erkundigte



Tiroler Tracht.

er sich bei jedem, wo er sein Steuermannsexamen gemacht. Als er zu mir kam und hörte, daß ich mein Examen in Karlsruhe bestanden, war er zuerst sehr verwundert, beruhigte sich indessen bald, als ich ihm erklärte, daß ich dort kein Steuermanns-, wohl aber mein Einjährigenexamen gemacht habe, was bei der Marine ja auf das nämliche hinauskomme.

Zum Essen gab's wieder Erbsen mit etwas Kohlresten von gestern darin und einem Stück Suppenfleisch so groß wie zwei Walnüsse. Die Erbsen schmecken herrlich und wir essen alles bis auf das letzte Aestchen auf. Nach dem Essen ging's Flicken wieder los. Um halb drei wurden wir auf den Kasernenhof beordert und mußten dort in strömendem Regen exerzieren. Der Platz war in einen von breiten Wasserlachen durchzogenen Morast verwandelt. Von oben bis unten mit Schmutz bespritzt und so naß wie ein vollgesogener Schwamm, wurden wir noch bis halb fünf oben im Korridor geplagt. Zuletzt konnten wir nicht mehr die Beine rühren. Ganz besonders mit der folgenden reizenden Uebung suchte man sich bei uns einzuschmeicheln: wir mußten uns auf einen Fuß stellen, das andre Bein gerade ausstrecken und dann das Bein, auf welchem wir standen, biegen. In dieser Stellung mußten wir längere Zeit verharren, so daß wir einen gehörigen Krampf bekamen. Dabei schwirren uns die Ausdrücke „Kamele“ und „Himmelhunde“ beständig um die Ohren und vom Oberbootsmannsmaat und dem Bootsmann Wanderjeck wird mit Argusaugen danach gespäht, daß sich auch ja keiner auf irgend eine Weise die kleinste Erleichterung in dieser verwünschten Stellung verschaffte. Von fünf bis sechs wieder Instruktionsstunde — nach der Instruktion Gesundheitskaffee mit obligatem Kommißbrot und amerikanischem Schmalz.



Schloßhof der Trostburg.

Heute abend bringen meine Stubengenossen ihre alten Civilkleider zur Post. Ich habe zwar die meinigen nicht mehr hier, das macht aber nichts, ich benutze die günstige Gelegenheit, um einmal an Land zu kommen. Mit Peajacketts und Seidenschlips machten wir uns landfein — des abscheulichen Wetters wegen wurden die blauen Tuchhosen aufgekrempelt. Ach, wie froh war ich, als ich das Kasernenrevier hinter mir hatte und die alten bekannten Straßen vor mir sah! Trotz des Regens und Sturmes war doch der Eindruck der Außenwelt nach tagelanger Gefangenschaft herrlich!

Wie kreischten Tante und Cousinchen sowie das ganze gerade vollzählig versammelte Damenpersonal (lauter junge Heiratskandidatinnen aus guten Familien, welche unter Tantens Leitung Studien

in der höheren Kochkunst machen) auf, als ich in die Küche trat! Von allen Seiten ward ich bewundert und betrachtet. Tante briet rasch ein delikates Beefsteak mit Kartoffeln für mich und eine dickbäuchige Tüte mit Kuchen wurde mir mitgegeben.

Sonnabend, den 9. Oktober.

Heute mittag gab's Bohnen — alles bis aufs letzte Restchen vertilgt. Das Stückchen Fleisch oder Speck, welches wir manchmal bekommen, hat die Größe oder vielmehr Kleinheit einer schwedischen Zündholzschachtel und kann bequem in zwei kleinen oder einem großen Happen verzehrt werden. Es wird uns, nachdem man uns das Breigemüse eingefüllt, von einem andern Kochkünstler an einem andern Tisch in die Hand gesteckt. Ein neues Brot wird uns ebenfalls beschert. Den letzten kleinen Rest vom vorhergehenden (ich kann in vier Tagen den Laib nicht ganz vertilgen) schenkte ich einem der kleinen Kinder, die, im Verein mit alten Frauen und Männern, mit Blechgeschirren auf die Reste des Mittagsmahls warten. Diese Ueberbleibsel fallen immer ziemlich reichlich aus, da doch viele ihre Portionen nicht aufessen. Auf diese Weise lebt eine Anzahl armer Familien von den Brosamen, die von den Tischen der reichen Matrosen abfallen. Schon lange vor der Zeit versammeln sich diese armen Leute, Blechnäpfe und Töpfe in den Händen, hinter der Kaserne und lassen sich die Speisereste von den Kulis*) aus den Eßschüsseln zusammenkratzen. Dazu kommen noch die Ueberbleibsel des Kommißbrotes. Wir Rekruten zwar löffeln alles sauber aus, weil wir nur auf das Kasernenessen angewiesen sind.



Ein Südtiroler.

Nach der Mahlzeit große Reinigung und Schenerfest, denn exerziert wird am Sonnabend Nachmittag nicht. Alle Spinde, Tische und Bettstellen wurden herausgerückt und der Urdreck, der sich dort aufgeschichtet, herausgekehrt und abgeschwemmt. Wasser wurde nicht gespart und es schwamm alles. Diesmal ist wirklich gründlich gereinigt worden, da auf morgen Spinden-, Kleider- und Stubenrevision angesagt.

Als wir mit der Schenerei fertig, marschierten wir, etwa zwanzig Mann, unter Anführung

*) „Kulis“ nennen sich die Matrosen untereinander — aber wehe dem Civilisten, der es wagen sollte, sie so anzureden!

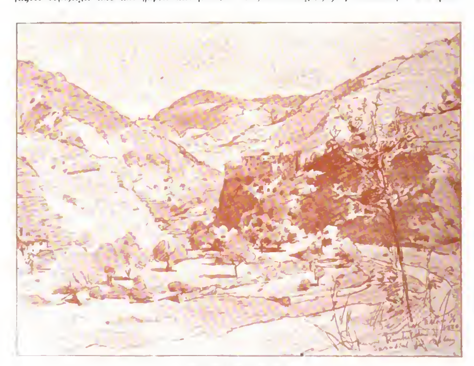
eines Bootsmannsmaats zur Hauptbekleidungskammer, um dort unsre Stiefel, die uns nicht paßten, umzutauschen (wir durften sie indessen noch nicht getragen haben). Mit den Stiefeln unter dem rechten Arm marschierten wir im schmutzigen weißen Arbeitskostüm zu zwei und zwei durch die ganze Stadt, da die Bekleidungskammer noch hinter dem Bahnhof lag. Dieser Marsch war uns sehr angenehm — segnen wir doch jede Gelegenheit, die uns außerhalb der Kasernenmauern führt.

In unsrer Stube ist es ordentlich feierlich rein — alle Lampen, aufs sauberste geputzt und reichlich gefüllt, brennen festlich hell. Zur Vervollständigung dieser angenehmen Wirkung kaufte ich mir für einen Nickel Leberwurst. Zum frischen Kommißbrot, welches ich mit Gesundheitskaffee anfeuchte, schmeckt es herrlich.

Mit unserm Stubenältesten, Bootsmannsmaat Heyer, stehen wir auf dem freundschaftlichsten Fuße. Heute bedankte er sich bei jedem, daß wir ihm die Lampe so sauber hergerichtet. Unsre sämtlichen Sachen schrieb er Stück für Stück auf, um diese interessante Inventuraufnahme der Prüfungskommission zu überreichen.

Sonntag, den 10. Oktober.

Nach dem Kaffee (?) machten wir uns gegenseitig fein: blaue Hosen, blaue Jacke mit Exerzierkragen, seidenes Halstuch fein in Knoten geschlungen und Peajacketts über das Ganze gezogen. Wir hatten eben die Spinde noch einmal gründlich geordnet und die Fenster noch einmal nachgeputzt — da mußten wir draußen zum Appell antreten. Unser Korporalschaftsführer besichtigte uns und zupfte uns zurecht. Nachdem dies geschehen, unterwarf uns Kapitän-



Burg Runkelstein bei Bozen.



Selbstporträt aus dem Jahre 1882.

lieutenant v. Ehrhardt einer erneuten Besichtigung, und da er uns nobel genug aussehend fand, so befahl er einem Lieutenant, uns in die nahe Garnisonkirche zu führen. Es ist dies eine provisorische Kirche, aus einer Fortsetzung des Exerzierschuppens gebildet, mit bequemen Kirchenstühlen ausgestattet und mit sehr mittelmäßigen Bildern geziert. Ein Viertel der Kirchenbesucher bestand aus Civilpublikum, die andern drei Viertel aus Schiffsjungen und Matrosen. Freiherr v. Ehrhardt und verschiedene andre Offiziere kamen ebenfalls mit. Ein geübter Musiker bearbeitete ein gutes Harmonium, welches indessen von der Marinemusik, als dieselbe mit einfiel, totgeblasen wurde. Es that uns unendlich wohl, von dem Prediger wieder einmal „meine Lieben“ und „liebe Brüder“ angeredet zu werden — freilich waren wir eine halbe Stunde später in der Kaserne wieder zu „Himmelhunden“ und dergleichen degradiert worden.

Nach der Kirche hatten wir uns rasch in unsre Stube, deren Boden, wie ein norddeutsches Bauernhaus am Sonntagmorgen, mit feinem weißen Sand bestreut war, zu verfügen und die Spinde zu öffnen. Jeder stand bei seinem Spinde in Position. Kapitänlieutenant v. Ehrhardt kam von Stube zu Stube, alles mit Kenneraugen musternd. Jetzt hörten wir ihn sich unsrer Stube nähern, der ihn begleitende Feldwebel riß die Thür auf, unser Stubenältester rief: „Ordnung!“ und wir standen wie die Bäume, Augen links. Der Stubenälteste meldete: „Stube 76, belegt mit sieben Matrosen und einem Unteroffizier!“ Alles ging gut ab. Uebrigens erstreckte Freiherr v. Ehrhardt seine Beaugenscheinigung sogar auf die Tischschubladen und Ofenlöcher.

Bald versammelten wir uns alle wieder unten im Keller vor der Küchenthür, uns zu zwei und zwei mit der Schüssel und dem Löffel bereit stellend. Plötzlich erschien in Begleitung des Feldwebels der Korvettenkapitän Barandon (er steht einen Grad höher als der Kapitänlieutenant) und inspizierte das Essen. Unglücklicherweise fand er eine nichtswürdige Fliege darin und hunzte deshalb die Köche gehörig aus. Heute gibt's wieder Pflaumen und Klöße — ein Jammeressen! Es schmeckt nicht so schlecht, aber man ißt sich bald daran zuwider und bleibt hungrig. Da sind Erbsen und dergleichen doch bessere Gerichte!

In der Folge fanden wir eine gute Aushilfe, indem wir, da wir Sonntags doch auskamen und in der Stadt etwas Feineres essen konnten, das besagte Gericht zum Montag aufbewahrten, wo diese kalten geleeartigen Pflaumen und Klöße wundervoll schmeckten, wenn wir beim Vormittagsexerzieren einmal zehn Minuten Pause hatten.

Montag, den 11. Oktober.

Der Stubenälteste Heyer hat mich um ein Bildchen für das Unteroffizierkasino gebeten. Es soll eine komische Figur werden mit allerlei Emblemen und der Inschrift: „Mensch, ärgere dich nicht!“ Zu Heyers großer Freude machte ich ohne Verzug eine Skizze des Bildes.

Mittwoch, den 13. Oktober.

Mein Zeichentalent hat mir schon eine kleine Erleichterung im Dienst verschafft. Heyer hat mir nämlich ausgewirkt, daß ich jeden Mittwoch und Sonnabend (dann ist kein Exerzieren) Onkel und Tante besuchen darf.

Nachmittags war wieder große Reinigung, alles wurde mit heißem Wasser und Soda abgeseift und gespült, denn Freitag haben wir wieder Stubenrevision und Spindenbesichtigung.

Donnerstag, den 14. Oktober.

Das Nachmittagsexerzieren gestaltete sich für uns wieder zu einem wahren Fegfeuer. Die eine Hälfte von uns (darunter auch ich) soll morgen strafexerzieren. Weil einige dumme „Himmelhunde" mit dicken Köpfen dazwischen sind, müssen wir andern mit darunter leiden.

In der auf das Exerzieren folgenden Instruktionsstunde kamen so klassische Antworten vor, daß wir uns manchmal vor Lachen wälzten. Zwischen meinen Kameraden — alles Seeleute, die fast nie unter gebildete Menschen gekommen sind — gibt's doch furchtbar beschränkte Köpfe, trotz des Steuermannsexamens für große Fahrt! Mit allen Fremdwörtern, besonders lateinischen, stehen sie auf gespanntem Fuße und verhunzen dieselben in unglaublicher Weise, z. B. sagte einer statt Subalternoffizier „Sublaternoffizier", und statt Unteroffizier ohne Portepee „Unteroffizier ohne Portemonnaie".

Frage: „In welchem Verwandtschaftsgrade steht der Kaiser zum Prinzen Friedrich Karl?"

Antwort: „Er ist dessen Onkel."

Frage: „In welchem Verwandtschaftsverhältnis steht also Prinz Friedrich Karl zum Kaiser?"

Antwort: „Bruder."

Frage: „Wie lange hat Kaiser Wilhelm I. schon regiert?"

Antwort: „Seit 1771."

Freitag, den 15. Oktober.

Von elf bis halb zwölf Appell. Die Strafexerzierenden wurden verlesen und vor die Front gerufen. Wir waren doch nicht dabei — sie hatten sich das wohl noch einmal überlegt und nur die wahren Missethäter, die besonders Dummen und Faulen, herausgelesen. Kapitänlieutenant v. Ehrhardt musterte diese Auslese genau und ließ sich die Vergehen und Dummheiten eines jeden auseinandersetzen. Die Dummen, aber nur die, welche sich sonst Mühe geben und nur nicht gut begreifen können, ließ er wieder laufen und behielt nur die Faulen. Es waren etwa zwanzig Mann, ein edles Corps der Rache! In einer langen Rede sprach Ehrhardt sein Bedauern darüber aus, daß so viele von den Einjährigen wegen ihrer Nachlässigkeit und Trägheit noch strafexerzieren müßten. An ihr Ehrgefühl appellierend schloß er mit dem Wunsche, daß er sie in Zukunft nicht wieder in dieser unwürdigen Situation zu erblicken brauche.

Nach dem Essen versammelten wir uns bei unsrem Stubenältesten (er hat einen kleinen Verschlag am Fenster, hinter welchem sein Bett, Tisch und Stuhl stehen) und er erzählte uns von seinen Fahrten auf S. M. Schiff „Leipzig". Draußen im klaren Sonnenschein mühen sich die bedauernswerten Vaterlandsverteidiger im langsamen und im Geschwindschritt ab. Von hier oben gesehen macht es sich ganz gut. Um zwei Uhr sind endlich die armen Schächer erlöst.

Von halb drei bis halb fünf mußten wir wieder stramm exerzieren. Um fünf gab uns Heyer in unsrer Stube Instruktionsstunde. Bootsmann Wanderjeck, der zuhörte, äußerte seine Befriedigung über unsre Fortschritte. Er war sehr fidel und aufgeräumt und erzählte uns allerlei Geschichten aus seiner langen Dienstzeit. Als es sechs schlug, war unser Tagewerk vollbracht und der Stuben du jour konnte getrost den Gesundheitskaffee aus der Küche holen.

Zwei große Krüge werden zum Transport dieses kostbaren Stoffes benutzt. Jeder hat sich eine kleine Blechkanne oder Napf gekauft als Trinkgeschirr. Zucker und Milch sind für uns zur Mythe geworden, ebenso wie Butter, Theelöffel und Gabel.

Nach dem Abendbrot füllen wir (mit Ausnahme meiner Wenigkeit, der ich nicht rauche) die Pfeifen und setzen uns sämtlich um den Tisch herum, welchen wir unter die eine Hängelampe geschoben haben. Jeder kramt nun fabelhafte Geschichten, die er erlebt haben will, aus. Dann und wann kommt auch Besuch aus den Nachbarstuben. Heyer, ein großer Musikfreund, hat sich eine Handharmonika gepumpt und mißhandelt das Instrument aufs greulichste — nach jedem Ton sucht er erst die ganze Tonleiter durch, während der Baß stets der nämliche monotone Accord bleibt. Aber es ist doch immer etwas musikalisches Geräusch und wirkt erheiternd auf unser freudloses Kasernenleben. Die geradezu erdrückende Ordnung, die hier überall herrscht, ist mir als Maler ordentlich beklemmend und unheimlich. Wie freue ich mich darauf, wenn ich wieder Civilmensch geworden, meine Sachen in der größten Verwirrung und Liederlichkeit herumliegen zu lassen! Ebenso graut es mir vor der Reveille. Ich stehe ganz gern früh auf, aber mit Mißtönen aufgeweckt zu werden, ist doch zu arg! Unser Trompeter ist jedenfalls noch Neuling in seiner Kunst und schnappt bei einzelnen Tönen regelmäßig über, was morgens auf nüchternen Magen und wenn man lieber liegen bleiben möchte, höchst widerwärtig wirkt.



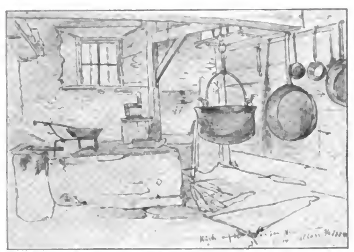
Eine Tiroler Sennerin.

Sonnabend, den 16. Oktober.

Um zwei Uhr nachmittags versammelten wir uns alle (beinahe achtzig Einjährige) in zwei Gliedern vor der Kaserne, schwenkten dann in Sektionen herum und marschierten unter Anführung der Instrukteure durch die Straßen zum Hafen. Dort machten wir dicht vor Tantes Haus bei einem Schuppen Halt, worin die Waffen aufgestapelt waren. Je sieben stiegen nun immer die schmale Hühnerstiege hinauf in die von oben bis unten mit Gewehren und Seitengewehren angefüllte Waffenkammer. Da es nach dem Alphabet ging, bekam ich meine Armierung zuerst. Gewehr Nr. 326, Seitengewehr und Patrontasche, das ist die ganze Herrlichkeit. Von unsren verschiedenen Instrukteuren wurden die Waffen dann noch genau revidiert, damit wir auch gutes Material bekämen. Gewehr über und mit strammem Schritt ward der Rückweg in die Kaserne angetreten. Daselbst ging jetzt die allsonnabendliche Scheuerung und Abwaschung der Stuben und Korridore vor sich,

indessen in Anbetracht der vorgestrigen gründlichen zweiten Reinigung beschränkten wir uns darauf, den Boden oberflächlich zu befeuchten.

Fast jeden Abend liegen wir schon vor neun Uhr, da wir immer todmüde sind, im Bett. Nur der Stuben du jour, der uns als vollzählig anwesend melden muß, ist noch auf den Beinen und sitzt am Tisch, hat aber ebenfalls die Augen geschlossen und schnarcht.



Küche in einer Almhütte.

Sobald draußen der Trompeter zu blasen beginnt und der Trommler mit einem kräftigen Wirbel einfällt, wacht er auf, kratzt sich den Kopf, knurrt einige unverständliche Silben vor sich hin, zählt uns in unsren Betten ab und begibt sich hierauf zum du jour habenden Unteroffizier, um die Mannschaft der Stube 76 zur Stelle zu melden. Vor dem Zubettgehen haben wir unser Zeug bis auf Unterhose, Unterhemd und Morgenschuhe ins Spind gelegt, sowie letzteres verschlossen, sind dann in die Klappe gekrochen und haben die Decke über die Ohren gezogen. In der Kaserne ist's still geworden — nur nach einiger Zeit öffnet sich die Thür, wird aber rasch wieder geschlossen. Es ist der du jour habende Unteroffizier, der sich persönlich davon überzeugen will, ob auch alles zu Bett und die Lampen ausgelöscht sind.

Sonntag, den 17. Oktober.

Um halb zehn wurde zum Appell geblasen und wir versammelten uns unten in Korporalschaften. Der Lieutenant zur See, Kind, stellte sich uns mit einigen kurzen Worten vor und benachrichtigte uns, daß er von morgen an unsre weitere Ausbildung leiten werde. Er soll es mit dem Dienst sehr scharf nehmen. Nach dem Appell kam ein Matrose vom „Prinz Adalbert" auf unsre Stube. Wir bewirteten ihn mit einem kleinen Frühstück, wozu der eine Eier, ein zweiter Wurst und Käse, ein dritter Brot und ich Butter spendete. Unser Gast mußte uns von seiner Erdumseglung erzählen — dabei verging uns die Zeit im Fluge. Um eins melden wir uns beim du jour habenden Unteroffizier zum Urlaub und zerstreuen uns nach allen Himmelsrichtungen.

Der Stubenälteste hatte uns den Vorschlag gemacht, solange wir noch so vergnügt beisammen seien, uns in einem Gruppenbilde photographieren zu lassen. Demgemäß kamen alle Insassen unsrer Stube am Nachmittag beim Photographen zusammen, wo das große Werk vor sich ging.

Montag, den 18. Oktober.

Von sieben bis acht Instruktionsstunde über Gewehrputzen. Mit Putzgeschirr versehen saßen wir alle um unsre großen Tische herum und zerlegten das Gewehr (Jägerbüchse Modell 71)

in seine kleinsten Bestandteile. Bald hatten wir den Krempel heraus. Um halb neun Antreten; der neue Compagnieführer, Lieutenant Kind, war auch schon da und übte strenge Kritik an unsren Exerzierleistungen. Von elf bis eins hatten wir Waffenmusterung, so daß wir etwas sehr verspätet zu unsren heutigen Erbsen kamen. Deshalb brauchten wir erst um ein Viertel auf vier Uhr zum Exerzieren anzutreten. In der auf letzteres folgenden Instruktionsstunde war Lieutenant Kind in höchsteigener Person anwesend. Jedesmal, wenn ein Vorgesetzter in die Stube tritt, ruft der Stubenälteste, Bootsmannsmaat Heyer, der uns die Instruktionsstunden erteilt: „Ordnung!“ Wir fliegen entsetzt in die Höhe und stehen stramm. Dann wird kommandiert: „Hinsetzen!“ und die Stunde nimmt ihren Fortgang, nur gebraucht Heyer stets die Vorsicht, sofort auf ein Thema überzugehen, in welchem wir alle fest sind, so daß die Antworten zum Erstaunen des Offiziers ganz flott und sicher erfolgen. Aber, o weh! Wenn der Offizier fort ist und die etwas verwickelteren Fragen wieder an die Reihe kommen, wie hapert's da! Es sind aber immer die nämlichen Kerle, welche diese einfachen und klaren Geschichten nicht zu begreifen im stande sind. Uebrigens befinden sich auch zwei unter uns, die kaum Deutsch sprechen können. Sie sind nahe der dänischen Grenze geboren und von ihrer Jugend an auf dänischen Schiffen gefahren.

Dienstag, den 19. Oktober.

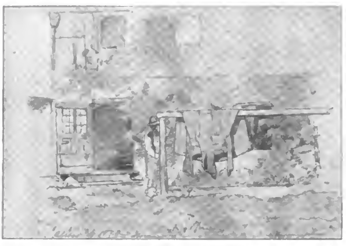
Heute Vormittag hatten wir zum erstenmal Geschützexerzieren. Wir haben ein Kruppsches Riesenschiffsgeschütz, einen gezogenen Hinterlader von einundzwanzig Centimeter Seelendurchmesser, zu bedienen. Die Bedienung erfordert im ganzen vierzehn Mann. Ich, als Nr. 1 beim Geschütz, habe das Tau zum Entzünden und muß also abschießen. Das Geschützexerzieren ist für uns sehr interessant.


Mittwoch, den 20. Oktober.


Der Bruder Küchenmeister im Sterzinger Kapuzinerkloster.

Beim Appell wurde mir zu meiner großen Freude ein dicker Brief von Hanse überreicht. Leider konnte ich nicht gleich darüber herfallen, da wir im Galaanzug zur Parole auf den inneren Hof des Schlosses mußten, um dem Stationschef, Kontreadmiral Kinderling, und dem Stadtkommandanten, Graf Hardenberg, vorgestellt zu werden. Wir müssen nämlich auch unsrerseits diese Herren kennen lernen, da wir vor ihnen, wenn wir ihnen auf der Straße begegnen, Front zu machen haben. Auf dem Schloßhof, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen plätscherte, waren sämtliche Offiziere der Marine, des Seebataillons und des 85. Infanterieregiments versammelt; von Mannschaften befanden sich auf dem Platze einige Abteilungen Soldaten und Mariner, sowie das Musikcorps des Seebataillons. Nachdem sich die Offiziere gegenseitig begrüßt und von den Mannschaften einige Manöver ausgeführt worden waren, erschienen der Kontreadmiral Kinderling und der Stadtkommandant

Graf Hardenberg. In dem nämlichen Augenblick begann die Musik zu spielen und die hohen Offiziere schritten unsre Front ab, um uns zu besichtigen. Darauf unterrichteten uns unsre Offiziere über die Persönlichkeiten der höheren Offiziere sowie ihre Uniformen und Abzeichen.



Eine zu lüftende Mönchshülle.

Kaum in die Kaserne zurückgekehrt, vertiefte ich mich in Mamas Brief, der mir bis auf die geringsten Einzelheiten erzählte, wie es gegenwärtig bei uns zu Hause aussieht. Mamas Briefe enthalten stets so lebensfrische und humorvolle Schilderungen, und hier in den Wildnissen der Kaserne bereitet mir eine Epistel von ihr jedesmal einen wahren Hochgenuß!

Ganz unendlich freute ich mich über die in dem Briefe enthaltene Nachricht, daß meine kleine Jugendfreundin Toni Cuny und Freund Olinda ein glückliches und vergnügtes Brautpaar geworden. Ich bin kreuzfidel, daß der Doktor jetzt ehrsamer Bräutigam ist. Mitte Februar soll die Hochzeit sein, und da alle Feste der Familie Cuny, alle sie betreffenden freudigen Ereignisse von jeher bei **uns** gefeiert wurden, so soll auch die Hochzeit in unsrem Hause stattfinden. Das wird ein triftiger Grund sein, mir seiner Zeit Urlaub auszuwirken.

Donnerstag, den 21. Oktober.

Heute morgen wieder Geschützexerzieren mit unserm gußstählernen 21-Centimetergeschütz. Wie müssen wir laufen und springen — alles muß so schnell wie der Blitz ausgeführt werden! Wer uns zusieht, wie fabelhaft rasch wir unsre Verrichtungen besorgen, würde an Zauberei glauben.

Den ganzen Tag pfiff uns heute ein elender, niederträchtig kalter, schneidender Wind um die Ohren und den bloßen Hals. Wir sind zwar sehr abgehärtet, aber etwas klappern uns doch die Zähne.

Freitag, den 22. Oktober.

Lieutenant Kind hatte die Einrichtung getroffen, daß alle diejenigen, welche beim Exerzieren auch nur den kleinsten Fehler machen, indem sie z. B. nicht rasch genug drehen oder beim Drehen etwas wackeln, zur Strafe über den ganzen Exerzierplatz und zurück laufen müssen, und wenn sie sich bei dieser Exkursion nicht genügend rühren, wird dieselbe von ihnen da capo verlangt. Beim heutigen Exerzieren in der bitterkalten Luft war nun diese Strafe für uns ein willkommenes Mittel, die frierenden Füße wieder in normale Temperatur zu bringen. Na, wenn der Herr Lieutenant geahnt hätte, daß **das** der Grund von den vielen Fehlern, die

heute morgen gemacht wurden, sei — er würde die Strafe in Stillstehen verwandelt haben! So aber machten wir beständig allerlei Bummel und liefen dann vergnügt und immer in sehr zahlreicher Gesellschaft hin und her, unsre erstarrten „Vorderflossen" reibend und über die vereisten Pfützen in hohen Sätzen voltigierend. Vollständig durchwärmt kamen wir jedesmal wieder am Ausgangspunkt an, um unsern Schnelllauf bald wieder von neuem zu beginnen.

Unser Abendbrot wird stets nach den Mühen und Anstrengungen des Tages mit gutem Appetit und gewohnter Gemütlichkeit und Seelenruhe verzehrt. Nachher ergibt man sich den verschiedenartigsten Beschäftigungen. Einige üben sich schon im Gewehrexerzieren, andre putzen ihre Waffen, andre schreiben Briefe, wieder andre wichsen ihre Stiefel. Die Pfeife hat jeder (ausgenommen meine Wenigkeit) im Munde und die Lampe brennt hell und klar. Jetzt bekommen wir auch zweimal die Woche Petroleum geliefert, jedoch so wenig, daß wir in der Kantine stets noch etwas zukaufen müssen.

Sonnabend, den 23. Oktober.

Viel Spaß machen uns fortwährend auf dem Exerzierplatz die sich balgenden und beißenden Marinehunde. Es existiert deren eine ganz anständige Anzahl in allen Größen und Formen, so daß man davon ohne Mühe eine Hundeausstellung veranstalten könnte. Besonders ein kleines gelbes, sich einer schwarzen Nase erfreuendes Ungetüm Namens Kognak zeichnet sich durch Frechheit und Mut vor sämtlichen Kollegen größeren und kleineren Kalibers aus. Seine Frechheit hat ihm auch schon zu einem behaglichen Fettansatz verholfen. Auf allen Stuben ist er bekannt und fühlt sich in ihnen zu Hause — er weiß sich überall angenehm zu machen, beträgt sich im Zimmer sehr gesittet und zuvorkommend und steht mit den Bootsmannsmaaten auf dem kordialsten Fuß. Jede Nacht schläft er auch in dem Bette eines solchen, läßt sich von ihm fein zudecken und schnarcht wie ein Drescher. Aber wehe, wenn er einen Civilisten erblickt! Dann wird er zum reißenden Tier und gibt sich nicht eher zufrieden, als bis er den Eindringling vom Exerzierplatz weggebellt hat.

Alle Marinehunde haben nur Interesse für die Marine — sie verachten selbst die Seesoldaten, welche den Spitznamen „Tümmler" führen. Kognak trottet gewöhnlich hinter dem Bootsmann Wanderjeck her und macht es genau wie dieser: er bleibt zuerst beim rechten Flügelmann stehen, hält den Kopf schief, kneift ein Auge zu und betrachtet die ganze Aufstellung mit kritischen Blicken, ob die Matrosen sich auch richtig in Reih und Glied geordnet. Nun trollt er die Front entlang, einzelne besonders befreundete Matrosen mit der Nase anstoßend und dann auf der Hinterseite zurückkehrend, um die Sache auch von hier in Augenschein zu nehmen.



Mittag in einem Tiroler Bauernhaus.



Das deutsche Ordenshaus in Sterzing.

Zwölftes Kapitel.

Ein Matrose als Lebemann.

(Sonntags-Träumereien. — Ende der Rekruten-Drangsale. — Talent für Malerei bei den Marineoffizieren. — Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Tschudi — Eine junge, schöne Kollegin. — Gesellschaftliche Annehmlichkeiten. — Eine fidele Hochzeit in Hamburg. — Kaisertag. — Vierundzwanzig Stunden bei Vater Seemann. — Der Rokoko-Matrose. — Abschied vom Marinedienst.)

Wir fahren in den Auszügen aus dem Tagebuch unsres Helden fort.

Sonntag, den 31. Oktober.

Wie hatte ich mich auf den heutigen freien Tag, den ich im Hause meiner Tante aufs angenehmste und behaglichste zu verleben hoffte, gefreut! Doch mit des Geschickes Mächten ꝛc. Und man soll den Sonntag nicht vor seinem Ende loben!

Um halb zehn versammelten wir uns zum Appell auf dem Kasernenhofe. Als der Kompanieführer Freiherr von Ehrhardt bei einer gründlichen Beaugenscheinigung unsrer werten Personen und Kleidungsstücke bei mehreren meiner Kameraden einige Mängel und bei mir Unglücksvogel sogar einen fehlenden Hosenknopf entdeckte, da war's mit dem Urlaub für heute aus und ich blieb in die kalten, öden, unheimlichen Kasernenräume gebannt. Daß auch der Oktober so elend enden muß! Das Lamentieren nutzt jetzt aber nichts, und wenn ich mir auch hundert Knöpfe an die Hosen nähe!

Meinen Kameraden ist es völlig gleichgültig, ob sie in der Kaserne bleiben müssen oder an Land gehen dürfen — haben sie doch keine Tante, keinen Onkel, keine Cousinen, auch sonst keine gemütliche Familie, welche sie aufsuchen könnten. Bei ihnen verknüpft sich das Ausgehen



Professor Poeckh skizziert eine Madonna.

stets mit der Vorstellung einer reichlich gefüllten Geldbörse. Da indessen ihre Portemonnaies anhaltend mit hochgradiger Schwindsucht behaftet, so würden sie auch so wie so gar nicht die Kaserne verlassen haben.

Vor einem Hungernden steigen beständig Visionen kräftiger Suppen, delikater Braten, in gelber holländischer Sauce schwimmender Spargel und rosinengespickter fetter Plumpuddings auf. In ähnlicher Weise umgaukelten mich heute die Bilder aller der Freuden und Annehmlichkeiten, die mir zu teil geworden wären, wenn der Knopf nicht gefehlt hätte.

Jetzt säße ich im gemütlichen Hinterzimmer bei Tante und Onkel, eins der wundervollen Kalbsschnitzel mit Sardellen, wie Tante sie so saftig und knusprig zu bereiten versteht, vor mir. Ich schmecke ordentlich die kleinen, runden, mehligen Kartoffeln, und Vetter Ludwig entkorkt knallend eine Flasche Bier. Onkel Karl Allers, der jetzt für einige Jahre hier bei Lehmanns untergebracht worden, sitzt mit seiner Pfeife hinterm Ofen und erzählt seine Münchhausenjaden, die er im Laufe der Zeit selber glaubt. Die Cousinen, die jungen Kochdamen und der Bursche des Lieutenants von Tschudi (welch letzterer bei Tante wohnt) vervollständigen die fröhliche Gruppe. Die Zeit vergeht dort so schnell, und wie langsam verstreicht sie **hier**! Draußen plätschert der Regen trübselig gegen die Fenster und dieses einförmige Geräusch vermengt sich mit den Tönen einer Handharmonika, die stümperhaft in einem Zimmer der Kaserne gezogen wird. Ins Bett legen, um seinen Jammer zu verschlafen, darf man sich auch nicht. Hole der Teufel die Hosenknöpfe! Wie kindisch kommt mir das alles vor, wenn ich an Italien denke, an meine idyllische Insel Capri, wo wir alle nur knallrote Leibbinden trugen und keine Ahnung hatten von Stuben du jour, Spindrevisionen, Klößen mit Pflaumen und Kruppschen oder Brockwellschen Geschützen! Als wir kaum eingekleidet waren, hielt unser Obermaat eine Rede, in welcher er behauptete, wir seien jetzt erst **Menschen** geworden und hätten bisher nur vegetiert. Ich würde viel lieber so weitervegetiert haben!

Heute nachmittag wollte ich bei Tante meine Bilder und Zeichnungen, die ich mir von Hamburg habe kommen lassen, sortieren. Gestern befanden sich dieselben bei der Komtesse Bernstorff, die, weil sie kränklich und der Unterhaltung so sehr bedarf, sich jedesmal herzinnig

freut, wenn ich ihr ein paar Bilder oder Skizzen zur Ansicht schicke. Am Nachmittag wollte ich gerade die Komtesse besuchen.

Wie heiter und angenehm könnte ich auch sonst noch die paar Stunden dieses unseligen Nachmittags verbringen! Zuvörderst beim Oberlehrer Heinrich, wo ich stets aufs herzlichste aufgenommen werde. Kaffee und Kuchen, prächtige Aussicht auf Kiel und den Hafen, eine anregende Unterhaltung — was will ich mehr! Herr Heinrich würde von seinen Reisen in der Schweiz und in Norditalien berichten, und ich müßte von den herrlichen Tagen in Sterzing erzählen. Wie angenehm verplaudert sich die Zeit in Herrn Heinrichs gemütlichem Wohnzimmer! Da erfreut sich das Auge an einem halben Dutzend niedlicher, hübscher Kinder, die mir sämtlich die Patschhand geben und sagen wie sie heißen, worauf sie sich schüchtern drücken oder auf dem Boden herumkriechen und spielen, bis ihnen Frau Heinrich wieder einen Teller Kuchen bringt — aber ich muß wahrhaftig aufhören mit diesen Kuchenphantasien, sonst esse ich noch vor Hunger mein ganzes Kommißbrot auf. Es ist eklig kalt im Zimmer — Kohlen bekommen wir ja noch nicht geliefert. Werde mal hinuntergehen in die Kantine und einen Kümmel oder Kognak zu fünf Pfennig trinken — das wärmt gut und treibt neue Blüten der Phantasie.

Vom Oberlehrer Heinrich geht's zu Dr. Paulsen. Ei, wie elegant ist es da — die feinsten, geschmackvollsten Möbel, Parkettfußböden, seltene Teppiche, Blattpflanzen, Statuen und Gemälde. Der Doktor faßt mich bei meiner Ankunft gleich unter den Arm und führt mich im Triumph auf die trauliche Veranda, wo sich eine stimmungsvolle Aussicht auf den Garten mit alten, dicken, schattigen, knorrigen Baumstammen, saftigen Rasenflächen, Blumen- und Teppichbeeten eröffnet. Die Abendsonne glüht durch die Zweige und malerische Wolkenbildungen zeigen sich am Himmel. Auf den leichten, eleganten Gartenstühlen schaukelnd wird erzählt und geschäkert — es werden auch alte und neue Geschichten über Malerei und Maler aufgetischt. Dr. Paulsen, seine Frau und besonders seine Schwiegermutter, die lange Jahre in Rom verlebt und selbst malt, interessieren sich sämtlich sehr für Malerei und sind vielfach mit Malern zusammengekommen. Ich meinerseits muß von Karlsruhe erzählen, von dem dortigen Künstlerleben und den reizenden Umgebungen der Stadt.


Im Pflitscher Thal.

Wie viele Bilder tauchen da in der Erinnerung auf an die herrlichen Spaziergänge in den Haardtwald, welche ich mit Professor Hans Gude und seinen anmutigen Töchtern unternommen! Da werden Blumen gepflückt, Sträuße und Kränze gewunden, die jungen Damen singen mit ihren glockenreinen Stimmen melodiöse norwegische Lieder und der Professor erzählt Anekdoten und Schwänke aus seinem vielbewegten Leben. Links dämmern die blauen, duftigen Höhen des Schwarzwaldes auf. Das Gehölz lichtet sich, die scheidende Sonne



Im Klostergarten der Kapuziner zu Sterzing.

beleuchtet uns sowie die breitästigen Tannen und wirft lange tiefblaue Schatten über den Erdboden. Weit drüben im Westen, in der bayrischen Rheinpfalz, ragen die zackigen, wildzerrissenen Gipfel des Haardtgebirges empor, hinter denen eben die Sonne verschwindet.

Die schöne Pfalz am Rhein! Wie oft bin ich von Karlsruhe dort hinübergedampft nach dem romantischen Neustadt an der Haardt, wo Freund Olinda seit Beginn des vorigen Jahres sich niedergelassen und sich den söffigen Pfälzer Wein gut schmecken läßt. Olinda steht vielleicht jetzt gerade, als ein zweiter Polykrates von Samos, auf der Spitze des, einen hohen Berggipfel krönenden, eine unermeßliche Fernsicht gewährenden Weinbietturmes. Außer dem Rhein von Speier bis Worms, der so klar wie auf der Landkarte in silberner Zeichnung auf den bunten Teppich der Ebene gestickt, überschaut man noch den Odenwald mit dem hochstrebenden Meliboeus, sowie den Schwarzwald. Letzterer verschwindet weit hinter dem Merkur bei Baden-Baden im Abendnebel. Die zahllosen Städte, Dörfer und endlosen Wälder unter uns ergrauen allmählich — nur drüben an den Abhängen des Schwarzwaldes erkennt man noch deutlich das in den letzten Strahlen der Abendsonne erglühende Heidelberger Schloß, überragt vom Königsstuhl.

Beim Abstieg vom Weinbiet verwandelt sich das Bild sofort. Da sieht man nichts als wild durcheinander gewürfelte, von oben bis unten bewaldete Berge und Bergketten — kein lebendes Wesen, kein Haus oder irgend etwas, das an Menschen erinnert, ist hier zu erblicken — nur tief unten zwischen den Abhängen hindurch blitzt durch die Kiefernkronen ein schäumendes Bergwasser, oder man hört ab und zu in der Ferne das in solcher Einsamkeit ganz anheimelnd wirkende Pfeifen einer Lokomotive, die sich durch das Berggewirr und durch zahllose Tunnels, welche sämtlich für unsern Standpunkt unsichtbar, gen Westen hindurchwindet: nach Kaiserslautern, Metz, Saarbrücken und Trier zu.

Wie beneide ich hier in der öden Kaserne Freund Olinda um seine prächtigen Spaziergänge! Als großer Naturfreund hat er gerade in Neustadt den weitesten Spielraum, seiner Liebhaberei für Gebirgswanderungen zu huldigen. Er ist dort aber auch fast der einzige, der sich in die Geheimnisse der Bergwelt vertieft, denn die Eingeborenen Neustadts versteigen sich nur dahin, wo es etwas zu kneipen gibt. — — —

Auch der längste Regennachmittag in der Kaserne geht endlich zu Ende. Wie froh war ich, als meine Kameraden nach Hause kamen und mir ihre Erlebnisse erzählten. Einer brachte

mir sogar von Tante, der er mein Mißgeschick berichtet, Grüße und ein Paket lecker belegter Butterbrote mit.

Montag, den 1. November.

Von heute an werden auch Kohlen ausgeteilt, jedoch in so wenig reichlichen Quantitäten, daß sie mich an die kleinen Tüten mit Kaffee erinnern, die Sonnabends bei den Hamburger Krämern an arme alte Frauen verschenkt werden. Oben auf den Kohlen liegt Holz zum Feueranmachen, indessen wir haben beim Anblick desselben sofort den Entschluß gefaßt, sämtliche abgebrannte Zündhölzchen fleißig und sorgsam zu sammeln und aufzubewahren, um den Holzvorrat zu vermehren.

Sonnabend, den 6. November.

Heute morgen vernahmen wir eine Schauermär. Es hatten sich nämlich während der Nacht welche von den alten Mannschaften (wahrscheinlich vierjährige, sogenannte Stoschsche, die immer mit den begünstigten Einjährigen auf gespanntem Fuße stehen) das boshafte Vergnügen gemacht, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig der auf dem Korridor vor den Stuben in den Ständern stehenden Gewehre mit Heringsjauche dick zu beschmieren. Besonders das stets blank und sauber geputzte Schloß und dessen innere Teile waren von den gütigen Gebern am reichlichsten bedacht worden. Als man diese Niederträchtigkeit am Morgen entdeckte, waren die sonst so strahlend blanken Gewehrteile schon tief von dem Rost angefressen, blinkten in allen Farben des Regenbogens und die ekelhafte Jauche und Schmiere saß faktisch fingerdick darauf und darin. Der Vorfall ward natürlich vom du jour habenden Unteroffizier dem um halb acht die Instruktion abhaltenden Lieutenant Kind und beim Appell am Vormittag dem Abteilungsführer gemeldet. Die über den Fall eingeleitete Untersuchung wird aber wohl ergebnislos verlaufen.

Freitag, den 12. November.

Der furchtbar anstrengende Exerzierdienst hat eine ganze Anzahl meiner kräftigen Kameraden (alles See- und Steuerleute) umgeworfen. Die Kranken mehren sich von Tag zu Tag. In unsrer Korporalschaft zum Beispiel sind wir jetzt nur noch vier Mann und selbst diese haben sämtlich Pflaster und Binden an sich, sind mit Löchern und Beulen bedeckt. Was mich betrifft, so habe ich glücklicherweise nur eine Wunde am Zeigefinger der linken Hand, da ich mir beim Gewehranfassen einen Fetzen Fleisch herausschlug. Jetzt ist die Wunde schon halb wieder zugeheilt. Wenn man nur nicht immer beim Gewehranfassen auf eine und dieselbe Stelle greifen müßte!

Sonnabend, den 27. November.

Heute war endlich der bedeutungsvolle Tag angebrochen, wo wir mit unsern militärischen Leistungen und Kenntnissen vor dem Divisionskommandeur, Freiherrn von Reibnitz, glänzen sollten. Es ist dies die sogenannte „Vorstellung“. Sie bildet einen wichtigen Wendepunkt in unsrem Marinedasein, und um auf ihr würdig und mit Ehren zu bestehen, waren wir in den letzten vierzehn Tagen aufs schärfste in das dienstliche Joch gespannt worden.

Vergnügt kletterten wir aus den Betten, wuschen uns so extra fein, daß alles schwamm, und tranken dann voller Freude darüber, daß die drangsalsvollste Periode unsrer Rekrutenzeit jetzt ein Ende genommen, unsern Gesundheitskaffee. Nachdem wir uns in Wichs geworfen — erste Garnitur in Blau und Jacketts mit den blanken Marineknöpfen — traten wir um halb zehn auf dem Korridor an, um gemustert zu werden, ob unser Anzug auch sauber und in Ordnung sei. Nun stellten wir uns draußen vor der Kaserne auf, unsre beiden Lieutenants zogen ihre Degen, die ebenfalls bereits anwesenden Kapitänlieutenants von Ehrhardt und Graf Haugwitz besichtigten uns nochmals und ließen uns alsdann zum Exerzierschuppen abrücken. Dort mußten wir uns zur Vorstellung in zwei Zügen mit neun Schritt Entfernung aufstellen. Als man meldete, daß der Divisionskommandeur sich dem Exerzierschuppen nähere, ward „Gewehr auf" kommandiert und beim Eintritt des Kommandeurs demselben vom Grafen Haugwitz die Meldung über unsre Anwesenheit gemacht. Die Musik war bis zum Beginn des Parademarsches an das andre Ende des Schuppens postiert.

Jetzt ging die Geschichte los. Wir griffen mit Todesverachtung in unsre Gewehre und es ward uns nach jeder Uebung leichter zu Sinn. Alles ging fix von statten, keiner klappte nach, die Griffe, das Schließen, Chargieren, Marschieren u. s. w. geschahen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Die Vorgesetzten schmunzelten vergnügt. Jetzt vollzog sich, zuerst reihen-, dann paarweise, der Parademarsch, bei welchem sich die Musik an unsre Spitze stellte. Ganz prächtig, glatt und schön kamen wir vorüber. Das Finale bildete die Instruktion, bei welcher es ebenfalls nicht haperte. Der Kommandeur widmete unsern großartigen Leistungen Worte des Dankes und der Anerkennung.

Nach einer kurzen Pause mußten wir wieder auf den Exerzierplatz marschieren und Kompaniekolonne formieren. Dann schwärmten wir in Schützenlinie aus, machten verschiedene Manöverbewegungen, rückten mit monotonem Trommelschlag zum Angriff vor, nahmen das Gewehr zur Attacke rechts, und schlugen endlich mit gefälltem Gewehr und unter diabolischem Hurrageschrei den Feind in die Flucht.

Alle Fenster der Kaserne waren mit den grinsenden Gesichtern der alten Mannschaften besetzt, die das unterhaltende Schauspiel der Vorstellung gratis genossen. Der Kommandeur zeigte sich abermals sehr zufrieden, und nun rückten wir zur Batterie ab, um die Geschützexerzitien vorzunehmen. Wir zogen unsre Jacketts aus und hangten sie auf die Spitzen der Planken vor der Batterie, die Gewehre und Hirschfänger legten wir ebenfalls ab und stellten sie gegen die Planken. Nachdem dies geschehen, wurde in Exerzierstellung an den Geschützen angetreten. Die Manöver gingen sämtlich prächtig und darauf examinierte man uns vor der Batterie in Bezug auf die Geschützinstruktion. Indessen nur wenige Fragen ließ der Kommandeur an uns richten, da er, wie er äußerte, schon hinlängliche Beweise unsrer guten Ausbildung erhalten. Dem Lieutenant Kind freundschaftlich die Hand drückend, sprach er ihm in herzlichen Worten seinen Dank aus für die Mühe, welche er sich mit uns gegeben. Die Unteroffiziere bekamen ebenfalls ihren Teil von dem Dank und endlich ließ sich der Kommandeur noch die Lehrkompanie sowie die Reserveoffiziersaspiranten vorstellen.

Sonntag, den 28. November.

Beim Appell rief mich der Kompaniefeldwebel und teilte mir mit, daß ich nach der Spindenmusterung ohne Verzug zum Kapitänlieutenant Bethge kommen solle. Ich wußte wohl,



Der chinesische Panzer Ting-Yuen im Kieler Hafen.

was der Herr von mir wünschte. Er ist nämlich Kasernenvorstand und will das Portal der Kaserne mit fünf großen Seeschlachtenbildern verziert haben. Als ich mich bei dem Kapitänlieutenant einstellte und von dem Burschen anmelden ließ, war er gerade zum Ausgehen fertig, und ich ging mit ihm zur Kaserne zurück, vorschriftsmäßig an der linken Seite und einen halben Schritt hinter ihm. Er zeigte mir die auszufüllenden Felder und sagte mir, ich solle ihm aufschreiben, wieviel wohl die Kosten betragen würden. Ich bemerkte ihm, daß ich aufs Bureau kommandiert sei, worauf er entgegnete, er werde die Angelegenheit schon ordnen. Na, mir soll das recht sein!

Montag, den 29. November.

Um halb zehn marschierten wir zum Schießen ab, verfielen, als wir die Kaserne im Rücken hatten, im Bereich der Kartoffel- und Kohlfelder in einen angenehmen Bummeltrab, der ganze Zug löste sich auf, die Pfeifen wurden angezündet und ein fröhliches Lied angestimmt. Das Gewehr trugen wir in nachlässigster und bequemster Weise. Nach nicht allzu kurzem Aufenthalt im Garten eines Wirtshauses hatten wir endlich den Schießplatz erreicht und übten uns dort unter Aufsicht eines Steuermanns bis gegen halb zwei, worauf der Rückweg in die Stadt angetreten ward.

Heute nachmittag sind alle Einjährigen umgezogen und auf andre Stuben verteilt worden — auch unsre Korporalschaft ist auseinander gerissen, und nur drei von uns alten Herren sind, da wir doch bald ausziehen wollen, unsrem Zimmer treu geblieben. Die übrigen Plätze werden von vierjährigen Freiwilligen (den sogenannten Stoschschen) eingenommen. Es sind Hansagäste (ausgeschiffte Mannschaften der „Hansa"), die sich zwei Jahre in Westindien und an der Westküste Amerikas herumgetrieben. Sie sind ein wenig verwildert und verkommen, aber gutmütig, und wir vertragen uns aufs beste.

Mittwoch, den 1. Dezember.

Beim heutigen Appell rief mich der Kapitänlieutenant Freiherr von Ehrhardt auf und erteilte mir den Befehl, mich heute nachmittag um fünf Uhr in seiner Wohnung, Fleethörn 71, zu melden. Mein Kamerad, Freiherr von Geisberg, war ebenfalls eingeladen und wir verabredeten uns, zusammen hinzugehen, er sollte mich gegen vier bei Tante aufsuchen.

Nachdem ich mich vom Korporalschaftsführer und Stubenältesten, sowie vom Fourier abgemeldet, den Hirschfänger umgeschnallt und die Jägerbüchse über die Schulter gehängt, warf

ich mir meinen schwarzen Marinesack auf den Buckel und zog los — ein Augenblick, den ich längst ersehnt! Am Hafen kamen mir schon die Cousinen und eine Schar andrer Kinder mit ohrenbetäubendem Triumphgeschrei entgegen und eskortierten mich jubelnd in das Haus meiner Tante, woselbst ich für die Wintermonate meinen Wigwam aufschlagen werde. Wie freue ich mich auf die ungestörte Nachtruhe und auf das Aufwachen ohne die mißtönende Reveille!

Zuerst wusch ich mich gehörig, streckte mich dann behaglich und zufrieden in meiner Sofaecke aus und ließ mich von den jungen Damen bedienen. Der erste Akt meines Marinedaseins ist nun zu Ende — ich bin jetzt in das Stück eingeweiht und werde meine Rolle wohl ungestört und hoffentlich recht sorgenlos weiterspielen.

Freiherr von Erhardt.
(Aus „Unsere Marine")

Zur bestimmten Zeit fand ich mich mit Geisberg bei dem Kapitänlieutenant Freiherrn von Ehrhardt ein. Es sah bei ihm noch recht kahl und wüst aus. Er ist erst vor wenigen Tagen eingezogen und will sich am nächsten Sonntag verheiraten. Der Bursche meldete uns und ließ uns einzeln hereinkommen. Ich wurde als der zweite vorgelassen und sehr freundlich bewillkommt. Der Freiherr äußerte gegen mich, wie er gehört, solle ich die Malereien am Portal der Kaserne übernehmen, und da er ebenfalls male, indessen von der Technik der Malerei wenig verstehe, so ersuche er mich, einmal seine Skizzen anzusehen und auch seinen Farbenkasten, seine Pinsel und andre Malutensilien einer kritischen Inspektion zu unterwerfen. Ich fand bei Besichtigung der Skizzen, daß mein Vorgesetzter eigentlich besser Landschaftsmaler hätte werden sollen, da alle seine Oelskizzen sehr genial und verständnisvoll gemalt waren*).

Freitag, den 3. Dezember.

Heute vormittag meldete ich mich auf dem Bureau meines späteren Vorgesetzten, des Zahlmeisters Sonnenstuhl, mit dem Bemerken, daß ich vorläufig auf vier Wochen dem Lieutenant von Tschudi zur Disposition gestellt sei, der an Stelle des anderweitig kommandierten Kapitänlieutenants Bethge die Obliegenheiten des Kaserneninspektors übernommen hat. Dieser Lieutenant

*) (Anmerkung des Herausgebers.) In der Folge fand Willy bei den Offizieren der Marine so viel Talent für Malerei, daß man damit mancher Akademie auf die Beine hätte helfen können.



Das deutsche Geschwader in der Wyker Bucht.

von Tschudi ist zufällig der nämliche Offizier, welcher bei Tante eine Wohnung gemietet hat. Seine Zimmer liegen neben meinem Schlafgemach.

Da die Herren in Bezug auf mich bereits unterrichtet waren, so konnte ich mich ohne Verzug wieder trollen. Nach Vollendung der Malereien an der Kaserne soll ich mich im Bureau wieder vorstellen.

Spät am Abend kam Lieutenant von Tschudi nach Hause. Ich ließ mich bei ihm melden und trug ihm die Angelegenheit wegen der Malereien an der Kaserne vor. Er wolle, äußerte er, mir in dieser Hinsicht ganz freie Hand lassen — ich solle noch einmal alles berechnen, die Mauern untersuchen und die geeignetste Malmethode vorschlagen.

Sonnabend, den 11. Dezember.

Vom Löhnungsappell nach Hause zurückgekehrt, wurde ich dort mit der Nachricht überrascht, daß der Lieutenant von Tschudi mich zu sprechen wünsche. Rasch putzte ich mich ein wenig heraus und betrat dann ordnungsmäßig, ohne Anklopfen, den Salon des Lieutenants. Er begrüßte mich ganz kordial und schob mir einen Stuhl zurecht. Wir plauderten zuvörderst über die Kunst im allgemeinen — alsdann vertieften wir uns in eingehende Erörterungen über die projektierten Malereien in der Kaserne. Im Laufe des Gesprächs legte ich dem Lieutenant meine Skizzen vor — er holte peruanischen Wein, wir ließen fröhlich die Gläser klingen und wurden ganz gute Freunde. Schließlich zeigte er mir alle seine Kunstschätze und ich mußte ihm von meinen Abenteuern in Tirol erzählen.

Was die in Frage stehenden Wandgemälde betraf, so stellte sich bald heraus, daß der Fonds zur Anfertigung derselben nur hundert Mark betrug, für welchen Preis man die großen Flächen nicht einmal abkratzen und grundieren lassen konnte, von Farben und Pinseln für die späteren Arbeiten gar nicht zu reden. Deshalb schlug mir der Lieutenant vor, lieber einige Bilder fürs Kasino zu malen und mich mit Entwürfen zur Ausschmückung der Kaserne zur Feier von des Kaisers Geburtstag zu beschäftigen. Dazu seien zahllose Wappen, Allegorien, sowie ein Kolossalporträt des Kaisers nötig; überhaupt gebe es für einen talentvollen Maler

auf der Marine Stoff genug zum Arbeiten und wollten er und meine höheren Vorgesetzten dafür sorgen, daß ich Zeit genug habe, um in meiner Kunst auf der Marine mancherlei Neues zu lernen.

Auf den Bureaus saßen ja — das wußte der Lieutenant gut genug — so viele an den Federn kauende Schreiber herum, daß man meine doch so wenig bureaumäßig veranlagte Persönlichkeit dort gar nicht brauchte.

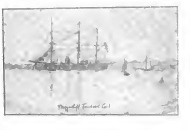
Dienstag, den 14. Dezember.

Gestern hatte ich auf einer Abendgesellschaft bei Dr. Paulsen eine junge, schöne, einer hochangesehenen Familie angehörige Kollegin kennen gelernt: Fräulein Sthamer-Seelig, die Tochter des Professors Seelig. Sie hat in Paris die Malerei studiert. Da sie den Wunsch geäußert hatte, meine Skizzen zu sehen, so brachte ich dieselben heute gegen Mittag zu ihr. Die Familie wohnt am Schwanenweg. Das elegante Haus liegt etwas erhöht mitten in einem großen Garten, dicht umwachsen von einem Tannen- und Kieferngehölz. Frau Professor Seelig empfing mich schon an der Treppe und führte mich in den Salon, der mit seinen Blumentischen, Sammetdivans, gestickten Fenstervorhängen, bunten, gemalten Scheiben und eingelegten Tischen, welche mit Albums und Prachtwerken bedeckt, einen ganz phantastischen Anblick gewährte. Von der getäfelten Decke hingen aus Ampeln Schlingpflanzen herab, in denen die durch die farbigen Scheiben dringenden Sonnenstrahlen in seltsamen Reflexen spielten. In dem dunkler gehaltenen Nebenzimmer standen unter altertümlichen Kronleuchtern große Tische mit schweren, geschnitzten Füßen. Die Rückwand des letzterwähnten Gemaches barg wertvolle alte Renaissanceschränke und Bücherregale, auf denen die Geistesprodukte aller Nationen paradierten. Die übrigen Wände zierten Malereien der Tochter des Hauses. Einige der bunten Lichter aus dem sonnenerhellten Salon verloren sich auch hierher in dieses dunkle Reich der Gelehrsamkeit.

Gleich hinter mir kam noch ein junger Herr, der Referendar Mommsen, der ebenfalls seine Aufwartung machen wollte. Bald erschien auch die Tochter, welche bis jetzt in ihrem Atelier fleißig beschäftigt gewesen. Mit großem Eifer vertiefte sie sich in meine Skizzen, Frau Professor Seelig und Herr Mommsen gruppierten sich ebenfalls herum. Aufmerksam lauschte man den Erläuterungen, welche ich gab. Beim Weggehen bat mich die Frau Professor, doch bestimmt morgen um fünf Uhr zum Mittagessen zu erscheinen, und fügte hinzu, ich möge ihr Haus nur als meine zweite Heimat betrachten, da ihre Tochter und mich doch die gleichen künstlerischen Interessen verbänden.



Im Kieler Hafen.



Mittwoch, den 15. Dezember.

Meine Aufnahme bei der Frau Professor Seelig ließ nichts zu wünschen übrig — es herrscht im Hause ein so ungezwungener Ton, daß man sich sogleich völlig heimisch fühlt. Der Herr Professor, dessen Bekanntschaft ich noch gar nicht gemacht, befindet sich auf Reisen — zwei Söhne von sechzehn und siebzehn Jahren wurden noch erwartet — demgemäß waren die Frau Professor, die Tochter und meine Wenigkeit die einzigen bei Tische. Ich hatte die Ehre, zum stellvertretenden Hausvater ernannt zu werden und nahm in dieser Eigenschaft die große Stehlampe, welche die Damen oben bei ihren Handarbeiten gebraucht hatten, mit hinunter ins Speisezimmer: ein gemütliches, warmes, etwas altväterisch ausstaffiertes Gemach mit geschnitzten Möbeln und uralten, schon lange in der Familie spukenden Fürstenporträts in Lebensgröße. Eine Zofe bediente uns und die Hausfrau tranchierte den riesigen Fisch, welcher das Unternehmen einleitete. Ich hatte den Wein unter meiner Obhut und versah die Damen damit.

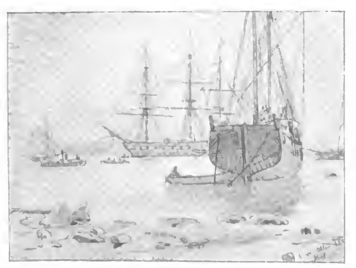
Nach der Mahlzeit trug ich die Lampe wieder hinauf und meine anmutige Kollegin bereitete den Kaffee auf der Maschine. Später kamen die Söhne, zwei nette, fidele Burschen, mit denen ich im Fluge vertraut wurde, nach Hause — sie werden von der Mama und Schwester, ganz so wie Heinrich und ich zu Hause, stets die „Jungens" genannt. Während die Damen für die Einrichtung des ältesten Sohnes, der sich vor kurzem in Hamburg als Advokat etabliert hat, Gardinen stickten, verging mir die Zeit unter anregenden Gesprächen rasch wie ein Traum.

Nach dem Abendbrot — Thee mit kalter Küche — machten wir die unliebsame Entdeckung, daß es schon halb zehn geschlagen, ich mich somit als Mariner, der nicht im Besitz einer Urlaubskarte, nicht mehr auf der Straße blicken lassen durfte, ohne gewärtig zu sein, von einer Patrouille aufgegriffen zu werden. Um mich dem über meinem Haupte schwebenden Verhängnis zu entziehen, wandelte man mich unter vielen Scherzen vermittelst eines grauen Sommerpaletots und eines Schlapphutes zum Civilisten um. Mein Peajackett und meine Mütze ließ ich da, um diese Gegenstände morgen gegen die Civilkleider wieder umzutauschen.

* * *

Wir brechen hier mit den Auszügen aus Willys Kieler Tagebuch ab und nehmen den Faden unsrer Erzählung wieder auf.

* * *



Die „Arcona" (Wachtschiff) im Kieler Hafen.



Hercules (Flaggschiff) Warrior Defense Repulse Valiant Penelope Hector Lord Warden

Das englische Geschwader 1881 in der Kieler Bucht.

Jetzt begann für unsern Helden eine angenehme, lehrreiche Zeit. Mit wie vielen interessanten Persönlichkeiten kam er zusammen! Und die höflichen Offiziere wetteiferten miteinander, ihm sein Dienstjahr so angenehm wie nur möglich zu machen. Einmal war er beim Admiral Kinderling zum Frühstück geladen und skizzierte sich nachher dessen ausdrucksvollen, markierten Kopf — ein andres Mal gab's Curryessen an Bord der „Arcona“ und der erste Offizier derselben, Kapitänlieutenant Kohlhauer, verfehlte nicht, Lieutenant von Tschudi und dessen Schützling dazu zu bitten. Als Gast der Offiziere war es doch ein ganz andres Ding, das Leben an Bord zu studieren!

Mit Empfehlungsbriefen des Direktors Brinckmann vom Kunst- und Gewerbemuseum in Hamburg versehen, fand Willy bald einen angenehmen Familienumgang bei Dr. Peters auf der Sternwarte, lernte verschiedene andre Professoren in Kiel kennen, die eine Bekanntschaft vermittelte die andre und bald schwamm er in einem Meer gesellschaftlicher Freuden. Die interessanteste Persönlichkeit, die er in Kiel kennen lernte und mit der er allmählich, ebenso wie mit dem Lieutenant von Tschudi, einen engen Freundschaftsbund schloß, war der berühmte plattdeutsche Dichter Klaus Groth. Dieser fand in dem jungen Matrosen bald einen Gesinnungsgenossen heraus und freute sich jedesmal, wenn Willy, vom Mittagsappell kommend, im Arbeitsjumper, mit Büchse und Seitengewehr, die Mütze in den Nacken geschoben, an sein Kajütenfenster*) klopfte, um mit ihm ein Glas Wein zu leeren. War der Dichter nicht zu Hause, so mußte Willy den Weinschrank selber zu finden und Grete, die alte Haushälterin, lieferte dazu belegte Butterbrote und Obst. Da unser Held später in die intimsten Beziehungen zu Klaus Groth und dessen Familie trat, so werden wir später hierauf noch ausführlicher zurückkommen. Durch Klaus Groth wurde er auch mit verschiedenen Hamburger und Altonaer Familien der besten Kreise bekannt. Der Dichter führte ihn ferner bei Dr. Meyer und Frau ein, die auf ihrer großen, herrlich gelegenen Besitzung Forsteck bei Kiel wohnten. Dort lernte er auch den Schwager des Besitzers, den Befreier Kinkels und einflußreichen amerikanischen Senator und Politiker Karl Schurz sowie dessen Familie kennen.

---

*) Die „Kajüte“ nennt Klaus Groth seine Wohnstube, zu der einige Stufen vom Garten hinunterführen und die auch ganz das Aussehen und die Behaglichkeit einer Schiffskajüte aufweist.

Besonders wertvoll wurde ihm in Forsteck die Bekanntschaft mit einem alten, hochgestellten Herrn aus Hamburg, welcher Stipendien zu vergeben hatte. Hierbei zeigte es sich, daß nichts in der Welt förderlicher zum Fortkommen ist wie gesellschaftliche Verbindungen. Von besagtem alten Herrn war Willy seiner Zeit in Hamburg, obgleich bewaffnet und beladen mit unzähligen glänzenden Zeugnissen und noch mehr Skizzen, in Gesellschaft andrer Bittsteller einfach an die Luft gesetzt worden. Jetzt brauchte er weder Empfehlungen noch Skizzen. Leider war er zu bescheiden und forderte nur für zwei Jahre je achthundert Mark. Wäre er auch der größte Esel in der Kunst gewesen — er würde sein Stipendium doch bekommen haben! Lawn-Tennis- und Croquetspielen, Segelpartien und Ausfahrten erweisen sich wirksamer als die schönsten Zeugnisse, die gediegensten Leistungen!

Zu Weihnachten gab's den ersten größeren Urlaub auf acht Tage, die Willy natürlich im Elternhause (jetzt Hopfenmarkt Nr. 26, die Wohnung war abermals gewechselt worden) verbrachte. Und ich, als glücklicher Bräutigam, kam gerade aus der Pfalz an, als beim strahlenden Christbaum, der in altgewohnter Weise vom Boden bis zur Decke reichte, das Weihnachtsessen, die Karpfen, aufgetragen wurde. Was gab das für ein Hallo, was war das für ein fideler Abend! Jetzt, nach vielen Jahren, wenn ich mir den Weihnachtsabend von 1880 zurückrufe, glaube ich noch deutlich all die heiteren, vor Lust und Freude glühenden Gesichter zu sehen, das fröhliche Lachen zu hören, die delikat zubereiteten Karpfen zu schmecken! Der alte Cuny stieß mit Papa Allers und mir, seinem Schwiegersohn, alle Augenblicke stillvergnügt an und ermahnte mit aufgehobenem Zeigefinger seine Frau: „Mutterchen, Mutterchen, trink mir nicht so viel Punsch!"

Nachdem das alte Jahr mit Rundgesang, Tanz, Bleigießen, Punsch und Apfelkuchen unter Lust und Scherzen zu Grabe getragen worden, trat Willy wieder seinen milden Dienst auf Seiner Majestät Marine an. Sein Tagebuch entrollt mir eine bunte Musterkarte von Freuden und Annehmlichkeiten: Bälle, Musikabende, Jours fixes, Familienthees, solenne Diners



Das englische Geschwader von Düsternbrook gesehen.

mit allen möglichen Delikatessen und auserlesenen Weinen. Die noch freien Abende verbrachte er im Stadttheater als Gast in der Loge dreier befreundeter Offiziere. Auch bei dem Lieutenant von Tschudi hing für ihn stets der Himmel voller Geigen. Tschudi war ein gastfreundlicher Herr und zuvorkommender Wirt, der sich am glücklichsten fühlte, wenn er andern vergnügte Stunden bereiten konnte und sah, daß man sich bei ihm wohl fühlte. Man hatte ihn inzwischen zum Messenvorstand im Offizierskasino gewählt und es gab wohl keine geeignetere Persönlichkeit für diesen Posten als ihn, da niemand besser verstand, ein wirklich vornehmes Mahl mit den passenden Weinen zusammenzustellen, sowie Ueberraschungen und Scherze zu arrangieren. Fremde höhere Marineoffiziere aus Spanien und Italien hatte er mehrmals bei sich und lud ihnen zu Ehren die lustigste Gesellschaft ein, die man in Kiel auftreiben konnte: ältere und jüngere Offiziere, sowie hervorragende Künstler und Künstlerinnen vom Theater. Jeder Gast leistete sein möglichstes an witzigen Einfällen und komischen Vorträgen, ferner bekam jeder der fremden Offiziere noch sein von Willy gezeichnetes Porträt als Erinnerung mit in die Heimat.

Mitte Februar erhielt Willy durch Herrn von Tschudi abermals Urlaub, um in Hamburg meine Hochzeit mitzufeiern. Ueber den Verlauf derselben berichtet uns ein mir jetzt von Herrn von Tschudi zur Verfügung gestellter Brief unsres Helden an ihn wie folgt:

Hamburg, den 19. Februar 1881.

Hochgeschätzter Freund und Gönner!

Der Festtrubel ist verhallt und der Hochzeitsdusel ausgeschlafen. Hamburg sieht wieder so nüchtern und prosaisch aus wie immer im Winter bei Schlackenwetter. In einigen Tagen trete ich wieder bei Ihnen an.

Vorgestern arrivierte Dr. Olinda, der Bräutigam, aus seiner schönen Rheinpfalz. Am nämlichen Tage war Polterabend, und die ganze Nachbarschaft: die Backbordseite des Hopfenmarktes, der kleine Burstah und der Hahntrapp, sowie die Freunde der Häuser Emny und Allers benutzten diese gute Gelegenheit, um all ihr altes Geschirr und Küchengerümpel loszuwerden. Den ganzen Abend klirrten und krachten invalide Schüsseln, henkellose Töpfe und zerbrochene Flaschen an unsre Thür und an die Wände des Korridors. Das Wegräumen und Fortschaufeln des Scherbengebirges gab am frühen Morgen des Hochzeitstages noch eine tüchtige Extraarbeit.

Olinda und seine Braut hatten auf einem Thron aus buntem Kattun und Tannenreisig, der mit fabelhaften Papierblumen dekoriert war, Platz genommen — an den Seiten des Thrones saßen die Eltern der Braut, Papa und Mama Allers sowie Onkel Frese aus Boizenburg. Letzterer entpuppte sich als ein phänomenaler Spaßvogel. Er konnte allerlei Schnurren drollig vorbringen, Schattenspiele mit der Hand an die Wand zaubern und schließlich vermittelst einer Serviette und ein paar Rosinen und Mandeln eine Apfelsine in einen komischen alten Herrn verwandeln, wozu er einen spaßhaften Vortrag hielt. Ein dicker, neben mir sitzender stillvergnügter Herr, welcher von diesen Produktionen ganz hingerissen, stieß mich beständig mit dem Ellbogen an, klatschte auf seine Schenkel und beteuerte, Onkel Frese sei ein „Deubelskerl". Dem guten Onkel stieg allmählich der Wein und der Ruhm zu Kopf und er fing an aufzuschneiden, daß die Wände wackelten. Ganz besondere Freude machte es ihm, zu erzählen, wie

er den ganzen Rat von Boizenburg samt mehreren hervorragenden Gästen desselben unter den Tisch getrunken hatte und als Finale noch dem Bürgermeister, welchem er das nämliche Schicksal zu bereiten gedachte, eine ganze Bowle zutrank.

Toni Cunys Freundinnnen traten in den üblichen Kostümen und mit den üblichen Vorträgen auf. Da erschienen das Altejungfernduett, die Vierländerin, die Zigeunerin, die Tirolerin, der Drehorgelspieler mit dem in Knüttelversen verfaßten Lebenslauf des Brautpaars. Es präsentierten sich auch ein Schornsteinfeger, ein Postillon und ein Briefträger. Adolf Cuny (der Bruder der Braut) und meine Wenigkeit, der erstere mit einem meiner Galahemden bekleidet, produzierten sich, zwei mächtige Pinsel in den Händen schwingend, als „die beiden weltberühmten Marineschnellmaler“ und wuschen unter allgemeiner Bewunderung des Publikums ein schon vorher zu diesem Zweck gemaltes und mit nasser Wasserfarbe verdecktes Bild ans Tageslicht. Zwei Handlungsgehilfen, die bei Cunys wohnten, hatten sich ebenfalls angestrengt und sangen mit angeklebten Bärten, roten Nasen, hohen Vatermördern und eingetriebenen Cylindern humoristisch sein sollende Lieder. Bedauerlich ist nur bei solchen Darbietungen, daß die Künstler, erhitzt durch den gern gespendeten Beifall, immer wieder kommen und immer fadere Sachen vortragen, bis sie schließlich die ältesten, abgedroschensten Mummereien und Kalauer zum besten geben.



Toni Cuny als Braut (Oelstudie).

Was war das am nächsten Morgen bei Cunys, als die Braut geputzt wurde, für ein Gesumm und Geflüster, für ein Hin- und Herrennen der Busenfreundinnen, die alle selber die größte Lust zum Heiraten bekamen! Nachdem die Civiltrauung auf dem Standesamt vor sich gegangen, fuhr man zum Photographen, der das junge Ehepaar im Bilde verewigte: Olinda im Frack und Toni im Gazeschleier verhüllt, so daß die Gruppe aussah wie auf den bekannten Geisterbildern, wo die Zauberer der Jahrmärkte, ebenfalls im Frack, von einem Gazegeist besucht werden, dem sie, aber ohne Erfolg, mit Pistole und Degen zu Leibe gehen.

Die kirchliche Trauung geschah in unsrer Wohnung. An einem kleinen, blumengeschmückten Altar, den wir gebaut, ging die Ceremonie vor sich. Pastor Buck hielt die Traurede — während derselben zerschmolzen alle alten und jungen Damen, wie dies nun einmal Sitte, in Thränen. Als der Pastor noch ein leutseliges Glas Wein mit der Hochzeitsgesellschaft getrunken und sich hierauf empfohlen, war der Bann der Feierlichkeit und des Ernstes, dem man bis zu diesem Augenblick unterworfen gewesen, gebrochen, Humor und Fröhlichkeit traten wieder in ihre Rechte, die Witzbolde tauchten wieder auf und das Hochzeitsmahl, welches Mama Allers mit Hilfe einer Kochfrau und zwei Kochfräulein bereitet, nahm seinen Anfang. Die Braut



Papa Cuny.

sah in ihrem cremefarbenen Seidenkleid und mit einem Kranz frisch aus Sorrent gekommener Orangenblüten im Haar zum Anbeißen niedlich aus.

Das Redeturnier wurde durch Papa Allers eröffnet, der zuvörderst die eingelaufenen Glückwunschtelegramme vorlas und dann dem Brautpaar eine glückliche Zukunft wünschte. Olinda ließ eine lange Erwiderung vom Stapel, die mit der Völkerwanderung begann und mit einem Hoch auf Tonis Eltern schloß. Ein Freund Olindas, Adolf von Reiche, toastete auf die Eltern des ersteren, Onkel Frese feierte Mama Allers, die ein so lukullisches Mahl hergerichtet. Papa Cuny, der ebenfalls seinen Gefühlen Ausdruck verleihen wollte, konnte vor Rührung nicht sprechen — seine Worte erstickten in allgemeinen Hurras, allgemeinem Gläserklingen. Die Toaste jagten sich nun wie die Wellen beim Sturme und gegen Ende des Mahles war wirklich nichts mehr übrig geblieben, was man noch hätte leben lassen können.

Gegen neun Uhr ging in den vorderen Gemächern bei einer Ananasbowle der Tanz los, während hinten im geheimen eifrig von dem jungen Paar zur Abreise gerüstet und gepackt wurde. Indessen die jungen Damen merkten bald, was hinter den Coulissen vorging, und im Nu waren sie sämtlich um Toni, die ihren Brautstaat mit Reisekleidern vertauschte, versammelt. Eine Polonaise durch sämtliche Zimmer beschloß für das junge Ehepaar das Fest.

Der alte Papa Cuny war ganz trostlos, daß er sein Tonchen verlieren sollte. Nach unzähligen Abschiedsküssen stiegen wir in den Wagen — Adolf und Luise (Tonis in London verheiratete Schwester) fuhren ebenfalls mit. Onkel Frese sang dem scheidenden Paar noch ein humoristisches Abschiedslied nach. Ich setzte mich, durch Papas Rock und Hut civilisiert, oben auf den Bock zu dem Kutscher, und in der nächsten Sekunde rasselten wir dem Berliner Bahnhof zu. Der Hut war mir viel zu groß, der Rock dagegen viel zu eng.

Auf dem Bahnhof angelangt halfen Luise, Adolf und meine Wenigkeit der jungen Frau, die einen kleinen Champagnerschwibbs hatte, beim Einsteigen in den Wagenabteil und führten um sie herum auf dem Polstersitz eine Verschanzung von Blumenbouquets auf.

Noch ein Schwenken des spitzenbesetzten Taschentuchs von seiten Tonis — noch ein paar herzliche Abschiedsworte von seiten Olindas — und bald verhallte das Rollen des Zuges in der schwarzen Nacht.

Als wir wieder zu Hause anlangten, brandete und wogte dort noch die Festesfreude — es wurde noch bis lange nach Mitternacht getanzt, gesungen und gekneipt.

Schade, daß so viele Menschen nie das richtige Ende finden können! Gegen fünf Uhr morgens wollten drei junge Leute und Onkel Frese „erst recht fidel werden", wie sie behaupteten, und sie sangen mit heiserer Stimme allerlei Zeug durcheinander. Mama hatte ihnen jedoch schlauerweise die Bowle von halb fünf Uhr an entzogen und sie bekamen nur noch kühlendes Selterwasser.

Weiter habe ich nichts zu berichten — meinen Kater laufe ich mir in St. Pauli aus. Papa und Mama lassen bestens grüßen. Ihre Aufträge habe ich sämtlich besorgt.

Auf fröhliches Wiedersehen!

Ihr ergebener

C. W. Allers,
Maler und Matrose.

Vierzehn Tage vor dem 22. März, dem Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers, erging von der Admiralität in Berlin der Befehl, daß der Lieutenant von Tschudi und der Matrose Allers die Ausschmückung der Kaserne übernehmen sollten. Sie scheinen in Berlin doch ziemlich genau zu wissen, was sie für Talente auf Lager haben und wie sie dieselben am besten zu verwerten im stande. Unserm jungen Künstler kam diese Entscheidung gerade zur rechten Zeit, da der Zahlmeister schon wieder seine Fangarme in Form von Ordonnanzen nach ihm ausstreckte, um ihn aus dem Dorado des höheren geistigen und geselligen Lebens in die Tretmühle des Alltagsdaseins zu schleudern, ihn in die Zwangsjacke des für ein Künstlergemüt so faden, maschinenmäßigen Bureaudienstes zu stecken.

Nun ging's an ein lustiges Arbeiten. Auf großen Pappdeckeln wurden alle erdenklichen Wappen gemalt und ausgeschnitten, die leuchtendsten Farben nicht geschont. Selbst Lieutenant von Tschudi ward vom Schaffensdrang ergriffen, zog seine Uniform aus, streifte die Hemdsärmel empor und stürzte sich in die Farbentöpfe. Auf zwei Meter Entfernung war es gefährlich, sich den beiden zu nähern. Herr von Tschudi sah nach ein paar Stunden greulich aus: Nase, Kneifer (er mußte den letzteren öfter zurechtrücken) und Haare waren mit Berlinerblau, Zinnober und Knallgelb beschmiert. Auch ein gigantisches Brustbild des Kaisers von mehreren Metern Höhe ward als Zentral- und Glanzpunkt für die projektierte Kasernenausschmückung angefertigt. Die Werft mußte ganze Wagenladungen von Flaggen sowie Wimpeln liefern und zwei Tage vor dem Fest zogen sie mit Hunderten von Matrosen sowie mit Aerzten und Blockwagen hinaus und lichteten ganze Tannenwälder, um Guirlanden daraus zu binden. Bei der Anfertigung dieser letzteren boten die Gänge und Keller der Kaserne ein ebenso buntes wie belebtes Bild dar. Matrosen sind zu allem in der Welt geschickt und wenn es etwas zu verzieren gibt, braucht man ihnen nichts vorzuschreiben, sondern sie nur ihren Launen und Einfällen zu überlassen. Willy hatte zwar einen genauen Entwurf zur Ausschmückung der Kaserne gezeichnet, fand aber bald, daß die Kulis es in den Details viel besser machten, als er es sich ausgemalt hatte.

Am Kaisertage erntete die Dekorierung der Matrosenkaserne allgemeine Anerkennung und Bewunderung — nicht nur dies, sie erregte sogar den Neid des Seebataillons und der Infanterie. Als die Offiziere dieser beiden konkurrierenden Truppengattungen vernahmen, daß die Idee zu dem ganzen Arrangement von Willy ausgegangen, ersuchten sie Herrn von Tschudi, ihnen unsern Freund vorzustellen.

So verfloß für den letzteren der Winter auf das angenehmste, der Frühling und Sommer kamen und das Ostseegeschwader ging ohne ihn und Herrn von Tschudi in See. Willy hatte inzwischen auch die Ehre gehabt, auf Wunsch Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin durch Vermittelung des Kapitäns zur See Freiherrn von Seckendorff zu dem Prinzen Heinrich

in persönliche Beziehungen treten zu dürfen. Durch Anton von Werner war die hohe Frau auf Willys Dasein in der Marine aufmerksam gemacht worden und es ging ihre Absicht dahin, daß unser Freund dem Prinzen Zeichenunterricht erteilen sollte. Daran war aber vorläufig nicht zu denken, weil die Vorbereitungen zu seinem Lieutenantsexamen die ganze Zeit und Thätigkeit des Prinzen in Anspruch nahmen. Jedenfalls wurde Willys gesellschaftliche Stellung durch seine Beziehungen zum Prinzen bedeutend gehoben und der Zahlmeister sah sich veranlaßt, auch noch ferner gegen ihn Rücksichten zu nehmen. Auch der Unteroffizierverein „Barbarossa" ehrte den Künstler durch verschiedene Einladungen zu fröhlichen Tänzen, Ausflügen und Picknicks.

Die schöne Jahreszeit ist in Kiel entzückend. Das Düsternbrooker Gehölz, die See, die Bucht mit ihren malerischen Ortschaften ermöglichen die reizvollsten Ausflüge zu Lande wie zu Wasser. Mit dem Lieutenant von Tschudi und andern Marinefreunden wurden dann und wann Segelpartien unternommen, häufig erinnerungsreiche Abende an Bord der Wachtschiffe oder in den Ufervillen verbracht. Angenehme Stunden verlebte Willy auch im Künstlerverein. Dieser Verein, welchen er und einige alte Herren — Maler, Bildhauer, Architekten und kunstverständige Privatpersonen — aus einem Schattendasein wieder zu neuem Leben erweckt hatten, zog oft mit Kind und Kegel in den grünen Wald oder an die See, wo dann gezecht, geschmaust und gesungen ward.



Der Maler Emil Doepler in Berlin.

Einige Tage in der Woche leitete Willy einen kleinen Kursus von malbedürftigen Damen. Seine Geschicklichkeit in der Anfertigung von Bleistiftporträts verschaffte ihm ebenfalls manchen willkommenen Verdienst, so daß auf diese Weise die Geldsorgen seiner Eltern, welche ja noch einen zweiten Einjährigen zu erhalten hatten, gehoben wurden.

Sein sommerliches Stillleben sollte jedoch nicht ganz ungestört verlaufen. In den Hundstagen mußte er unerwartet mit seinen Kameraden zu einer Schießübung mit der Jägerbüchse ausrücken, wovon er sich bei dem prächtigen sonnigen Wetter viel Vergnügen versprach. Zum Unglück führte bei dem Schießen ein fremder, eben von Bord gekommener Deckoffizier das Kommando, der nicht wußte, was hinter dem Matrosen Allers steckte, und ihn sowie einige zur Uebung herangezogene Bureaumenschen, weil sie ihm nicht kulimäßig genug vorkamen, mit scheelen Augen ansah. Nachdem er sie den ganzen Tag hindurch geplagt und gequält, befahl er ihnen schließlich, einen schweren hölzernen Rollwagen, auf welchem die Scheiben hin und her gefahren wurden, auf den Schultern nach der drei viertel Stunden entfernten Kaserne zu tragen, worauf er mit den andern Kulis abzog. Da das zu schleppende Fuhrwerk vier dicke

Räder hatte, so fand man es weit bequemer, dasselbe an seinen Bestimmungsort zu rollen. So zog man schwatzend und plaudernd, hin und wieder ein lustiges Lied anstimmend, die Landstraße entlang. Willy und seine Kameraden hatten bereits mehr als die Hälfte des Weges hinter sich, da bemerkten sie von weitem, wie der Deckoffizier mit seiner Truppe Halt machte und sie zu erwarten schien. Als sie sich ihm arglos näherten, schnauzte er sie heftig an und fragte höhnisch, ob sie wohl taub seien, denn er habe ihnen doch befohlen, das Ding zu tragen. Hierauf notierte er die Namen der Ungehorsamen und setzte den Marsch mit seinen Kulis fort.

„Na," meinten die jugendlichen Missethäter, „wenn's doch 'mal ans Hängen gehen soll, wollen wir uns nicht weiter anstrengen!" Demgemäß rollten sie den Omnibus ganz nach Kiel hinein.

Acht Tage später wurden Willy und seine Spießgesellen vor ihren damaligen Vorgesetzten, den Korvettenkapitän Graf Haugwitz, citiert. Unserm Willy graulte es ein wenig vor seinem Richterspruch, denn wegen Nichtbefolgung eines dienstlichen Befehls konnte ihn Haugwitz auf mindestens acht Tage zu „Vater Seemann"*) schicken. Der Graf verfuhr indessen milder, als Willy geahnt hatte, denn sein Urteilsspruch lautete nur auf einen Tag Mittelarrest.



Graf Haugwitz.

Einmal einen Tag brummen zu müssen, war unserm Freund gar nicht unlieb — erblickte er doch darin eine willkommene Bereicherung seiner Erlebnisse. Man muß ja alles in der Welt einmal durchgemacht haben! Und gerade für einen Maler bleibt das persönliche Anschauen und Erleben doch immer die Hauptsache!

Lieutenant von Tschudi gab seinem Schützling allerlei nützliche Weisungen mit auf den Weg und meinte, Willy solle sich vorher noch recht satt essen und im Arrestlokal möglichst viele von den vierundzwanzig Stunden verschlafen.

Zur festgesetzten Zeit trafen die jugendlichen Verbrecher im vorschriftsmäßigen Kostüm, d. h. ohne Exerzierkragen, beim Cerberus von „Vater Seemann" ein, jeder unter dem linken Arm ein gewaltiges, in ein Taschentuch gewickeltes Schwarzbrot tragend, um während der Haft nicht Hungers zu sterben. Willy hatte kurz vorher ein ganzes Pfund Beefsteak nebst einem riesigen Haufen Kartoffeln vertilgt, diese Mahlzeit mit einer Flasche Rotwein hinunter-

*) „Vater Seemann" wird in Kiel das Marine-Arrestlokal genannt.


Der Radierer Professor W. Unger in Wien.

gespült und war nun bereit, wie Wallenstein „einen langen Schlaf zu thun". Zuvörderst wurden die Verurteilten sorgfältig untersucht, ob sie auch keine Waffen, Stricke (um sich daran aufzuhängen), Würste und sonstige Leckereien, Kautabak oder Feuerzeug bei sich führten. Hierauf ward jeder Brotlaib in der Mitte durchgebrochen, denn man hegte den Verdacht, daß möglicherweise das Innere desselben ausgehöhlt und mit allerlei guten, aber an diesem Orte des Schreckens und der Buße verbotenen Dingen angefüllt sei. Dann erst geleitete man jeden der Inhaftierten in die für ihn bestimmte Zelle.

Als der Gefangenwärter die Thür hinter Willy zuschlug und verriegelte, mußte dieser laut auflachen über die Wechselfälle des Daseins. Aus den Romanen des genialen Alexander Dumas Vater war er übrigens genügend mit dem Leben in den Kerkern vertraut geworden, um zu wissen, wie man sich bei solchen Gelegenheiten zu verhalten hatte. Spinnen zum Abrichten gab es hier nicht, und die Ratten kamen wohl erst in der Nacht zum Vorschein. Willy streckte sich also vorerst auf seinem harten Lager von echtem deutschen Eichenholz aus und schnarchte einige Stunden. Als er erwachte, schien die Abendsonne freundlich in seine Zelle. Aus der Ferne drang an sein Ohr das dumpfe Rasseln von Wagen, das Bellen von Hunden, sowie von der nahen Kegelbahn der Kasinogesellschaft her das Rollen der Kugeln und Fallen der Kegel. Ehe die Dunkelheit eintrat, wurde er mit seinen Leidensgefährten noch einmal an die Luft gelassen — man hatte auf diese Weise Gelegenheit, sich die Beine ordentlich auszurecken.

Morpheus bescherte unserm Freunde, der sich die Mütze unter den Kopf gelegt, den festesten Schlaf — nur die Knochen thaten ihm von dem ungewohnten Lager etwas weh. Dank dem vorher genossenen Riesenbeefsteak und der Flasche Wein, die er geleert, sah er das mitgebrachte Kommißbrot und den gefüllten Wasserkrug mit Verachtung an. Das Brot schenkte er beim Morgenspaziergang einem ärmeren, für sechs Wochen hier gastierenden Kameraden.

Endlich waren die vierundzwanzig Arreststunden verbüßt und unser Held richtete vergnügt seinen Kurs nach der Wohnung des Lieutenants von Tschudi, woselbst er mit Jubel begrüßt wurde. Tschudi hatte einige befreundete Offiziere zu diesem erhebenden Moment eingeladen, und ein delikates Mittagessen mit Champagner tröstete den jungen Künstler über die auf der steinharten Pritsche ausgestandenen Strapazen und kräftigte ihn wieder nach dem langen Herumfaulenzen.

Im Herbst vollendete Willy auch ein schwieriges Werk, an welchem er fast sechs Monate gearbeitet, nämlich die Tätowierung eines alten Matrosen im Rokokostil. Als unser Held, wie berichtet, in den ersten Wochen seines Dienstes das Bild „Mensch, ärgere dich nicht!" angefertigt, und dadurch sein Ruf als talentvoller Maler sich unter seinen Kameraden zu verbreiten begann, stellten sich oft Matrosen bei ihm ein mit dem Verlangen, sie künstlerisch zu tätowieren. Der eine ließ sich ein Schiff mit vollen Segeln auf der Brust verewigen, ein andrer wünschte die

Germania des Niederwalddenkmals in ganzer Figur auf seiner Haut reproduziert zu haben, ein dritter begehrte zur Verschönerung seines Körpers nur Embleme wie Fahnen, Geschütze, Enterpiken u. s. w. Meistens wurden jedoch nur Anker, brennende Herzen und die Namen der Geliebten bestellt, bisweilen auch thörichte Inschriften und faule Witze, welche dem Inhaber wohl später großen Aerger bereitet haben mögen. Einem Kameraden tätowierte Willy auch zwei Palmen, und zwar von den Fersen die Beine entlang bis auf den Rücken, wo sich die sanft geneigten Kronen vereinigten und die einzelnen Wedel an den Armen hinunterliefen. Die Prozedur des Tätowierens geschah auf die folgende altertümliche Manier: Neun bis zehn durch einen Kork gesteckte englische Nähnadeln machten bei jedem Druck ebensoviele kleine Löcher in die Haut und, wenn nebeneinander fortgeführt, eine breite Kontur. Es konnte übrigens jedesmal nur immer eine handgroße Fläche tätowiert werden, welche erst einige Tage ausheilen mußte, bevor das Verfahren seinen weiteren Lauf nahm. Die frischen Wunden wurden mit chinesischen Farben — Blauschwarz und Rot — eingerieben; somit konnte man, wenn man das helle Fell dazu nahm, auch die deutsche schwarz-weiß-rote Flagge herstellen.

Eines Tages nun meldete sich bei unsrem Freunde ein alter Kuli mit der Bitte, ihn ebenfalls zu tätowieren.

„Wat wult du denn hebben?"

„Dat is mi ganz egol!" meinte er.

„Jä, wult du denn Rokoko warn?"

Der alte Matrose hatte natürlich keine Ahnung davon, was Rokoko eigentlich sei, und entgegnete: „Mintwegen kannst mi ok Rokoko moken!"

Willy machte also zuvörderst einen Entwurf, wie man ihn etwa anfertigt, um größere Gemälde auszuführen, und danach tätowierte er seinen Rokoko-Matrosen, der in der Waffenkammer angestellt war. Da der Mann Zeit hatte, sich jede Woche ein- oder zweimal auf eine Viertelstunde bei unsrem Künstler einzufinden, so wurde er bis zum Sommer fertig.

Wie Willy später erfuhr, ertrank sein Kunstwerk leider an der chinesischen Küste als zweiter Steuermann einer amerikanischen Bark, die dort scheiterte. Sonst wäre der Rokoko-Matrose vielleicht noch ein anziehendes Ausstellungsobjekt für Castans Panoptikum in Berlin geworden.

Acht Tage vor Willys Entlassung aus dem Dienste, als ein großes Manöver stattfand, welchem der Kaiser, der Kronprinz sowie die Kronprinzessin beiwohnten, ließ die letztere unsern Freund zu sich aufs Schloß laden und mit seinen Skizzen antreten. Die hohe Frau fand sich bewogen, bei ihm einige Zeichnungen zu bestellen.

So angenehm und reich an interessanten Erlebnissen auch Willys Dienstjahr gewesen — er freute sich doch, als dasselbe sein Ende erreichte. Als Künstler schätzte er ja ein freies, ungebundenes Dasein ohne uniformierte Vorgesetzte über alles!

Noch einmal stand er in Reih und Glied, mit all seinen Kameraden vergnügt der Abschiedsrede des Admirals lauschend. Wie es Sitte ist bei heimkehrenden Schiffen, den von der Mannschaft gestifteten Heimatswimpel so lang wie möglich wehen zu lassen, so machten auch Willy und seine Kameraden diese uralte Sitte entlassener Matrosen mit und ließen ihre Heimatswimpel im Seewind flattern, indem sie ihre Mützenbänder bis ins Unendliche verlängerten. Einige übertrieben die Sache sogar und schleiften, zur großen Belustigung der Kieler Straßenjugend, ihren Heimatswimpel einige Meter hinter sich auf dem Boden nach.

Mama Allers hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren Sohn, den sie persönlich nach Kiel gebracht, auch wieder abzuholen. Lieutenant von Tschudi gab ein feierliches Abschiedsdiner, woran sämtliche in Kiel anwesende Marinefreunde teilnahmen und Mama Allers den Ehrenplatz auf dem Sofa hatte. Drei der ersteren überreichten unserm Willy eine wertvolle goldne Uhr mit folgender Inschrift:

Zur Erinnerung an die Zeit in der Marine.

Kiel den 30. September 1881.

Von Tschudi. Scheder. Von Basse.

Freunde von der Werftdivision verehrten ihm einen Briefbeschwerer aus dem Geschützmetall des „Barbarossa" mit dem Modell einer Schiffsschraube.

Seelenfroh, die Mütze in den Nacken geschoben, den Marinesack voller Herrlichkeiten, mit Waffen, Bogen, japanischen Säbeln und Kriegskeulen beladen, zog er in Hamburg ein und eine Stunde später den Matrosen aus.



Anton Rubinstein, Whist spielend.

Dreizehntes Kapitel.

Bunte Welt.

(Zwei Studienjahre in Karlsruhe. — Reisen in den Sommerferien. — Schicksale einer Kommode. — Ablauf der Studienzeit und selbständiges Arbeiten. — Sorgenvolle Tage in Hamburg. — Die vierbeinigen Künstler des Affentheaters. — Ein bewegliches Heim. — Hinter den Coulissen des Cirkus Renz. — Der Düsseldorfer „Artist“. — Die Schmierencirkus und Menagerien. — Hinter den Coulissen des Karl Schultze-Theaters zu Hamburg. — Bilder aus dem Theaterleben. — „Der Mikado“.)

Es folgten jetzt zwei Jahre ruhigen und emsigen Studiums in Karlsruhe.

Die Sommerferien verbrachte Willy jedesmal im Elternhause, um durch Porträtieren sich pekuniär weiter zu helfen und durch Naturstudien in der reizvollen Umgebung Hamburgs sich künstlerisch fortzubilden. Seine Fahrt in die Heimat machte er beidemal auf einem Umwege: nämlich von Mannheim auf dem Rheindampfer nach Rotterdam und von da über See nach Hamburg. Abgesehen von ihrer Billigkeit gewährte diese Route dem jungen Künstler auch noch den Vorteil, daß er unterwegs eine Fülle lohnender und wirkungsvoller Motive zum Zeichnen fand: das Personal der Dampfer vom Kapitän bis zum Kartoffeln schälenden Schiffsjungen — das Detail des Tauwerks, der Ketten und des sonstigen Schiffszubehörs — die Viehweiden und Gärten an den Ufern — die alten malerischen Städte in Holland wie Dordrecht, Schiedam, Delft, Rotterdam, mit ihren altertümlichen Häusern, mit ihren Mühlen und Grachten, an welch letzteren der Dampfer oft lange Zeit liegen blieb. Dazu die abenteuerlichen Fahrten mit den holländischen Käse- und Frachtdampfern! Bei derlei Exkursionen wurde Willy in der Regel vom Kapitän ersucht, den Tauschhandel mit den Piraten der englischen Fischerflotte, welch letzterer man auf der Höhe von Terschelling begegnete, zu leiten. Es wurden frische Seefische gegen Gin und Tabak der elendesten Sorte eingehandelt. Beide Parteien standen sich jedoch gut bei diesem Geschäft. Wie köstlich schmeckten die frisch aus dem Meer herausgezogenen Seezungen und Schollen, knusprig in der guten holländischen Butter gebraten und mit dem vortrefflichen Appetit, den man bei klarem Wetter auf See entwickelt, verzehrt!

In Rotterdam wohnte ein alter gemütlicher Hamburger und Freund Willys, der „Tandarts“ (Zahnarzt) Beick, der ihn in sein gastfreundliches Haus nahm und ihn auf diese Weise vor dem sonst so teuren Holland rettete.

Im Sommer 1882 kam Willy auch zum erstenmal nach London hinüber, woselbst er fleißig Porträts malte. Da er dort bei meiner Schwägerin Luise, welche mit ihrem Gatten (Fritz Schneider) und ihren Kindern in Brixton, einer südlichen Vorstadt Londons, ein hübsches



Der Herausgeber der Deutschen Rundschau.

Haus (Tintern Street 9) bewohnte, seinen Wigwam aufschlug, so fühlte er sich in der Riesenstadt bald recht heimisch. Er kam in der Folge noch öfter nach London und erlebte daselbst im Jahre 1883 eine spaßhafte Episode, der wir die Ueberschrift: „Die Kommode der Schwester Marie“ geben möchten und die wir ihn am besten in einem Brief an die Eltern erzählen lassen.

Es möge vorausgeschickt sein, daß sich Fräulein Marie Allers in dem erwähnten Jahr mit Herrn Max Wolfschmidt aus Berlin verlobt hatte. „Eine Braut ist,“ so äußerte einst Willy gegen mich in Neustadt a. d. Haardt, „gerade keine angenehme Gesellschaft für die übrigen Familienglieder, besonders wenn sich der Bräutigam in der nämlichen Stadt aufhält. Denn die Verliebten und Verlobten nehmen keine Rücksicht auf andre, denken nur an sich und meinen, die ganze übrige Welt habe ganz das gleiche Interesse an ihrem Verliebtsein wie sie selber. Schlimm ist's aber auch, wenn der Bräutigam in der Ferne weilt. Da werden täglich zwei Briefe, jeder zu mindestens zwanzig Seiten, ausgetauscht! Wo nur all der Geist herkommt zur Ausfüllung dieses gewaltigen Papiermaterials!“

Da Marie und ihr Max noch mehr als zwei Jahre warten mußten, ehe es ans Heiraten gehen konnte, so ließ Willy, der sich damals gerade in England befand, die Schwester nach London hinüberkommen und brachte sie bei Bekannten, Mr. und Mrs. Robson in Tottenham, unter. Marie bekam auf diese Weise, ehe sie den wichtigen Schritt ins Eheleben that, noch etwas von der Welt zu sehen und die Zeit bis zur ersehnten Vereinigung mit ihrem Max verging ihr in der Fremde schneller.

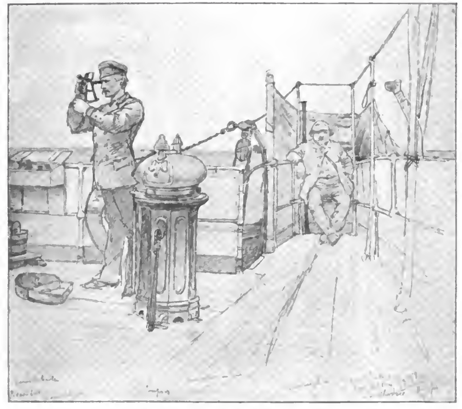
Es möge nun der vorerwähnte Brief Willys mit der Kommodengeschichte hier folgen:

London, den 2. Juli 1883.

Liebe Eltern und Geschwister!

Wie Ihr ja schon aus meinen Postkarten erfahren, ist Marie glücklich hier angelangt und will ich Euch nur noch einige Details über ihre Ankunft mitteilen.

Am 24. Juni nachmittags erhielt ich Euren Brief mit der Nachricht, daß Ihr Marie abgesandt hattet. Den Tag darauf begab ich mich nach St. Catherine's Wharf, um mich zu



Auf der Fahrt zwischen London und Hamburg.

erkundigen, wann der Dampfer wohl ankommen könne. Einige der Flut- und Ebbeverhältnisse kundige Themsepiraten meinten, vor morgen früh brauche ich nicht wiederzukommen. Für einen Sixpence kaufte ich mir einen dieser Störtebeker, der an die Schwester folgenden Zettel überbringen sollte:

An Frl. Marie Allers.

Bleibe an Bord, bis ich Dich abhole.

Dein Bruder C. W. Allers.

Am nächsten Morgen war ich schon vor sechs Uhr am Themseufer und erhandelte mir einen alten Kahn nebst zwei Wasserbutjes zu fünf Schilling, um Marie samt Gepäck auf englischen Boden zu führen. Die Hamburger Dampfer bleiben nämlich mitten im Strom liegen, und nur die Schiffe der Steam Navigation Company legen direkt bei St. Catherine's Wharf an. Es war ein herrlicher Tag, leichte Morgennebel zogen noch über das schmutzige Themsewasser und der alte Tower mit seinen Ecktürmen sah im Sonnenschein ordentlich sauber und goldig aus.

Weit hinten lag der erwartete Dampfer: die „Vesta". Beim Naherkommen sah ich schon eine Gruppe junger Damen auf dem Hinterdeck versammelt. Bald wurde ich erkannt, und mit Taschentüchern winkte mir die Schar zu. Kaum war ich an Deck geklettert, als ich von den jungen Mädchen umzingelt ward und Marie, die ihren Zettel richtig vom Störtebeker erhalten, mich ihren Reisegefährtinnen vorstellte. Da waren verschiedene Damen, die ihr Heil und Glück in England als Gouvernanten und Stützen der Hausfrauen zu finden glaubten, ferner einige schlanke Kaufmannsjünglinge mit großen Erwartungen. Neidische Blicke richteten sich auf Marie, weil sie von ihrem Bruder in Empfang genommen wurde und für ihr Unterkommen nicht zu sorgen brauchte. In wenigen Minuten befand sich ihr Gepäck mitten im Kahn.

„Ist das alles? Hast du auch nichts vergessen?"

„Es fehlt nur noch meine Kommode!"

„Was, eine Kommode? Wie kommt ihr denn auf die Idee?"

„Ja, Mama meinte, es wäre so nett, wenn ich meine eigene Kommode bei mir hätte."

„Ach du meine Güte! Wo ist sie denn?"

„Da hinten steht sie!"

Richtig, da stand sie auch, ein Riesenungetüm, auf Deck festgeschnürt und mit Persenningen überhäugt, um den Stürmen des Ozeans trotzen zu können. Die Matrosen hatten sie rasch losgeschnürt und unter lautem Gesang ward sie vermittelst des Krans über Bord gehißt. Unser Kahn ging fast unter von dem Gewicht der Kommode — nur durch vorsichtiges Balancieren konnten wir uns vor dem Verderben bewahren. Ich hatte bemerkt, wie sich, als das Untier von Kommode über dem Wasser schwebte, die beiden Piraten verständnisvoll zublinzelten. Wir waren kaum hundert Ruderschläge vom Schiff entfernt, als der älteste Seeräuber seinen Kautabak ausspuckte und meinte, sie hätten zwar einschließlich des Gepäcks mit mir abgemacht, aber das hätten sie doch nicht erwarten können, solch eine Kommode hätten sie noch nie gesehen, und zwei Pfund Sterling müßte es mindestens kosten, um sie ans Land zu bringen. Ich handelte mit vielem Geschrei und Geschimpfe so lange herum, bis wir uns auf zwölf Schilling einigten. Was sollten wir hier machen, mitten auf der Themse und ganz allein mit den Wasserhalunken! Ich zahlte und darauf landeten wir an einem Weg zwischen zwei hohen Mauern, wo uns etwa ein Dutzend verzweifelt aussehender, Tabak rauchender und kauender Schmutzfinken in Empfang nahm.

Da standen wir nun am Ufer mit all dem Gepäck. Die Kerle rissen faule Witze und grinsten uns an. Es ging uns wie dem Fährmann in der Fabel, der den Wolf, die Ziege und den Kohlkopf über den Strom bringen soll und jedesmal nur einen Teil in seinen kleinen Kahn laden kann. Gehe ich in die Stadt, um einen Wagen zu suchen, so mußte ich meine Schwester samt Gepäck allein mit dieser zweifelhaften Gesellschaft zurücklassen. Ging meine Schwester — wie sollte die einen Wagen finden und sich genügend verständlich machen? Schließlich mußte ich das Anerbieten eines Blockwagens, den alle holen wollten, annehmen. Ein ungeheurer Wagen mit Riesenpferden kam denn auch an, und der Handel begann von neuem. Außerdem wollten etwa zehn von den Kerlen mitfahren, um von der Kommode noch weiter zu profitieren. Mit


Indischer Goldarbeiter.



Indische Teppichweber.

Mühe, Gebrüll und Handgreiflichkeiten verminderte ich die Teilnehmer an dieser Partie bis auf fünf. — Nun ging's los durch London. Unsre Wasserratten, um das Gepäck herumsitzend, stimmten einen greulichen Gesang an. Wir oben auf der Kommode thronend. Zuerst machten wir Station bei einem deutschen Wirt, den uns der Kapitän empfohlen, um das Gepäck dort erst mal einige Tage abzulagern. Der war aber saugrob und meinte, wenn meine Schwester nicht bei ihm wohne, wolle er auch kein Gepäck aufbewahren, selbst wenn ich dafür gut bezahlen würde. Also weiter! Uns durch das Straßengewühl langsam hindurchwindend, saßen wir oft lange festgekeilt, wie zum Beispiel zwischen den Fischkörben von Lower Thames Street, wo wir mit Schimpfworten regaliert, in unsrer Ehre gekränkt und sogar unsre Kommode mit Schmach überhäuft wurde. Es ist richtig, seit den Zeiten der Arche Noah hat es wohl kein ähnliches Bauwerk gegeben, aber was geht das die Fischhändler von Lower Thames Street an? Dann waren wir wieder in Eastcheap eingeklemmt, saßen in Grace Church Street fest und versperrten nachher sogar die Bishopsgate Street.

Endlich erreichten wir Liverpool Station. Hier ging der alte Skandal wieder los. Jeder mitgefahrene Bummler wollte königlich belohnt werden. Der Kutscher war noch unverschämter, aber ich konnte hier polizeiliche Hilfe bekommen. So war die Sache denn bald erledigt und wir standen mit dem Gepäck und der ungeheuren Kommode vor dem Riesenbahnhof. Marie hier als Wache zurücklassend, suchte ich mir drinnen einige Arbeiter mit Karren, um erst mal

den Verkehr vor der Station wieder frei zu machen. Nach unendlichen Schwierigkeiten, Reden und Laufereien staute ich endlich die ganze Geschichte im Gepäckraum weg und zog mit meinem Schein und Schwester Marie beruhigt nach Süd-London, um uns dort vor allem bei Luise einige Tage zu erholen, ehe wir mit dem Gepäck nach Tottenham weiterfuhren.

Wir amüsierten uns sehr gut. Ich zeigte Marie den Hyde Park, den Cristal Palace, die Westminsterabtei, St. Paul's Church u. s. w. Nach fünf Tagen hatten wir den Mut, an die Weiterreise zu denken. Luise ging mit und ohne weitere Abenteuer bekamen wir die Kommode, sowie die andern Stücke ausgeliefert. Da bald ein Zug abfahren sollte, so meinten wir, der gleich hinter der Lokomotive stehende Gepäckwagen werde die Sachen befördern. Die Beamten sahen aber kaum die Kommode, als sie die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und erklärten, solch Gepäck werde überhaupt nicht mit der Bahn befördert, dazu gehöre ein besonderer Erlaubnisschein des Bahnhofsvorstehers. Damit dampften sie ab und ließen uns mit dem Gepäckhaufen auf dem Bahnsteig zurück. Ich setzte meine zwei Damen auf die Kommode und zog aus, den Vorsteher dieses Riesenbahnhofs zu suchen. Nach vielem Umherfragen fand ich ihn schließlich, mit feierlicher Miene in Papiere vertieft und umringt von etwa zwanzig Personen, welche sämtlich eifrig in ihn hineinsprachen. Ich klopfte ihm mehrfach auf den Rücken und begann ab und zu mit der Geschichte unsrer Kommode. Zwei- oder dreimal gelang es mir nach langem Kampf, ihn mitzukriegen, aber halbwegs zur Kommode wurde er mir immer wieder von allerlei wichtig thuenden Beamten weggeholt. Endlich — stand er vor dem Kommodenungetüm, kratzte sich zweifelnd den Kopf, gab jedoch, als wir gänzlich zerknirscht waren, zu guterletzt seine Einwilligung zum Transport und stellte mir darüber eine Bescheinigung aus. Dieses Schriftstück mußte indessen noch in allerlei Bureaus gestempelt, kopiert, numeriert und registriert werden, ehe ich, erleichtert aufatmend, wieder bei den zwei geduldig auf der Kommode thronenden Damen anlangte. Da von Liverpool Station alle paar Minuten Züge abgehen, konnten wir auch bald nach Norden abfahren. Das Gepäck und die Kommode wanderten „Hol di Hooo!" in den Gepäckwagen, wir sprangen in unser Coupé und nun aufgepaßt: die siebente Station ist Bruce Grove und Tottenham!

Aufpassen muß man nämlich in England — da hat nicht jeder, wie bei uns zu Hause, einen Polizeidiener oder andern Beamten hinter sich, die ihn behüten und beaufsichtigen — er ist vielmehr ganz auf sich selber angewiesen. Manchmal steht der Stationsname an den Gaslaternen angeschrieben oder an den Holzwänden der Bahnhofsgebäude. Nur muß man ihn schnell aus all den Plakaten von Colman & Keen's Mustard, Pear's Sunlight Soap, Nestle's Milk und Hengler's Circus herausfinden. Oft prangt auch der Name auf der Rücklehne einer Bank, aber wenn dieselbe besetzt ist, entdeckt man ihn wieder nicht. Das Sicherste ist, die Stationen zu zählen, also: 1. Bishopsgate, 2. Bethnal Green Junction, 3. Globe Road, 4. Coborn Road, 5. Stratford, 6. Lea Bridge, 7. Tottenham.

Schnell ausgestiegen und vorn hingelaufen, damit sie die Gepäckstücke herausgeben, sonst fahren sie mit denselben noch nach Schottland! Schachteln, Pakete, Körbe regnet es um uns herum — endlich erbarmt man sich auch der Kommode. Viel Zeit ist nicht — bums, fliegt sie auf den Bahnsteig und kracht, von all den Strapazen erschöpft, in einen unförmlichen Trümmerhaufen auseinander — die vier Füße mit den darin steckenden langen krummen Nägeln wirbeln hinterher. Der Zug verschwindet gen Norden und wir stehen mit den Ruinen der Kommode, 150 Fuß über

dem Erdboden, allein auf dem einsamen Bahnsteig. Nur der Billetabnehmer ist sichtbar. Derselbe zuckt aber die Achseln und weiß keinen Rat — er darf ja seinen Posten nicht verlassen. Kein Arbeitsmann in Sicht.

„Gehen Sie mal hinunter," meint er, „und versuchen Sie einige Leute aufzutreiben!"

Ich setzte meine beiden Damen wieder auf die Trümmer und stieg nach Tottenham hinunter. Nichts wie Villen in großen Gärten, ruhige stille Straßen, einzelne vornehme Passanten, aber kein Mensch, der wie ein Arbeitsmann aussah. Planlos und verzweifelt irrte ich in den Straßen herum, bis ich nach einer halben Stunde zwei Kerle traf, die bereit waren, mir zu folgen. Ohne Zeitverlust führte ich sie an die Unglücksstätte, wo sie sich die Bescherung ansahen und berieten, wie die Sache zu einem guten Ende zu führen sei. Dann verschwanden sie sofort wieder.

Wir warteten beinahe drei viertel Stunden und glaubten schon, daß sie das Unternehmen aufgegeben hätten, als sie mit zwei langen und dicken Stangen, vielen Stricken und zwei weiteren Kameraden wieder auftauchten. Die Kommode ward nun von allen Seiten umwickelt, das andre Gepäck daran gebunden und an den zwei Stangen, wie seiner Zeit die große Traube von Kanaan, transportiert. Die vier Beine trug ich hinterher.

So kamen wir bei Robsons an. Schon am nächsten Tage sandte ich einen Trödler zu Marie, welcher den Kommodenrest mit elf Schilling Draufgeld gegen einen Koffer umtauschte.

Ueber sechzig Mark kostete die Kommode von Bord bis Tottenham, die Angst und die Sorgen um dieselbe gar nicht gerechnet. Eine Kommode kann man wohl mitnehmen, wenn man von Hamburg nach Wandsbeck verzieht, aber nicht als Passagiergut über See!

Nächste Woche komme ich mit dem „Ospray" der Steam Navigation Compagny nach Haus. Ich schreibe noch genauer die mutmaßliche Stunde der Ankunft. Herzliche Grüße an die Freunde.

Euer Sohn und Bruder

C. W. Allers.



Indische Metall- und Ebenholzarbeiter.

Die Studienzeit war vorbei und es begann jetzt für unsern Helden die schlimmste Situation des unbemittelten Malers: das selbständige Arbeiten ohne ein kleines Grundkapital. Jeder Kaufmann, jeder Handwerker braucht ein solches, und mag es noch so unbedeutend sein, zum Beginne eines eigenen Geschäfts — nicht minder der Maler. Letzterer benötigt außer Farben, Pinsel und Leinwand auch noch Modelle, ferner allerlei Lumpen zum Behängen derselben und vor allen Dingen ein Atelier. Auch muß er während dieser Periode essen und trinken, und abwaschbare Oelgemälde verkaufen sich so schlecht! Da geht es meistens, wie es der alte Maler Wolperding beschrieb: „Zwölf Bilder schicke ich weg und dreizehn bekomme ich zurück!“ Ferner that der eben genannte die treffende Aeußerung: „Bilder zu malen ist keine Kunst, wohl aber sie zu verkaufen!“ Auch unser Willy mußte, wie alle andern Kollegen, diesen Dornenpfad beschreiten. Ein künstlerisches Unternehmen in Wien, bei welchem es sich um Anfertigung großer historischer Wandgemälde (sogenannter „Schinken“) durch Professor Keller, dem Willy dabei als Mitarbeiter zur Seite stehen sollte, handelte, zerschlug sich leider. Der Professor wußte nun nichts Besseres, als Willy in seine Vaterstadt zu schicken. Er that dies mit den Worten:

„Gehen Sie nach dem reichen Hamburg, Allers — Sie sind ja von da! Donnerwetter, in der zweitgrößten Stadt Deutschlands muß sich doch für einen jungen talentvollen Maler lohnende Arbeit finden! Meinen besten Reisesegen gebe ich Ihnen mit auf den Weg!“

Ohne große Rosinen und Hoffnungen im Sack und in sehr niedergedrückter Stimmung — er kannte ja seine liebe Vaterstadt gut genug — richtete unser Freund seinen Kurs wieder nach den Ufern der Elbe. Ueber sechs Jahre saß er in Hamburg, ohne von seinen reichen Mitbürgern auch nur den kleinsten, unbedeutendsten Auftrag zu erhalten, ohne Mittel, sich ein Atelier zu mieten (wenn es in Hamburg überhaupt eins gegeben hätte!). In der ersten Zeit erfreute er sich noch des Umganges mit seinen Kollegen Johannes Gehrts und Hans Bartels, indessen dieselben verschwanden bald nach Düsseldorf und München. Es blieben ihm in Hamburg nur einige wohlwollende Freunde, während ihm die dortigen älteren Fachgenossen, wie es von jeher der Fall gewesen, als unnahbare Größen gegenüberstanden.

Das alte Plakatelend fing jetzt wieder an, außerdem füllten noch allerlei Entwürfe und Zeichnungen für industrielle Firmen, sowie die massenhafte Anfertigung von Bleistiftporträts zu billigen Preisen seine Zeit aus. Jeden freien Augenblick benutzte er dazu, um diejenige Seite künstlerischen Schaffens zu bethätigen, zu welcher ihn Begabung und Neigung vorzugsweise hinführten: nämlich Aufnahmen von Skizzen nach der Natur und aus dem Volksleben. Zu seinem Unglück beging er den Fehler, seinen Gönnern und Kunstmäcenen, die indessen nicht das mindeste thaten, um diese Benennung zu rechtfertigen, die von ihm angefertigten Skizzen und Arbeiten zu häufig vorzulegen. Dadurch erweckte er bei den beregten Persönlichkeiten allmählich die Meinung, der ganze Kram sei nicht viel wert. Man muß im Leben verstehen, sich etwas rar zu machen, sonst wird man nicht gewürdigt! Die einzigen, die ihn noch hochhielten, waren sein alter Lehrer Ehrich und sein Kieler Freund Professor Klaus Groth. Bei dem letzteren verlebte er häufig einige Wochen und frischte sich an der guten Seeluft und an dem noch besseren Geiste des Dichters wieder auf. Klaus Groth sah mit jugendfrohen Augen alle Skizzen und Entwürfe Willys entstehen und wußte dieselben wohl zu schätzen und zu würdigen.

Alle Maler sind Gesellschaftstiere und bedürfen, wenn ihre Schaffenskraft nicht erlahmen soll, künstlerischer Anregung. Da nun unserm Helden in Hamburg der Umgang mit gleich



Friedrich Haase und Eugen Zabel im Berliner Tiergarten.

gestimmten Fachgenossen fehlte, so ging er seinem alten Lieblingshange nach und befreundete sich mit Clowns, talentvollen Pudeln, Ballettsternen, Stallmeistern, Athleten und Luftkünstlern. Mit dem Theater stand er als Ritter Glanzlicht der Schlaraffia ja so wie so in enger Verbindung. Jedesmal, wenn ihn die Industrieplakate, sowie die Rosinen- und Zuckeretiketten zeitweilig anzuwidern begannen, flüchtete er sich, ausgerüstet mit der unvermeidlichen Mappe,

Bleistift und Regenschirm, hinter die Coulissen irgend eines Theaters, um daselbst eifrig Studien zu machen. Bald erblicken wir ihn im Thaliatheater, einige Gruppen des modernen Lustspiels skizzierend, während ihm Direktor Maurice eine Düte Bonbons anbietet — bald im Gewühl der Schlachten und Karikaturen des Karl Schulze-Operettentheaters zu St. Pauli, wo er sich immer ganz wie zu Hause fühlte — bald in einem kleinen Schmierencirkus arbeitend und bei den Clownfrauen die Herstellung von echt ungarischem Zigeunergulasch lernend — bald im Affentheater seines Freundes Ahlers, sich in die „berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten" der vierfüßigen Künstler vertiefend.

Da indessen die profane Welt seine Skizzen nicht sonderlich beachtete, so kam er auf den Gedanken, sie drucken zu lassen. Alles Gedruckte hat ja weit mehr Anspruch auf Würdigung seitens des Publikums, als das bloß Geschriebene und Gezeichnete! Dies erfuhr auch Willy. Denn sobald er seine Arbeiten photolithographisch dem Buchhandel übergab, stiegen in der Gesellschaft seine künstlerischen Aktien um einige Prozent. Zunächst versuchte er sein Heil mit einer kleinen Sammlung von Skizzen, die hauptsächlich der Sphäre des Affentheaters und des Schmierencirkus entnommen waren. „Allerlei Unpoetisches" nannte er diese Serie, welche indessen, da er sowohl wie sein Mitherausgeber, der Photograph F. A. Dahlström, ja keine Mittel besaßen, nur in einer kleinen Auflage erschien und an gute Freunde „verkümmelt" ward.*)

Das Affentheater von Ahlers fand sich in Hamburg alljährlich zur Domzeit ein, und da die Produktionen der talentvollen vierbeinigen Schauspieler in einer „geheizten Bretterbude", wie die Ankündigungen besagten, vor sich gingen, so waren die sich dort entwickelnden Gerüche recht dauerhaft.

Was für ein seltsames, ergötzliches Leben entwickelte sich bei jeder Vorstellung hinter den Coulissen dieses Theaters — welch ein buntes Allerlei von Käfigen, Garderobestücken, Laternen, Peitschen, Requisiten für Parterregymnastik, Pudelzäumen, Waffen und wer weiß was noch, erblickte hier das Auge! Auf einer Kiste sitzt ein alter Pavian in Unterhose und Hemd und mit riesigen Vatermördern, kratzt sich bedenklich hinter den Ohren und kaut, tiefsinnig zur Decke emporstarrend, an einem Strohhalm. Das ist Herr Müller, bekannt durch die Ausfahrt von Schultze und Müller, bei welcher der Unfall mit dem ablaufenden Rade passiert. Herr Müller spielt außerdem als Held und Tischgast an der Affen-Table d'hote des ersten Aktes mit, wo er als General Boulanger in französischer Generalsuniform an der Tafel präsidiert. Er ist ein alter routinierter Künstler, der als solcher die Schikanen des Theaterlebens nicht mehr fürchtet, seine festen Rollen hat und vollkommen davon überzeugt ist, daß die Lebensbestimmung eines Pavians darin aufgeht, Müllers und Boulangers zu spielen. Hinter ihm sitzen in ihren Käfigen die andern Bühnengrößen. Da ist der Diener der Madame Pompadour, die muntere Kellnerin der Affen-Table d'hote, der Kutscher, der Reifenspringer, die Clowns, die Stallknechte. Links auf dem Tisch hocken mit trübseligen

*) Alle die Theater- und Cirkusmappen erschienen im Selbstverlag gemeinschaftlich mit F. A. Dahlström unter dessen Namen.



Indischer Metallarbeiter.



Geographieunterricht an der Laufkugel in der Cirkusschule.
(Aus „Cirkus Renz")

Gesichtern zwei begabte Pudel, die gerade als Monsieur und Madame Pompadour angezogen werden. In einer dunklen Ecke stehen zwei kleine Zwergpferde, ein geduldiger Esel und eine Hündin. Zu ihren Füßen im Stroh liegt eine gefeierte Parterregymnastikerin: Dinora, die Wunderziege.

Mitten in diesem ehrenwerten Kreise vierbeiniger Artisten und umduftet von den verschiedensten Gerüchen hat sich unser Maler niedergelassen und zeichnet was das Papier halten will. Seinen Rücken hat ein kleiner Affe als Standquartier erwählt, welcher das Haar



Der Indien-Reisende F. Jagor.

unsres Freundes sorgfältig untersucht, während einige andre „Vorfahren“ seine Rocktaschen durchstöbern, sein Gummi in den Backentaschen verschwinden lassen und ihm Messer und Bleistiftstummel stehlen, bis er sie kurzer Hand beim Kragen packt und, ohne sich an ihr Geschrei und ihr Lamento zu kehren, ihnen die Sachen wieder abnimmt.

Im Sommer ist es im Affentheater ungleich angenehmer: da gibt es keine geschlossene Bretterbude, sondern ein luftiges, weites Zelt ohne Gerüche in Form eines kleinen Cirkus mit Reitbahn, in welcher die Morgenproben stattfinden. Hier werden alle Nummern des Spielplans genau wie im großen Cirkus von den Artisten und Reitern mit den Pudeln und Affen durchgenommen. Sehr ergötzlich ist es zu sehen, wie die erfahrenen, blasierten Paviane ihre Rollen herunterarbeiten — ganz wie alte Komödianten, die ihr Repertoire vollständig beherrschen. Das Auftreten neuer Kräfte geht hier aber weniger ruhig vor sich als auf den die Welt bedeutenden Brettern. Ein soeben aus Afrika eingetroffener Bärenpavian mit furchtbarem Gebiß und übermenschlichen Kräften soll zum Beispiel, ganz gegen seinen Willen, die Rollen des Generals Boulanger und des Herrn Müller übernehmen. Jede Rolle muß nämlich mehrfach besetzt werden, für den Fall, daß dem Artisten ein Unfall zustößt, was in unserm rauhen Klima gar leicht sich ereignen kann. Dem Debütanten, der an Händen und Füßen mit Ketten beladen ist und den vier Leute halten müssen, werden nun, ohne daß man von dem Fletschen seines Löwengebisses, seinem furchtbaren Gebrüll, seinem Zerren an den Ketten oder seinem drohenden Knurren Notiz nimmt, beharrlich die Anfangsgründe des Cirkuslebens eingeprügelt. Schon am zweiten Tage ist er so mürbe gehauen, daß man ihm die Uniform des Generals anziehen kann. Da sitzt er nun maulend in der Ecke, schluckt tief auf, blinzelt nervös mit den Augen und betrachtet seine Uniform. Fortwährend zieht er die Aermel derselben über die Hände, da es ihm wohl unheimlich vorkommt, daß seine haarigen Pfoten aus dem Dinge herausgucken. Das rote, goldbortierte Generalskäppi hat er sich mit einem Ruck verwegen schief aufs Hinterhaupt gezogen und gibt je nach Wunsch die rechte oder linke Hand, während er beschämt den Kopf abwendet. Er hat eingesehen, daß wir stärkere Affen sind, und sobald er sein Repertoire im Kopf hat, hören die Prügel auf und führt er ein glückliches Künstlerdasein, ohne Sorgen vor der Kritik der Presse.

Draußen im Sonnenschein stehen die Wohnwagen: drei oder vier große Archen. In

ihrem Innern hat man jedes Eckchen Raum auf das sorgfältigste und scharfsinnigste ausgenutzt um die Gehilfen und die Requisiten bequem unterzubringen. Die Hunde, eine freiherrliche Sippe und Mittelding zwischen tierischem und menschlichem Personal, führen ein ungebundenes Dasein und dürfen sich nach Belieben um die Zelte herumjagen. Es ist ein wahres Vergnügen sie zu beobachten, wenn sie nach einigen Stunden Dienst ihre Ruhepause bekommen: wie sie da losfuhrwerken, mit fröhlichem Gebell sich überkugelnd und herumbalgend.

Im Hauptwagen hat die hohe Direktion ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Wie praktisch und behaglich ist derselbe eingerichtet! Es sollte sich jeder einmal die Gelegenheit verschaffen, das Innere eines solchen Wohnwagens in Augenschein zu nehmen. Vorn befindet sich die Küche mit vollständiger, sogar luxuriöser Einrichtung. Auf der Treppe sitzt die alte Großmama, früher als schöne und kühne Tierbändigerin berühmt und gefeiert — jetzt, wo sie alt und runzlig geworden, schält sie Kartoffeln. Neben ihr spielen zwei oder drei intelligent aussehende junge Hunde. Der kleinste von ihnen hat auch schon die Ehre mitspielen zu dürfen: er wird in der Pudelpantomime in einem winzigen Körbchen in die Arena getragen.

Den mittleren und größten Raum des Wagens nehmen Wohnzimmer und Salon ein. Da erblickt man schneeweiße gestickte Gardinen an den Fenstern, ein molliges Sofa mit den unvermeidlichen Antimakassars, Nippsachen auf den Gesimsen, Blumen auf den Fensterbänken und Teppiche auf dem Boden — an den Wänden paradieren Oelgemälde, sowie Photographien von Mitgliedern der Familie und von verstorbenen Affen und Hunden, die als Künstler Hervorragendes geleistet — kurz, alles atmet Nettigkeit, Ordnung und Sauberkeit. Die Frau Direktor sitzt am Nähtisch und häkelt ein Geschenk für irgend einen guten Bekannten oder Verwandten. Wir werden freundlich begrüßt, man präsentiert uns eine Tasse Kaffee mit Kuchen, und die Unterhaltung, welche sich natürlich um das Geschäft dreht, kommt sofort in Fluß. Ebenso wie „bei Intendants" vom Hoftheater bespricht man eingehend die neuen Kräfte, die Tugenden und Untugenden der alten Mitglieder, den Spielplan, die Kasseneinnahmen. Auf dem Tisch fehlt nicht der „Komet", das in Pirmasens erscheinende Leiborgan aller reisenden Schauaussteller — auf dem Regal stehen, hübsch eingebunden, unsre deutschen Klassiker.

Die Frau Direktor führt uns schließlich auch in den hinteren Teil des Wagens und zeigt uns ihr und ihres Gatten Schlafgemach, ausgestattet mit zwei sauber überzogenen Betten, Waschtisch, Spiegel und Wandschrank.



In der Clowngarderobe.
(Aus „Zirkus Renz".)

Nachdem wir alles in Augenschein genommen, begreifen wir wohl, wie ein neuvermähltes Paar auf den Gedanken kommen konnte, in einem derartigen Wagen eine Reise durch ganz Europa zu unternehmen. Sie genossen auf diese Art alle Bequemlichkeiten, welche eine eigene Häuslichkeit bietet, und veränderten doch dabei beständig ihren Aufenthaltsort.



Musikprobe in der Clowngarderobe.
(Aus „Cirkus Renz“.)

Aus dem nahen Cirkus ertönt jetzt ein lauter Pfiff, entsandt von dem Herrn Direktor, der dort einen Pony dressiert. Es ist dies das Zeichen für alle Hunde, zur Generalprobe des heutigen Schlußspektakelstücks „Die Erstürmung von Sebastopol“ anzutreten. Von glühendem Kunsteifer beseelt, drängen sich die vierbeinigen Darsteller in die Arena, während der Affe, der eben die hohe Schule geritten, Cylinder, Vatermörder, Frack, sowie Handschuhe ablegt, um, nachdem er sich in den Urzustand zurückversetzt, in das warme Stroh seines Kastens zu kriechen und dort über die Schlechtigkeit der Menschen, welche einen ehrsamen Affen durchaus zum Kunstreiter stempeln wollen, nachzudenken.

Affen und Hunde sind in ihren Kunstleistungen merkwürdig verschieden. Die ersteren, immer zerstreut, verrichten zwar ihre Arbeit genau nach Vorschrift, haben dabei aber beständig ganz andre Dinge im Kopf. Sie beobachten nach allen Seiten hin was vorgeht und untersuchen den Sand nach eßbaren Krumen oder etwa von der Affen-Table d'hote liegen gebliebenen Korinthen. Die Hunde dagegen sind ganz Eifer und Feuer und können kaum erwarten, daß ihre Nummer kommt — man muß ihnen oft mit der Peitsche einen Hieb versetzen, um ihre Voreiligkeit zu zügeln und sie auf ihren Platz zurückzutreiben. Sie kläffen vergnügt, studieren das Gesicht ihres Direktors, sind ganz bei der Sache und freuen sich, daß sie sich beschäftigen können und mitarbeiten dürfen, während die Affen, genau wie die Menschen, diese Beschäftigung nur als ein notwendiges Uebel ansehen und, als wahre Weltweise, nur dem dolce far niente Berechtigung einräumen. —



Herr von Strantz in Berlin.

Auf „Allerlei Unpoetisches“ folgte ein andres Mappenwerk Willys: „Hinter den Coulissen des Cirkus Renz“. Lassen wir unsern Freund selbst erzählen, was er in dem genannten Cirkus erlebte und beobachtete:

„Für jemanden, der entweder nur als Beobachter oder auch als gleichberechtigter Kollege dabei ist, gibt es kaum einen amüsanteren Aufenthalt als hinter den Coulissen eines großen Cirkus. Am besten hat es der dort schaffende und arbeitende Künstler — er genießt die Berechtigung, sich in den verbotensten Räumen herumtreiben zu dürfen. Alles im Cirkus stimmt zur Fröhlichkeit: die kräftigen, stets gutgelaunten Menschen, die dressierten Pudel, die glänzenden, phantastischen Kostüme, die originellen Requisiten, die schmetternde Musik! Was für vergnügliche Stunden verlebte ich in den Clowngarderoben bei diesen geistig-frischen, liebenswürdigen



Mama Clown schminkt ihren Jüngsten zur Pantomime „Mikado“.
(Aus „Cirkus Renz“.)

Leuten! Alle sitzen sie voller Mutterwitz und musikalischer Kenntnisse. Da gibt es kein Instrument, welches sie nicht meisterhaft spielen können, keine europäische Sprache, die sie nicht fließend reden. Alle Wände weisen von ihnen gemalte Karikaturen auf, in welchen ein sprudender Humor zu Tage tritt.

„Da sehen wir eine Gruppe im barocksten Kostüm sich ein komisches Duett einüben. Es sind die Gebrüder Revelli. Dort hinten pudern sich die beiden Diantas für ihr Entree: ‚Die fliegenden Hute‘. Der Clown François erzählt halb plattdeutsch, halb englisch eine lustige Geschichte dem Mr. Charlton, der zwei talentvolle Esel besitzt, selber aber noch viel talentvoller ist. Godlewsky vollführt, um seine Glieder einzurenken, in einer freien Ecke einen Kosakentanz. So geht's in jeder Garderobe zu. Hier ziehen sich Stallmeister an, dort schminkt sich der dumme Aujust. In einem Winkel ein improvisierter Skat. Am Fenster steht ein Clown, der heimlich eine Cigarette raucht, aber vorsichtig den Rauch aus einer zersprungenen Scheibe hinausbläst, damit die visitierenden Feuerwehrmänner nicht das verbotene Kraut riechen.

„Draußen auf dem Korridor herrscht ebenfalls das regste Leben. Für die Schlußpantomime sind schon viele der Mitwirkenden im Kostüm fertig. Da sitzen Dutzende von Balletdamen in Reih und Glied — sie haben die weitbauschigen Röcke vorsichtig in die Höhe genommen, um sie nicht zu zerknittern. Andre machen stärkende Beinbewegungen und Fußverschnörkelungen. Ganze Regimenter von Cirkus- und Theaterkindern, als Teufel, Schornsteinfeger, Indianer, Elfen, Krebse verkleidet, balgen sich um die Sitzplätze auf den Kisten. Brahminen, Wilde und Krähwinkler Landsoldaten bilden ein anscheinend unentwirrbares Durcheinander. — Jetzt ist Pause. Das Publikum spaziert unten in den Gängen herum; das Personal der Manege hat letztere gleichmäßig geharkt, breitet nun die großen Teppiche für die Pantomime aus und setzt die Hauser, Brücken, Requisiten zurecht; am Büffett stärken sich die Musikanten an schäumendem Bier. Bald wird das Tamtam das Zeichen geben und beim nächsten Klingeln beginnt der Spektakel.

„Am Morgen sieht es im Cirkus ganz anders aus. Da wird eifrig gearbeitet und geprobt. Die Manege bleibt meistens für die Pferde reserviert — jeder Stallmeister hat seine ihm zugemessene Zeit. In den Gängen und oben in den Korridoren übt das Artistenvolk. Da ist der Vater, ein früherer berühmter Cirkusreiter, der jetzt seine Tochter für sich arbeiten läßt. Die Mädchen im Arbeitskostüm (Bluse, Pumphose, Wollstrümpfe und leinene Schuhe) machen ihre Trapezkunststücke und Jongleurübungen. Der kleine Bruder, der abends den Clown macht, auf dem Kopfe steht, um die Stangen herumwirbelt, den Salto mortale produziert und ihnen die blanken Kugeln zum Jonglieren zuwirft, steht ebenfalls dabei. Als Zuschauer sind zwei Kinder von einer andern Familie da: ein junger Schlangenmensch und eine angehende

Luftkünstlerin. Etwas weiter im Gang nimmt Charlton mit seinen Eseln die Abendnummer vor — nebenan führt ein andrer Clown seine dressierten Schweine zur Probe. Es ist ein lustiges Grunzpaar, welches uns oft auf Ausflügen statt der Hunde in die nächsten Dörfer begleitet. Oben im Gang wird ein Ohrfeigentriller eingeübt. Dazu haben sich der Clown Godlewsky und ein Dutzend Stallmeister, letztere in Hemdsärmeln, in langer Reihe aufgestellt. Godlewsky erklärt ihnen seine Witze, sowie ein besonderes Entree am Abend, und das schwierige Problem einer Ohrfeige, die er dem ersten Stallmeister versetzt, welche dieser dann in der nämlichen Sekunde dem zweiten, der zweite dem dritten u. s. w. wiedergibt, muß so lange geübt werden, bis Schlag auf Schlag gleichsam zu einem Ohrfeigentriller wird.

„Vorn in der Restauration spielt man Karten oder schwatzt mit Freunden und Bekannten. Ein verbummelter Graf, der zu viel Geld auf Lager hat, sitzt in der ersten Reihe des Zuschauerraumes und beobachtet nebst dem ihm befreundeten Direktor mit kritischen Blicken ein neu zuzureitendes Pferd. Solche Manegengäste fahren oft jahrzehntelang mit dem nämlichen Cirkus in der Welt herum als leidenschaftliche Pferdeliebhaber und noch weit leidenschaftlichere Liebhaber der zweibeinigen Cirkusmitglieder feminini generis. Der Stallgeruch, das Leben und Treiben der Artisten sind für sie zum Daseinsbedürfnis geworden. Sie kennen alle Pudel, alle Musikstücke der Kapelle, jeden Witz der Clowns, jeden Tritt der Pferde und werden es nie übers Herz bringen, einen Abend nicht mit dabei zu sein.

„Des Nachmittags kamen die Clowns häufig bei mir zu Besuch, elegant nach der neuesten Mode gekleidet, den Hut etwas auf die Seite gerückt, mit blitzenden Steinen auf den Fingerringen und auf der Krawattennadel, in der Rechten einen Stock mit goldenem Knopf. Ab und zu wurde ich auch wieder zu ihnen eingeladen. So ein Kaffee bei Clowns war jedesmal eine lustige Sache. Wegen ihres beständigen Herumfahrens in der Welt können sich natürlich diese Leute keine behagliche Häuslichkeit im bürgerlichen Sinne schaffen. Da sie indessen eine solche nie kennen gelernt haben, so entbehren sie dieselbe auch nicht. Sie mieten sich meist eine dürftig möblierte Wohnung, in welcher häufig eine große Garderobenkiste den Tisch vertreten muß. Das nötige Geschirr wird zusammengepumpt. Befand ich mich nebst andern Cirkusmitgliedern bei einer Clownfamilie zu Besuch, so bekam vielleicht der eine eine richtige Tasse, an welcher jedoch der Henkel fehlte, mit der Aufschrift ‚Dem guten Großpapa‘ oder ‚Zum Geburtstag‘, ein andrer einen Blechbecher, ein dritter einen Porzellannapf, ein vierter ein Wasserglas. In Hemdsärmeln vergnügt beisammen sitzend vertilgte man erstaunliche Mengen leckeren Kuchens — hegen doch die Künstlerinnen der Reitbahn und der Luft, sowie auch ihre männlichen Fachgenossen eine ausgesprochene Vorliebe für Süßigkeiten. Einige Hunde waren immer



Cirkuskinder.
Aus „Cirkus Renz“.

dabei und selten fehlte ein Papagei, der, ebenso sprachkundig wie sein Herr, bisweilen schon mehr als eine Künstlergeneration durchlebt hat. Die Clownmama, fast immer selber vom Fach, flickt und stopft beständig an den Kostümen ihrer Kinder.

„In diesen Kreisen wird der in Düsseldorf erscheinende ‚Artist' gehalten — ein Blatt, welches die Sentenz Papa Goethes: ‚Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen' sich zur Richtschnur erwählt hat. Das allwöchentlich erscheinende Blatt, dessen erste Seite in einem figurenreichen Holzschnitt die ganze buntscheckige Thätigkeit des Artistenstandes zur Anschauung bringt, enthält die Bekanntmachungen und Verhandlungen der Internationalen Artistengenossenschaft, eine eingehende Rundschau über den Spielplan und die Leistungen sämtlicher reisenden Theater, Cirkus und Konzertunternehmungen auf dem Erdball, die neuesten interessanten Vorfälle aus dem Künstlerleben, eine ‚Totenglocke' verstorbener Artisten, eine Liste der Lokalitäten für Abhaltung von Konzerten und Schaustellungen, die Angabe des jetzigen Aufenthaltsortes aller reisenden Theater und Cirkus, die Adresse sämtlicher Chansonnettensängerinnen, Kostümsoubretten, Salonkomiker, Damenkapellen, Zauberkünstler, Illusionisten, Gedankenleser, Charakterkomiker, Konzertsänger, Schnellmaler, Bauchredner, Gymnastiker, Luftkünstler, Cirkusreiter, Clowns, Schlangenmenschen, plastischer Marmorgruppen, lebender Bilder, Inhaber singender Pudel und dressierter Schweine, Ochsen und Ziegenböcke, Wasser- und Taubenköniginnen, Tierbändigerinnen, Drahtseilkünstler, Riesen und Zwerge. Auf eine weitere Liste von Geschäftsfirmen, welche für die Artistenwelt in irgend einer Weise thätig, sowie preiswerter Gasthäuser und Restaurationen folgen unzählige Ankündigungen. In jeder Nummer findet sich außerdem ein pikantes Feuilleton.



Der Clown Godlewsky.
(Aus „Cirkus Renz".)

„‚Der Artist' liefert den Fachgenossen den hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Der momentane Aufenthaltsort der bekannten Kollegen, die von ihnen produzierten neuen Nummern, die Tricks, welche sie andern nachgemacht, die Höhe oder Niedrigkeit der Gagen, das Pleitegehen dieses oder jenes Direktors, das Auftauchen eines neuen Cirkusunter-

nehmens — über alles dies konversiert und debattiert man stundenlang. So eine Artistenunterhaltung umfaßt die ganze bewohnte Erde — gibt es doch keinen andern Stand in der Welt, der überall so herumgeworfen wird und sich dabei überall so zu Hause fühlt. Wo der Artist zeitweilig arbeitet, ist ihm völlig gleichgültig: sei es auf Neuseeland oder in Hinterpommern, auf den Fidschi-Inseln oder in Buenos Aires, in Yokohama oder in St. Petersburg, in New Orleans oder in Rom, in Manila oder in Bombay, in Madrid oder in Konstantinopel, in Budapest oder in Itzehoe. Ich kenne Familien, deren Kinder in allen Weltteilen zusammengeboren sind. So hatte z. B. der älteste Sohn eines Artistenelternpaares das Licht der Welt auf Java erblickt, die älteste Tochter in San Francisco, die zweite in Hamburg, die dritte in Stockholm und der zweite Sohn in Kalkutta.



Allers' Atelier in der Clowngarderobe.
(Aus „Cirkus Renz".)

„Die kleineren Schmierencirkus sowie die in der Provinz herumziehenden Schaustellungen geben dem Zeichner beinahe noch malerischere Motive an die Hand. Viele berühmte Artisten der renommiertesten Cirkus haben ihre Laufbahn in der Provinz und im Elend begonnen. Die Erinnerung vergoldet jedoch selbst die unangenehmsten Lagen und in unzähligen drolligen Geschichten wird oft der alten Zeiten gedacht. Besonders Freund François, der mit ungemein dickem Fell, erstaunlicher Gewandtheit, der festesten Gesundheit und einem unverwüstlichen Humor begabt, wußte von seiner Vergangenheit in den Schmierencirkus auf das Unterhaltendste und Anziehendste zu erzählen. Wie oft bedauerte ich, nicht stenographieren zu können, um diese amüsanten Plaudereien gleich festzunageln!*)

*) In dem Mappenwerk „Hinter den Coulissen", welches die ganze bunte Welt vom Hoftheater bis zur Menagerie umfaßt, führt uns Allers auch einige Skizzen aus einem Schmierencirkus und einer kleinen Menagerie vor. Ein Bild, „Kunstpause" betitelt, zeigt uns eine malerische Ecke in einem kleinen Cirkus, wo der als Clown kostümierte Sohn des Direktors die Zwischenakte der Nachmittagsvorstellung dazu benutzt, die Abendsuppe umzurühren, während seine jüngere Schwester, eine ungewaschene Draht-seil-Elfe, den Deckel hält und sich den verheißungsvollen Duft in die Nase steigen läßt.



Die Cirkusmusik.
(Aus „Cirkus Renz".)

„Als ich mich einen Sommer zu Thun in der Schweiz aufhielt, besuchte ich täglich eine dort aufgebaute Menagerie, wo ich eine Fülle fesselnder, charakteristischer Motive fand und die interessantesten Beobachtungen über den Lebenszuschnitt und die Gewohnheiten der Menagerieleute machen konnte. Bei meinem ersten Besuche der Menagerie an einem Vormittage sah ich am äußersten Ende der Bude hinter der Gardine einen alten böhmischen Musikanten sitzen und das Mittagsessen kochen. Es war der Herr Kapellmeister in eigener Person, der sich heute mit dieser unmusikalischen Thätigkeit zu befassen hatte. Die Reihe, das Mittagessen zu kochen, trifft einen jeden, der bei der Kapelle angestellt — auf Rang und Stand wird dabei keine Rücksicht genommen — jeden Tag kommt ein andrer daran. Ausnahmslos gibt es einen großen Topf voll kräftiger Fleischbrühe, mit welcher — als Zukost — Kartoffeln, Gemüse, Reis oder Graupen zusammengekocht werden. Dazu ißt man tüchtig Brot und spült das Ganze mit Bier hinunter. Was den Kapellmeister betraf, so besaß derselbe ein ganz hervorragendes Talent für die Kochkunst und verstand es meisterhaft, eine prächtig schmeckende saure Suppe, verschönert durch Paprika und Lorbeerblätter, zusammenzubrauen. Jeder fünfte Tag gilt daher den bescheidenen Musikanten in kulinarischer Beziehung als ein Festtag und sie können dann kaum erwarten, bis es zwölf Uhr schlägt. Alle Augenblick guckt ein schnauzbärtiger Kopf durch die Gardinen, zieht verlangend den herrlichen Duft ein und verschwindet dann wieder, mit der Zunge schnalzend. Der kochende Kapellmeister schmaucht gemütlich seine Pfeife und rührt nur ab und zu die Suppe mit einem langen Holzlöffel um, dabei stets probierend und schmatzend. Auch ich mußte manchmal einen Probelöffel nehmen. Im Hintergrund, zwischen all dem unbeschreiblichen Gerümpel herumziehender

Schausteller, stand ein unglücklicher glasäugiger Schimmel. Dem Tode geweiht, sollte er morgen geschlachtet werden, um den Bestien, welche hinter dem Vorhange knurrten und stankten, zu unförmlichen Klumpen zusammengeballt ihr elendes Dasein verschliefen oder ruhelos in ihren Käfigen hin und her spazierten, zum Fraße zu dienen.

„Am Nachmittag wird's belebter. Der billige letzte Platz füllt sich mit staunenden Bauern, und wenn ihrer etwa ein Dutzend beisammen, geht einer der Menageriediener daran, ihnen der Reihe nach die Namen und Eigenschaften der Tiere in einem nichts weniger als klassischen Deutsch vorzudemonstrieren. Er purrt die Schläfer auf, die sich gähnend herumdrehen, ärgert den Löwen mit der Eisenstange und versetzt die Affen in Aufregung, vor jedem Käfig die fabelhaftesten Erzählungen zum besten gebend. Schließlich wickelt er sich, während die Bauern entsetzt dreinschauen, die faule, gutmütige Riesenschlange um den Leib, worauf er um ein Extratrinkgeld bittet. Die empfangenen Trinkgelder sollen eigentlich unter alle Angestellte gleichmäßig verteilt werden, indessen sucht jeder davon so viel wie möglich in seine eigene Tasche zu praktizieren. Dann und wann wird er dabei erwischt, es gibt dann lautes Gebrüll, Schreien und Lärmen, sonst hat aber die Geschichte keine weiteren Folgen, da alle aus dem nämlichen Teig geknetet sind und der hohen Direktion kein Schaden dadurch erwächst.

„Um wieder auf die böhmischen Musikanten zurückzukommen, so sind dies ebenso anspruchslose, fleißige Leute, wie die italienischen Straßenarbeiter. Ungemein ökonomisch lebend suchen sie so viel als möglich zusammenzusparen, während ihre Frauen, die sie in Böhmen zurückgelassen, sich dort ebenfalls Verdienst zu verschaffen suchen. Den Winter verbringen die Musikanten in der Heimat, wo sie weit billiger als in der Fremde leben und ihre gemeinschaftlichen Ersparnisse in Grundbesitz anlegen.

„Die Menagerien halten ihren Winterschlaf mit Vorliebe in größeren Provinzialstädten, wo sie eine heizbare Bude aufschlagen und darin ein so ruhiges, beschauliches Dasein führen, wie die Eskimos in ihren Erdhöhlen. Besondere Vorstellungen werden alsdann nicht veranstaltet — jeden



Lolle Mende von der Hamburger plattdeutschen Komödie im Karl Schultze-Theater.

etwa hereinschneienden Besuch betrachtet man als einen unverhofften Gewinst. Ab und zu erscheint, unter belehrender Leitung des Herrn Bakulus, eine Dorf- oder Stadtschule. Des Sonntags stellt sich auch diese oder jene Arbeiterfamilie ein, die „etwas Wissenschaftliches" genießen will. Das sind die Lichtblicke im Winterdasein der Menagerien!"

* * *

Das Theaterleben in allen seinen Erscheinungsformen und Abstufungen — sei es Hoftheater oder Schmiere, Oper oder Operette, Schauspiel oder Posse, Cirkus oder Varietétheater, Ballett oder Tragödie — bietet unserm Freunde noch immer eine unerschöpfliche Fundgrube von Skizzen und Bildern. In seinen Mappen: „Hinter den Coulissen des Cirkus Renz", „The Mikado", „Hinter den Coulissen" (welche drei Schöpfungen er in ein größeres Mappenwerk „Bunte Welt" vereinigt hat) sowie in seiner Mappe „Die Meininger" führt er uns vom Hof- bis zum Flohtheater in charakteristischen Einzelköpfen, Genrebildern und Gruppen das ganze bunte Leben und Treiben jener Kreise vor. Immer entdeckt er in den großen und kleinen Musentempeln, auf Jahrmärkten und Messen neue fesselnde Motive und versäumt niemals, sie durch seinen Bleistift auf dem Papier festzuhalten. Auf diese Weise wird durch unsern Freund das Gesamtleben der Künstler und Artisten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in einer geradezu erstaunlichen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit verewigt werden.

In Hamburg schlug Willy sein künstlerisches Standquartier mit Vorliebe im Karl Schulze-Theater zu St. Pauli auf, wo er mitten in dem zwischen den primitiven Coulissen allabendlich herrschenden Gewirr und Gewühl eifrig arbeitete. Der genannte Musentempel hatte damals zwei Richtungen der dramatischen Kunst seine Pforten geöffnet. Einmal feierte hier Triumphe das plattdeutsche Lustspiel unter Karl Schulzes Leitung, welchem gewandte Darstellerinnen und Darsteller wie Lotte Mende, Ottilie Eckermann, Kinder, Himmel u. s. w. zur Seite standen. Ferner ließ hier Direktor Stauber die Karikaturen und Witze der leichtfüßigen Operette los. Das war so ein Theater nach dem Herzen und Geschmack unsres Malers! Wegen des so überaus beschränkten Raumes mußte der Requisiteur und Waffenmeister seine sämtlichen Schätze hinter den Coulissen aufstapeln. Es herrschte daher in der schon an sich so engen Lokalität ein Durcheinander wie in der Arche Noah. War man an Donnerblech und Regenmaschine glücklich vorübergelangt, so rannte



F. v. Schönthan und Kadelburg bei der Arbeit.

man gegen den Lampeninspektor — war man gegen den Thronhimmel gestolpert, so trat man dem Theaterhund auf den Hinterfuß — hatte man sich über einem Haufen von Fahnen und Wassereimern die Knie wund gestoßen, so karambolierte man mit Feuerwehrleuten — war man dem alten Schneider und Garderobier mit seiner Kümmelflasche, aus welcher er das Glas zu zehn Pfennig ausschenkte, glücklich entwischt, so stieß man mit einer Operettendiva oder einem Komiker zusammen — dicht neben goldglänzenden Kostümen lagen Wurstpellen und fettiges Butterbrotpapier. Auch die liebe Kritik hatte volle Freiheit sich hinter den Coulissen nach Herzenslust herumzutummeln und mit den Damen und Herren, gegen welche sie am nächsten Morgen ihre Rezensentenpfeile abschoß, gute oder schlechte Witze zu reißen.

Da sehen wir hinter der ersten Coulisse einen dieser Gewaltigen vom Tintenfaß sitzen, auf seinem Schoß zwei Tauben von San Marco (man gibt gerade „Eine Nacht in Venedig") haltend, während hinter ihm eine Débardeuse und eine Kolombine hervorgucken, seine Backen streicheln und an seinem wohlgewichsten Schnurrbart zupfen. Das wird ihn milde stimmen und ihn veranlassen, seinen kritischen Erguß mit einigen Lobeserhebungen des Chorpersonals zu begleiten. Der beregte Kritiker ist nicht nur ein liebenswürdiger, interessanter Gesellschafter, sondern auch ein erfahrener Kochkünstler und nahm als solcher häufig unsern Willy in seine nahe gelegene Wohnung mit hinüber, um einen Akt durch einen selbstbereiteten Gulasch auszufüllen — einen Gulasch so pikant und delikat, wie ihn in ähnlicher Vollkommenheit nur die Frauen der Clowns, welche ja meist geborene Ungarinnen, zu bereiten verstehen.



Hinter den Coulissen des Thalia-Theaters.
(Aus „Hinter den Coulissen".)

Ab und zu ward auch hinter den Coulissen durch rasch gesammelte Beiträge ein Fonds gebildet, um damit nach beendigter Vorstellung in dem Wigwam der Soubrette, des Komikers oder Charakterdarstellers ein gemeinschaftliches Abendessen zu veranstalten. Wenn dasselbe auch nie über Beefsteak mit Kartoffeln und einen Trunk Bier hinausging, so herrschte doch bei einem solchen Symposion stets eine ungezwungene, harmlose Lust und Fröhlichkeit, und man war immer seelenvergnügt — nicht am wenigsten der erwähnte schneidige Kritiker und Kochkünstler.

Oft hatte derselbe aber auch seine Tage des Weltschmerzes und der Katerstimmung, wo er einsam in einer abgelegenen Ecke hinter den Coulissen saß und keinen Blick auf das ihn umbrandende bunte Leben und Treiben warf, vielmehr während der ganzen Dauer der Vor-

stellung einen Band von Hegels Philosophie simpelte. Man überließ ihn alsdann seiner stillen Verzweiflung, da man wußte, daß er, wenn von einer derartigen Stimmung erfaßt, doch allen Versuchen, ihn derselben zu entreißen, unzugänglich war.

In seinen Theaterbildern führt uns Allers die mannigfaltigsten Charaktere und Situationen vor Augen. Hier sitzt der Charakterspieler in seinem Kaffeehause, Rache brütend über eine Kritik, die ihn gerade nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt hat — er hält in seiner Hand das ominöse, von ihm zerknitterte Zeitungsblatt. Die Welt ist ihm verleidet, die Cigarre schmeckt ihm nicht mehr, und er sucht seinen Aerger durch Kognak und Selterswasser abzukühlen.

Dort sehen wir die Soubrette eines Hoftheaters, ein mollig-rundes Geschöpf, von einer Triumphgastspielreise heimkehren. Allers läßt seine Theatergrößen und -Liebhaber, wie sich's gebührt, stets erster Klasse fahren. Neben sich hat die Dame noch Bouquets und Blumen liegen. Still vor sich hinlächelnd gedenkt sie der schönen Stunden, wo ihr das begeisterte Publikum Beifall zujauchzte.


Der Mikado.

Der dicke Schwerenöter im Hintergrunde lugt verlangend hinter seiner Zeitung hervor und denkt: „Aha, das ist eine vom Theater!"

Andre Bilder zeigen uns Willys kleine Busenfreunde, die Liliputaner, die oft, alle in eine einzige Droschke gepackt, zur Kaffeevisite bei ihm erschienen. Der erste Held und kleinste Komiker hat seinen Benefizabend. Er verneigt sich gerade dankend vor dem Publikum, und sein Lorbeerkranz, den er in der Hand hält, ist bedeutend größer wie er selber. Vorn steht stramm aufgerichtet die markige Gestalt des Feuerwehrmanns, der jeden Abend, eine Pferdedecke über den Arm gehängt, seinen Posten in der ersten Coulisse hat.

Ein neues Bild! Wir befinden uns in der Damengarderobe der Operette. Heute gibt's „Nanon", und die Titelheldin, die gleich im ersten Akt auftritt, liegt fertig kostümiert und geschminkt auf der Chaiselongue, mit einer sie besuchenden Freundin plaudernd. Im Hintergrunde schminkt sich Ninon, eine etwas ältere Künstlerin, die erst im zweiten Akt auftritt.

Abermals Szenenwechsel! Wir sind bei den Leipziger Sängern, die in einem eleganten Bierlokal unter der Direktion der Komiker Emil Neumann und Gipner auftreten. Unser Standpunkt ist hinter den Coulissen an der zur Bühne führenden Treppe. Auf der Bühne erblicken wir im Hintergrunde einen Komiker als gigerlnhaften Schneider in dem Moment, wo er beim Refrain seines Liedes „Die Banda kommt" einen grotesken Tanz vollführt, während seine Kollegen hinter den Coulissen die ferne Militärmusik imitieren. In allen möglichen Kostümen, wie sie die Sekunde, in welcher sie ihre Instrumente ergreifen müssen, gerade mit sich bringt, stehen und sitzen sie da. Der als Zigeuner kostümierte, hinten stehende Sänger hat die vorige Nummer gehabt — vorn bemerken wir Direktor Neumann, welcher die nächste Nummer vortragen soll, als Partikulier Bliemchen aus Dräsden — nach ihm wird der die Posaune blasende Direktor Gipner als Altenburger Amme auftreten.

Wieder verändert sich der Schauplatz. Allers führt uns ins Thalia-Theater zu Hamburg. Da sitzt, schon lange vor Beginn der Vorstellung, ein reizendes, junges Mädchen im Kostüm

einer Kammerkatze, den Staubbesen unterm Arm, an den Coulissenlampen und studiert immer und immer wieder die paar Worte ihrer Rolle durch. Es ist heute der Abend ihres ersten Auftretens und sie sieht dem bedeutungsvollen Augenblick, der über ihre ganze Zukunft entscheiden soll, mit peinlicher Spannung und klopfendem Herzen entgegen. Wenn er doch nur erst vorüber wäre, und sie die Gewißheit hätte, gefallen zu haben!

Auf einem weiteren Bilde sehen wir eine ältliche, in Bühnenintriguen und Coulissenskandalen ergraute Primadonna nach einem erfolgreichen Gastspiel auf dem Bahnhof von einigen im gereiften Alter stehenden aristokratischen Verehrern Abschied nehmen. Hinter ihr im Wagenabteil zeigt sich ihre muntere, kokette Kammerzofe.

Ferner führt uns Allers auf eine Theaterprobe — dann in das lorbeerumrauschte Heim des ersten Helden und Liebhabers, der, in Schlafrock und Pantoffeln, nach dem Morgenkaffee eine neue, dramatisch höchst wirkungsvolle Rolle studiert. Gewaltig im Zimmer herumfuhrwerkend schneidet er die grimmigsten Gesichter, welche seine drei erstaunten Hunde ihm nachzumachen versuchen. — Allers macht uns schließlich zu Zeugen einer kleinen Schlemmerei nach der Vorstellung, deren Schauplatz ein feines Restaurant. Ein einjährig-freiwilliger Ulan sowie ein Herr aus Wien haben sich erlaubt, hierher einige hervorragende Mitglieder der Operette zu einem sektreichen Nachtessen zu laden. Rechts sitzt in seiner vollen Würde und stolz auf den väterlichen Geldsack der Ulan, neben sich seine großen Hunde und aus der Cigarette Dampfringel in die Luft blasend. Im Hintergrunde des Bildes zeigen sich uns die als Anstandswauwaus mit eingeladenen Herren, darunter ein Kritiker und ein Komiker, welch letzterer sich gerade für eine neue Rolle alle Haare hat abscheren lassen. Er spricht eifrig in die neben ihm sitzende Kollegin hinein, seinem Aerger und Verdruß über die ungerechte Rollenverteilung und die Launenhaftigkeit des Publikums Ausdruck gebend. — — —



Am Guckloch des Vorhangs.
(Aus „The Mikado“.)

Als die Truppe D'Oily-Carte die Sullivansche Operette „Der Mikado“ nach Deutschland importierte und damit überall volle Häuser machte, alle Welt in Entzücken versetzte, knüpfte unser Freund auch mit den Mitgliedern dieser Gesellschaft intime Bekanntschaften an. Als Frucht derselben veröffentlichte er unter dem Titel „The Mikado“ eine Reihe von Skizzen aus dem Theaterleben der in Rede stehenden Truppe. Da mit Ausnahme von Nanki Pooh und Yum Yum keine Umkleidungen in der Operette vorkommen und die Dekorationen in den

beiden Alten nicht wechseln, so bereitete es unserm Willy wenig Schwierigkeiten und Mühe, während der Vorstellung in den Garderoben und hinter den Coulissen seine Porträts und Bilder anzufertigen. Die englischen Schauspieler und Schauspielerinnen erwiesen sich als flotte, gemütliche Leute — besonders in der Damengarderobe ging es stets lustig her. Wenn dort Yum Yum, kokett mit ihrem Fächer wedelnd, unserm Künstler Modell saß, so unterbrach sie, wenn ihr Stichwort nahte, die Sitzung mit dem Ausruf: „Only for five minutes, Sir!" worauf sie schnell hinuntereilte, eine Arie trällerte und dann sofort zurückkehrte, um sich diesmal für eine Viertelstunde oder länger der Kunst zu opfern. In den Zwischenakten wurden Piep Bo und Pitti Sing porträtiert, während der chorus of girls unten hinter den Coulissen gruppiert saß. Die ganze Ausstattung des Mikado wirkte in elektrischer Beleuchtung auf der Bühne wie ein orientalisches Farbenmärchen, und wenn sich auch Willy für seine Reproduktionen nur mit Bleistiftskizzen begnügen mußte, so bereiteten doch die Szenerien der Operette seinen Künstleraugen jeden Abend ein Freudenfest.

In seiner erwähnten Mappe läßt er nun vor uns den ganzen japanisch-englischen Mischmasch die Revue passieren. Hier erblicken wir den Mikado sich seine hochgeschwungenen Augenbrauen schminken, in seiner Nähe den vor kurzem verstorbenen Mr. Fisher als Koko, während Piep Bo am Vorhangloch nach einem Verehrer späht, der ihr allabendlich einen duftigen Blumenstrauß sendet, und Pitti Sing, hinter ihr stehend, neugierig fragt: „Is he there?" Ferner sehen wir die drei kleinen Mädchen von hinten, vor ihrem gemeinsamen Auftreten durch die Ritzen der Mittelthür auf die Bühne lugend — dann wieder den ersten Liebhaber Pooh Bah, der sein vornehmes Kostüm des letzten Aktes angelegt, umzingelnd und neckend, wobei sie sich noch herausnehmen ihn zu fragen: „Are n't we three nice little maids?" Allers zeigt uns auch im Bilde die Soldaten des Mikado, die St. Paulianer Statisten, in täuschend japanischer Verkleidung. Weiter sehen wir die Garderobiere, eifrig damit beschäftigt, die Strümpfe Piep Bos zu flicken. Da bei den japanischen Strümpfen die große Zehe allein steht, so guckt dieselbe bei dem erwähnten Fräulein bisweilen in der Vorstellung zum Entsetzen der Garderobiere verräterisch heraus. Piep Bo benutzt die Pause zu einer raschen Magenstärkung.

Die Mappen aus der bunten Welt des Theaters und Cirkus, welche unser junger Künstler kurz nacheinander hatte erscheinen lassen, lenkten auf ihn die allgemeine Aufmerksamkeit und ebneten ihm den Pfad für seine größeren Schöpfungen: „Klub Eintracht" und „Die silberne Hochzeit".



Piep Bo.

Vierzehntes Kapitel.

Auf der Hochflut des Daseins.

(Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und das Meininger Hoftheater. — Berlin W. — Die Jours fixes und großen Soireen. — „Klub Eintracht“ und „Die silberne Hochzeit“. — „Spree-Athener“. — Klaus Groth und seine Häuslichkeit. — Reisen en grand seigneur. — Humoristische Reiseabenteuer. — Beim Fürsten Bismarck.)

Im Herbst 1889 lernte unser Freund Seine Hoheit den Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen kennen, und mit dessen Bewilligung hatte er auch den großen Genuß, die letzten Tage des Meininger Hoftheaters in all ihrem malerischen Glanz an der Quelle zu studieren. Sein Meininger Album sollte eigentlich dreimal reichhaltiger werden, es kam ihm jedoch der Schluß des Theaters dazwischen. Was ein halbjähriger Aufenthalt an einem Theater, wie dem Meininger, einem Künstler an malerischen Eindrücken bietet, ist unberechenbar. Daneben ein lustiges, oft originelles Künstlervölkchen. Im Parkett bei den Proben die imponierende Gestalt des Landesvaters, der mit scharfem, durchdringendem Blick und höchst energisch die manchmal etwas schwer zu regierende Truppe im Zaume hielt. Vorn in der Loge erblickte man seine hochbegabte Gemahlin Freifrau von Heldburg, als geistig belebender und anregender Mittelpunkt die Damen und Herren der Bühne anfeuernd und ihnen ganze Sätze und Perioden geduldig vorsprechend, um die Aussprache und Betonung zu regulieren. Vor dem Herzog in der ersten Parkettreihe saß stets Hofrat Chronegk mit einer helltönenden Glocke, um den szenischen Vorgängen eventuell Einhalt zu gebieten und die etwaigen Missethäter in Schrecken zu setzen.

Schauspieler sind gemeiniglich gleich bei der Hand, wenn man sie porträtieren will, aber ihre

Ollnda, Freund Allers.



In der Garderobe des Meininger Hoftheaters.
(Aus „Die Meininger“.)



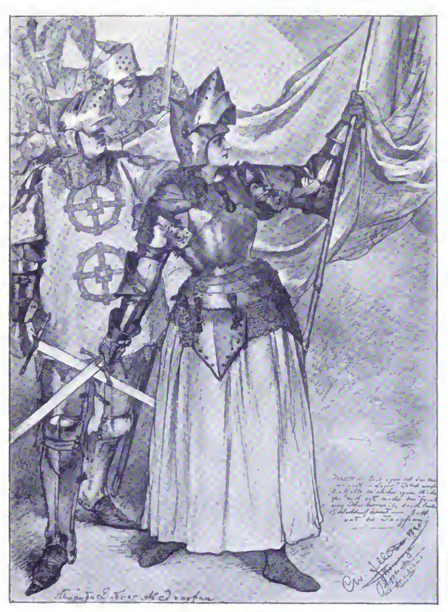
Der Prinz Viktor Albrecht Christian Eduard von England, Herzog von Clarence †.

Privatfaulheit übertrifft meistens noch ihr sehnliches Verlangen, der Nachwelt, die bekanntlich dem Mimen keine Kränze flicht, wenigstens bildlich aufbewahrt zu werden. Unser Freund fand nun ein vorzügliches Mittel, um sich geduldige Modelle zu verschaffen und die Mimen in ihren Mußestunden für sich auszunutzen. Während der mehrstündigen Proben an Vor- und Nachmittagen ließ er nämlich verschiedene Mitglieder sich vollständig anziehen, und da jeder Schauspieler, einerlei ob er mehr oder weniger zu thun hat, während der ganzen Dauer der Probe im Theater bleiben muß, so war es für den Betreffenden keine verlorene Zeit. Allers war nur so vorsichtig, den Herzog und Hofrat Chronegk jedesmal vorher zu benachrichtigen, damit sie nicht vor Schreck umfielen, wenn in einem assyrischen Trauerspiel oder bei der Ermordung Julius Cäsars auf dem Kapitol plötzlich ein Holkscher Jäger oder der Gesandte Questenberg in großer Gala in die antike Einfachheit hineinplatzten. Bei den Malern indessen berühren sich oft die Gegensätze.

Mittags speiste unser Held in Gesellschaft des Herzogs und seiner Gemahlin und abends war er vielleicht bei einer Schusterfamilie zu einer Geburtstagsfeier geladen. Das ganze Leben und Treiben in Meiningen mit seiner reizenden Umgebung ist höchst reizvoll und angenehm — vorausgesetzt, daß man eine bestimmte Veranlassung für seinen Aufenthalt hat und nicht rein die Zeit totschlägt.

Den Winter des nächstfolgenden Jahres verbrachte unser junger Maler in Berlin, wohin ihn ein größerer Auftrag rief. Endlich, nach langen Jahren, konnte er wieder Atelierluft riechen und kam wieder mit Malern zusammen, die ihn als Fachgenossen achteten und ehrten. Die berühmten Maler Anton von Werner, Knaus und Meyerheim sahen ihn oft bei sich, auch den alten Menzel lernte er kennen und bei Ludwig Pietsch, der des Sonntags seinen Jour fixe hatte, verlebte er manchen fröhlichen Abend. Ganz zu Hause war er bei seinem Landsmann Stettenheim (dem famosen Wippchen) und bei Stinde. Und all diese interessanten Kreise, einschließlich Paul Lindaus, Julius Rodenbergs und des ganzen Schwarms der jungen Litteratur, wirkten wunderbar erfrischend und aufmunternd auf unsern in Hamburg versauerten Freund.

„Hier," sagte er, „fühlt man doch, daß man mit dazu gehört — wenn etwas los ist, bin ich doch dabei! Wenn ich Schuster bin, will ich auch als Schuster ästimiert werden! In Hamburg waren die künstlerischen Kreise und die ‚Spitzen der Kunst und Wissenschaft', wie sie in den Zeitungen genannt wurden, immer so zugeknöpft und unnahbar vornehm, daß sie mich in den langen Jahren, wo ich dort einsam herumsaß, auch nicht ein einziges Mal zu einer festlichen Veranstaltung oder sonstigem Vorkommnis einluden — mochte es sich nun um ein



Die Jungfrau von Orleans.
(Aus „Die Meininger“.)

Festessen in der Kunsthalle, um die Ausstellung neuer Gemälde, oder um eine Festlichkeit im ‚Verein für Kunst und Wissenschaft' handeln. Hier in Berlin dagegen wehte ein ganz andrer Wind! Ob der Verein ‚Berliner Presse' einen Ball gab, ob im ‚Künstlerverein' etwas los war, ob eine Premiere im Residenztheater oder eine Soiree im großen Stil bei Werner oder Meyerheim stattfand — jedesmal war die Einladung da und meine Kollegen sorgten dafür, daß mir die Zeit nicht lang wurde!"



Bei den Liliputanern.
(Aus „Hinter den Coulissen")



Ein Skat bei Paul Lindau.

L'Arronge. Paul Lindau. August Förster. Kadelburg

Zahllose Porträts zeichnete er — eins holte das andre und er skizzierte sich durch ganze Straßen durch. Nur die Jours fixes machten ihm oft Sorge, da für jeden Abend oft drei bis vier zu gleicher Zeit angesetzt waren. Wie soll man, da die Woche doch nur sieben Tage hat, sich mit den unendlich vielen Jours fixes der Berliner Gesellschaft abfinden?

Die Jours fixes bei Ludwig Pietsch waren in ihrem Wesen und Verlauf voneinander so verschieden wie Tag und Nacht, wie das lustige Neapel und das ernste Rom. An einem Sonntag, wo sich vielleicht nur fünf bis sechs Personen eingefunden, lyrische Stimmung, tiefsinnig gelehrte Gespräche, Vorlesung einer poetischen oder wissenschaftlichen Arbeit, Vorträge auf dem Flügel und auf den Flügeln des Gesanges. Am nächsten Sonntag großes Hallo: fünfzig bis sechzig Personen beider Geschlechter, babylonische Sprachverwirrung, nicht endenwollendes Lachen und bodenloser Ulk, ausgeführt vom jungen Künstlervölkchen. Vertreten waren an einem solchen Abend die Musik, die Litteratur, die Malerei, die Bildhauerei, das Beamtentum, das Militär, sowie das Civil ohne besonderen Zweck des Daseins. Höchst bewundernswert und geheimnisvoll war's, wie Frau Pietsch nie in Verlegenheit geriet in betreff des Abendessens. Es war immer für alle genug da, ob drei oder hundert Gäste kamen. Den größten Beifall fanden jedesmal der Kartoffelsalat und die saftigen Wiener Würstchen. Einen so ungenierten und anregenden Verkehr wie bei Ludwig Pietsch gab es wohl kaum irgendwo. Man saß hier sozusagen mitten in der Weltgeschichte der jungen Kunst, im Mittelpunkt des aufstrebenden Künstlerlebens.



Bei Meyerheim und Anton von Werner gab's ab und zu große Gesellschaft. Da blitzten Orden und Diamanten, da glänzten Uniformen, da rauschten Seiden- und Atlasroben, da hörte man ellenlange Titel, unter deren Wucht ein simpler Hamburger ganz verschüchtert wurde. Wie viele vornehme Gesellschaften in Hamburg und Altona hätte man mit diesen Titeln, die hier an einem Abend so verschwenderisch verpufft wurden, verzieren können!

Für junge Leute ist es gerade keine leichte Aufgabe, eine derartige große Soiree mitzumachen, denn man hat stets einige bekannte Damen zu füttern — ein schwieriges Unternehmen, da an den Büffetts ein lebensgefährliches Gedränge herrscht, die alten erfahrenen Büffettritter die besten Plätze usurpieren und man in der Eile die unvereinbarsten Dinge auf den Teller zusammenpantscht. Die eine Dame verlangt mehr Süßigkeiten und Früchte, während die andre mehr Mayonnaisen und pikante Sachen begehrt. Hat man seine Damen einigermaßen befriedigt und will noch für sich selber etwas erobern, so findet man meistens das Eis und die Mayonnaise, die jungen Erbsen, den italienischen Salat, den Kalbsbraten mit Gelee, die Zunge und die Ragouts durcheinandergewühlt. Dann kommt ein erfahrener Kollege und lotst den Neuling in eine stille Ateliereckе, wo hinter Draperien, Palmen und Schlingpflanzen sich ein verschwiegenes Plätzchen für Kenner aufthut — eine Oase in der Büffettwüste. Hier gibt es Sauerkraut und Würstchen, auch liegt ein Faß Münchner Bier auf, alles umlagert von den jungen Matadoren der Malerei und Litteratur.

Am behaglichsten war's jedoch bei den Künstlern en famille: im intimen Kreise bei Knaus, Werner, Stettenheim, Rodenberg und Lindau. Bei letzterem erschienen häufig bekannte Theatergrößen: L'Arronge, Förster, Kadelburg. In jedem Hause eine ganz andre Gesellschaft, ein ganz andrer Ton, ganz verschiedene Lebensansichten. Wenn Willy indessen seinem Freunde und halben Landsmann Julius Stinde in die Finger fiel — so etwa um halb zwölf Uhr mittags — so kam er selten vor dem nächsten Morgen um halb vier Uhr wieder fort. „Min lütten Allers“, wie Stinde ihn nannte, mußte sich dann im bunten Durcheinander Schnäpse, Liköre, Bier und Wein in die Kehle gießen, um beim Morgengrauen im Capkeller zu stranden.

Für die Firma Wiscott in Breslau fertigte unser Freund während seines Aufenthalts in Berlin eine Reihe Skizzen aus dem Berliner Leben an, die unter dem Titel „Spree-Athener“ erschienen. Die von ihm selbst herausgegebenen Werke hatten unsern Willy durch ihren pekuniären Erfolg aus dem Sumpf der Armut und der

Die Skizzen bis Seite 318 sind Studien hinter den Coulissen der „Liliputaner“.



Sorge um den nächsten Tag herausgerissen. Besonders zwei Werke aus dem Hamburger Leben, „Klub Eintracht" und „Die Silberne Hochzeit", begründeten seinen Ruhm sogar bei seinen Landsleuten. Es ist ja bekanntlich für einen Propheten das schwerste Ding von der Welt, in seinem Vaterlande gewürdigt zu werden. Aber diese einfachen Erzählungen in Blei aus dem Volksleben seiner Vaterstadt erweckten doch die Aufmerksamkeit der sogenannten maßgebenden Kreise. Es ward Mode, ein Allers-Werk zu verschenken oder geschenkt zu erhalten. Zu jeder silbernen Hochzeit wurde die silberne Hochzeit des Schneidermeisters Battelmann verschenkt. Am dankbarsten zeigte sich das einfache, solide Bürgertum, welches unser Freund in diesen beiden Werken geschildert hatte, und das sich jubelnd darin wiedererkannte. Wochenlang drängte sich das Publikum im Kunstgewerbemuseum vor den dort ausgestellten Originalen, und lange vor Weihnachten waren die vorhandenen Auflagen verkauft — auf der Börse stieg jede Mappe von dreißig auf fünfundsiebzig Mark. Bedauerlicherweise entwickelten die Leiter der Kunst in Hamburg nicht das nämliche künstlerische Verständnis wie das Publikum, denn sie lehnten es ab, die ihnen für nur dreitausend Mark angebotenen Originale des „Klub Eintracht" anzukaufen. Die Berliner Nationalgalerie dagegen zeigte sich nicht so kurzsichtig und die aus den berufensten Malern zusammengesetzte „Landeskunstkommission" schlug einstimmig den Ankauf der Originale vor. Auch die zweite Serie aus dem Hamburger Volksleben, „Die silberne Hochzeit", bot Allers zuerst seiner Vaterstadt an, in der Voraussetzung, daß es doch am besten sei, wenn solche heimische Bilder in Hamburg blieben. Er hatte jedoch denselben negativen Erfolg damit! Alle diese Dinge zusammengenommen verleideten ihm seine sonst so geliebte Vaterstadt, und im Frühjahr 1889 siedelte er mit den Eltern nach Karlsruhe in eine kleine Gartenvilla, welche er ankaufte, über.

* * *

Versetzen wir uns jetzt in unsern biographischen Aufzeichnungen wieder um eine Anzahl von Jahren zurück.

Zu den intimsten Freunden unsres Helden gehört, wie bereits flüchtig erwähnt, der berühmte plattdeutsche Dichter und Sprachforscher Klaus Groth. Willy lernte denselben während seiner Dienstzeit in Kiel auf einer Abendgesellschaft im Hause des Dr. P. kennen. Es wurden lebende Bilder nach Gedichten von Klaus Groth gestellt, welch letztere der Autor persönlich vortrug. Er stand zwischen all dem Gewimmel von Damen und Herren an eine Flügelthür gelehnt: eine lange, „überlebensgroße" Gestalt mit frischem Teint, bräunlichroten Wangen, einer kühnen Adlernase und weißen Locken, welche die helle, hohe Stirn umrahmten. In der Rechten hielt er zwischen den schmalen, langen Fingern eine in der Mitte durchschnittene Cigarre — die





linke Hand ruhte auf dem Rücken. Seine drei auch schon länglichen Söhne Albert, Karl und August, die unsern Willy schon kannten, stellten ihn dem Vater vor und gleich in der ersten Stunde waren die Beiden Freunde fürs Leben geworden — paßten sie doch, trotz des Unterschiedes der Jahre, prächtig zu einander. Beide wußten Realismus und Idealismus harmonisch miteinander zu verbinden — beide hielten sich bei ihren Entwürfen und Arbeiten streng an die Natur, ohne daß sie sich jedoch, wie viele unsrer modernen Realisten, nur im Mist und Schmutz, in Unglücksfällen und Polizeiberichten herumwälzten. So ein ideal angehauchter, vornehm denkender älterer Freund ist für einen jungen Maler eine unschätzbare Fundgrube des Gedankenaustausches, wie auch sicher dem älteren Herrn das erfrischende Element eines jungen Genossen vom Bleistift sehr wohlthuend sein mußte. Alt und jung muß sich immer ergänzen, und der gemütvolle Verkehr, wie er z. B. auf den Akademien sowie in den Künstlervereinen gepflogen wird, hält die alten Jahrgänge unstreitig viel länger frisch, als wenn sie sich einsam vergraben und mürrisch und verstimmt durch junge Erfolge in ihrem Atelier maulen würden. Auch der alte Wein muß ja jährlich frisch aufgefüllt werden! So sagte auch Willys Meister, Professor Keller, einmal: „Meine Herren, ich lerne von Ihnen gerade soviel, wie Sie von mir.“ — Man frischt sich gegenseitig auf, und ein schaffender Kollege reizt zum Mitmachen und Nebenherlaufen, zum Konkurrieren und Ueberholen. Die ganze Welt wird ja nur durch die Konkurrenz im Gange gehalten!

Also ein reger Verkehr entspann sich bald zwischen dem Dichter und dem jungen Maler. Letzterer wurde gleich als zur Familie gehörig annektiert und fand sich zu jeder Tageszeit ungeladen ein. Oft tauchte er nach dem Exerzieren in voller Uniform, mit dem Gewehr über der Schulter, in der Thür von Klaus Groths „Kajüte“ auf, um einige Gläser von des Dichters vorzüglichen Weinen vertilgen zu helfen. Dann saß der Alte, behaglich die Hände über den Bauch (oder die Stelle, wo er sein sollte) gefaltet, dampfend und schwatzend und den Wein gegen das Licht haltend zur Seite des Malers, während nebenan Grete, die unübertreffliche Kochkünstlerin und treue Dienerin, ein leckeres, mit Wurst belegtes Butterbrot herrichtete. Fast immer tauchten dann noch einige Freunde aus der Nachbarschaft auf. Zu diesen gehörten vor allem der Oberstabsarzt Dr. Hüthe sowie die beiden speziellen Busenfreunde Klaus Groths und unsres Willy: die Admirale Deinhardt und Schröder (damals Kapitäne zur See). Nun



wurde die Unterhaltung lebhafter, die Witze kräftiger, und das Gelächter schallte weit über Gärten und Straßen hinaus. Die Marineoffiziere sind meistens dankbare, interessante Gesellschafter, die nicht nur empfangen, sondern geistig selber viel neuen Stoff mitbringen und für alle Dinge von Schopenhauer bis zur Frankfurter Bratwurst Interesse haben.

Groths Garten ist ein kleines Paradies voller Schatten, Rasenplatze und nützlicher, wohlschmeckender Dinge. Vorn ein kleiner englischer Park, hinten ein Küchengarten. Alle Sorten eßbarer Früchte in Prachtexemplaren gab's da, und ein reizendes, schalkhaftes, blondes Mädchen aus der Nachbarschaft, Lizzie von Graba, Groths Augapfel und Herzensfreude, half stets eifrig beim Ernten und Vertilgen. Für Willy war sie ein nie absagendes, geduldig vergnügtes Modell. Wenn in den Zeichenstunden nach der Natur, die Willy einigen Damen gab, nichts Neues zum Abzeichnen aufzutreiben war, so mußte die liebe Lizzie sich wieder eine neue Seite abgewinnen lassen. — Die drei Söhne und deren Freunde, ein geräuschvoller, jugendfroher, gemeingefährlicher Klumpen, fielen oft lärmend in Groths stille Dichterkajüte, den Alten durch allerlei Blödsinn und Ulk erheiternd und erfrischend, und noch lange, nachdem er sich vorsichtig ins Bett zurückgezogen, gewaltige Breschen in seine Weinvorrate trinkend. Am liebsten war es jedoch unsrem Willy, wenn er mit Klaus Groth und auch häufig mit dessen Freunde, Ferdinand Lange, einem selfmade man, Großkaufmann, Müller und Reeder, ganz allein und ungestört beisammen sein konnte. Was der Dichter, Kaufmann und Maler bei solchen Gelegenheiten zusammenredeten, das spottet jeder Beschreibung.



Auch des Gärtners Luchs sei hier gedacht, eines urkomischen Burschen, der den freundlichen Dichter (wie's allen gutmütigen Leuten geht) immer erst zuletzt bediente, nachdem dieser damit gedroht hatte, sich nach einem andern Gärtner umzusehen. Wann ist je ein Gärtner zur rechten Zeit zum Arbeiten angetreten! Sie nehmen ausnahmslos mehr Arbeit an, als sie für die Saison bewaltigen können. Gerade wie die Kleidermacherinnen, die auch erst gegen den Herbst die Frühlingstoiletten in Angriff nehmen.



In der Garderobe der Liliputaner.

Unser Gärtner war ein sonderbarer Kauz mit einer piepigen Fistelstimme, der still und fleißig (wenn er erst einmal da war) seinem Beruf oblag. Nur wenn es an das Auszahlen des Geldes ging, wurde er verlegen und schämte sich, die ihm riesig dünkende Summe auf einmal dem Professor zu nennen. Er rechnete alle Arbeiten eine nach der andern her, während Groth, ungeduldig werdend, nur die Gesamtsumme wissen wollte.

„Na, woveel kriegen Se denn?"

„Jä, Herr Professor, ik heff arl de Bööm sneden un arl de Büsch nasehn un denn heff ik arl dat Gras afmeiht un arl dat Unkrut utkleit un —"

„Na ja, wat makt dat denn arl tosammen?"

„Jä, un denn heff ik dat un dat arl makt un arl dit un arl dat."

Und so ging's weiter, worauf endlich die erschütternde Gesamtsumme herauskam und Luchs dieselbe mit einem Glase Wein überreicht erhielt.

Was für wundervolle Spaziergänge durch die herrliche Umgebung Kiels machte Willy in Begleitung des Dichters! Bald ging's durch den hochragenden Buchenwald des Düsternbrooker Gehölzes zu Freund Meyer nach dessen unsagbar schön gelegenem Gut Forsteck, wo die lustigen Kinder von Karl Schurz und dieser selber (Meyers Schwager) einen sehr fesselnden und anziehenden Kreis bildeten — bald nach Knoop zum alten Nordostseekanal, der damals nur von kleinen Schiffen und Torfewern befahren werden konnte, aber weit malerischer war als jetzt. In reizenden Biegungen schlängelte sich das klare, tiefe Wasser durch hügeliges, in der Umrahmung von Eichen und Buchen prangendes Waldland. Wie schön machten sich die pittoresken, von Gäulen mitten durch den grünen Wald gezogenen Segelschiffe! Welch wirkungsvolle Staffage der Landschaft gaben die Schleusen mit dem unvermeidlichen Wirtshaus dabei! In dem letzteren lustige Ausflügler und Fuhrleute — alles zusammen moderne Adrians von Ostade!

Ein anderes Mal fuhr man über die Bucht zum fernen Laboe, wo man im Sand gelagert dem Brausen der Brandung lauschte, die fernen Segel auf der schimmernden Meeresflut anblinzelte und nicht viel dabei redete. Gleichgestimmte Seelen brauchen nicht immer zu plappern — sie kennen in der Regel die Gedanken des anderen und schon das gemeinschaftliche Genießen ist genug für sie. Was für deliciöse mit Mettwurst belegte Schwarzbrotbutterbröte mit Bier gab's überall um Kiel herum — was für appetitreizende geräucherte Flundern, was für riesige Spickaale, was für schöne frische, noch warme geräucherte Heringe! Für alles Ideale und Schöne in der Welt begeisterte Menschen müssen auch notwendig einen guten Bissen würdigen, und wo gäbe es solidere Dinge wie im Norden! Ein holsteinischer, auf der Zunge schmelzender Schinken ist ein wahres Gedicht! Wo gibt's mehligere Kartoffeln, dickere Suppen

und knusperigere Braten — wo schmackhaftere Seefische, die Grete ganz besonders glorreich zuzubereiten verstand! Ab und zu kam auch von den Verwandten in Ditmarschen ein Korbchen frischer Nordseekrabben an, in deren appetitlicher Auspulung Grete ebenfalls ein hervorragendes Talent besaß. So ein Stück Schwarzbrot, dick mit Butter bestrichen und so hoch Krabben darauf, daß es beim Abbeißen eben unter der Nase durchgeht, ist doch etwas wunderbar Poetisches! Von den frischen Eiern des Morgens und von den gerösteten Brotschnitten mit holsteinischer duftender Butter wollen wir gar nicht reden — man würde sonst zu hungrig dabei werden!

* * *

In den Jahren 1882 bis 1887 machte Allers einige Reisen in Gemeinschaft eines älteren Altonaer Freundes. Auf diesen Reisen, deren Ziel die Schweiz und die oberitalienischen Seen waren, begleitete sie Klaus Groth und später ein Neffe des erwähnten Herrn, Dr. M. aus Hamburg.

Schwer bewaffnet mit Aquarellblocks und Farbenkasten wurde ausgezogen, um über alle passenden Motive unverzüglich herzufallen. Im Gegensatz zu Allers' früheren Fahrten ging's jetzt hoch her und lernte er nun das moderne, bequeme Reiseleben kennen. Statt im bescheidenen „Lamm", wohnte man bei volltönenderen Namen „Grand Hôtel Continental", „Quatre saisons", „Hôtel L'Europe" und wie die Herbergen alle hießen. Da konnte er befrackte vornehme Oberkellner, die reisenden Engländer, Reverends, und alte Jungfern, Excellenzen, Damen mit Möpsen und adelige Weltbummler studieren. Lange Menus und fürstlich eingerichtete Zimmer. — Eine Fülle neuer Motive lustiger Bilder und interessanter Situationen that sich vor seinen Augen und für seinen Bleistift auf. Die Abwechselung im Leben ist ja stets das Reizvollste. An den oberitalienischen Seen hielt man sich am längsten auf. Florenz, Bologna, Venedig und Mailand wurden gründlich besichtigt und abgemalt. Professor Klaus Groth, der es nicht nötig hatte, ergötzte sich am lebendigen italienischen Volksleben, entdeckte neue malerische Kneipen, kühle, stille Plätze und trinkbare Weine. Die anstrengenden Galerien wurden mit



Probe bei den Liliputanern.

Maß genossen. In Tirol machte Allers mit seinen zwei Reisekollegen Halt in Sterzing und besuchte alle alten Plätze und Freunde vom Jahre 1880. — Im Wirtshaus zum „Elefanten" im Pfitscher Thal wurde er gleich herzlich begrüßt von den Wirten, und das Wohlwollen von sechs Holzknechten, die breitspurig Ellbogen an Ellbogen den Tisch füllten, durch Wein erkauft. Als uns dann noch der riesige junge Wirt jedem ein Sträußchen Alpenrosen pflückte, kehrten sie gerührt und angeheitert nach Sterzing heim. Später, in Begleitung des Dr. M., der auch Aquarellfarben verbrauchte, wurden die Reisen weniger ausgedehnt, dafür aber produktiver.

In einer Epistel über einige humoristische Vorfälle und Abenteuer auf diesen Fahrten berichtet Dr. M.

Hamburg, 28. April 1894.

Lieber Herr Doktor Clinda!

Als wir uns vor vierzehn Tagen in der Villa Allers auf Capri trafen, sprachen Sie den Wunsch aus, daß ich Ihnen für Ihr Buch „Freund Allers" einige Notizen über die Reisen gebe, welche ich mit Allers gemeinschaftlich in den Jahren 1885, 1886 und 1887 gemacht habe. Eine detaillierte Beschreibung dieser Fahrten will ich Ihnen jedoch nicht liefern, da wir damals durchaus nur Stätten besuchten, die vor uns schon mancher menschliche Fuß betreten hatte und die von Bädeker ganz vortrefflich beschrieben sind, nämlich Süddeutschland, die Schweiz und die oberitalienischen Seen. Das würde also niemandem etwas Neues bringen. Nur über die Art, wie wir es gesehen und über manche drollige Erlebnisse will ich Ihnen einiges erzählen.

Wir reisten in Gemeinschaft mit einem Onkel und lieben Freund von mir, der uns beide eingeladen hatte. Dieser Onkel ist jedoch kein ganz gewöhnlicher Onkel, sondern ein ganz ungewöhnlich begabter Herr, der, in der glücklichen Lage seinen Neigungen leben zu können, mit lebhaftem Interesse alle neue Errungenschaften der Wissenschaften verfolgt, keine wesentlichen Erscheinungen in der Litteratur unbeachtet läßt, die Musikwissenschaft als feinsinniger Kunstkenner beherrscht, und in der Ausübung der Malerei, der Dichtkunst und besonders der Musik weit mehr erreicht, als dies die Durchschnittsdilettanten zu thun pflegen. Da es jedoch auf Erden keine vollkommenen Wesen gibt, so hat er andrerseits wieder fortwährend Sorge, daß er einen Zug versäumt und daß die Koffer vertauscht werden.

Was mich selbst anbetrifft, so bin ich praktischer Arzt und außerdem, was an dieser Stelle viel wichtiger ist, anch' io sono pittore, will sagen Aquarellist mit großer Leidenschaft und noch größerer Leistungsunfähigkeit.

Trotz der Verschiedenheit des Alters und Berufs konnten wir uns stets





Nachmittagskaffee bei Josef Kainz.



vortrefflich vertragen bis auf einige kleine Punkte, über welche oft Meinungsverschiedenheiten herrschten. Allers und ich wollten immer gern schnell vorwärts und wurden an jedem Orte bald ungeduldig, sobald wir daselbst die Hauptsachen gesehen hatten. Der Onkel jedoch fand es überall schön; besonders wenn er ein behagliches Hotel gefunden hatte. Schon bei der ersten Eisenbahnstation, und war es auch nur Winsen an der Luhe, erklärte er, es müsse sich hier vortrefflich leben lassen, und wenn er hier nicht aussteige, so geschähe dies nur aus besonderer Rücksicht für uns, da wir es doch wohl nicht aushalten würden, worin er auch nicht so ganz unrecht hatte. Schließlich war das aber nicht so ernst gemeint und es ging dann auch schnell nach dem Süden vorwärts, bis wir unser geliebtes Italien erreicht hatten. Sobald wir auf welschem Boden waren, fingen wir auch an italienisch zu sprechen. Allerdings hatten wir von dieser Sprache keinen Schimmer, indessen da wir bemerkt hatten, daß „Stall" auf italienisch „stallazzo" hieß, fanden wir die Sache nicht schwer und hingen einfach an jedes Substantiv die Endsilbe azzo an. Diese geistvolle Beschäftigung fand der Onkel jedoch höchst albern und kindisch, bis er durch unsre Konsequenz so korrumpiert war, daß wir ihn selbst auf einem „Spiegelazzo" ertappten. Durch längeren Aufenthalt im Lande lernten wir jedoch noch manches hinzu, erreichten aber schließlich doch nur, als wir gerade fließend italienisch sprachen, von einer deutschen Dame mit einem vertrauensvollen: „Wie ich höre, sind wir Landsleute" angeredet zu werden. Eine größere Portion Maccaroni mußte uns für diesen Mißerfolg entschädigen.



So zogen wir drei denn fidel durch große Länder und kleine Städte und malten alles ab, was uns in den Weg kam, wobei wir beiden Dilettanten uns meist auf Landschaft und Architektur beschränkten mit möglichster Vermeidung menschlicher und tierischer Staffage. Ich selbst war so wenig stolz, daß ich die perspektivisch schwierigeren Partien von Allers hineinzeichnen ließ, wofür derselbe dann mit einem Schnaps königlich belohnt wurde. Die freien Zeiten wurden mit weisen Kunstgesprächen ausgefüllt, in denen sehr viel Schönes über Perspektive, Idealismus, Terra di Siena, Realismus und spitze Bleistifte zu Tage gefördert wurde. So saßen wir denn an allen Straßenecken



Aus „Spree-Athener“.

und ließen unsre Kunst von der stets zahlreich versammelten Jugend bewundern. Immer jedoch gelang es uns nicht den Beifall der Menge zu erringen. So hatten wir uns in Ponte Tresa einmal an eine allerdings wunderbar schöne, aber eigentlich kaum wiederzugebende Gewitterlandschaft gewagt: Im Hintergrunde eine tiefschwarzblaue Wolke, vorn ein Berg schwefelgelb im hellsten Sonnenglanz. Sofort wurde der Malapparat in Bewegung gesetzt, und in weniger als einer Viertelstunde waren drei Citronenpuddings mit Bickbeerensauce entstanden zur großen Freude der Eingeborenen. Ein andres Mal wollte der Hohentwiel absolut nicht parieren und zog es vor, auf unsern Bildern wie ein umgedrehter Kohlkopf auszusehen, wobei wir uns denn auch schließlich beruhigten.

Daß Allers uns in der Malerei über war, wurde von uns selbstverständlich anerkannt, machte uns auch weiter keinen Kummer, denn es war ja sein Geschäft, während wir beide es Gott sei Dank nicht nötig hatten. Der Onkel behandelte die Landschaften stets in duftigen Tönen à la Moritz Schwind, während ich die Farbe stets dick aufstrich



Der Dilettant und die zuschauenden Kinder.

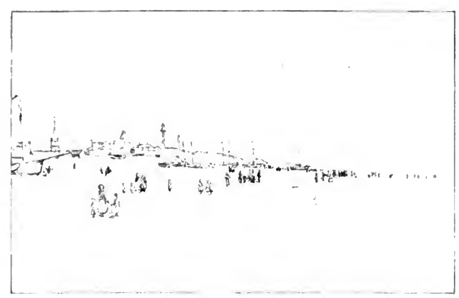


wie die Butter aufs Brot. Uns beiden imponierten sehr die Bilder, welche von den Schweizer Holzbären mit der Brille an der Staffelei gemalt wurden, mit den kobaltblauen Fernen, den violetten Bergen und dem smaragdgrünen Vordergrund, und obgleich Allers, der dieselben früher als Lithograph en gros angefertigt hatte, behauptete, daß die Dilettanten immer auf die greulichste Routine am tiefsten hineinfielen, sind für mich die Bärenbilder stets ein unerreichbares Ideal geblieben, und Allers behauptet noch heute, niemand verstünde es so wie ich, ein italienisches Landschaftsbild so anzufertigen, daß es genau so aussieht wie Poppenbüttel bei Hamburg.

Da wir uns so überall durch schamloses Aquarellieren als zur Zunft gehörig zu erkennen gaben, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß sich auch zuweilen andre Dilettanten, Künstler und Mäcene an uns anschlossen. So wurde ich in Konstanz von einem Würdenträger einer norddeutschen Stadt auf ein altes holländisches Gemälde aufmerksam gemacht, welches ein echter „Rubens" sein sollte. Natürlich mußten es auch meine beiden Reisegefährten bestätigen, daß es wirklich ein echter „Rubens" sei. Derselbe Würdenträger demonstrierte auch dem Onkel eine Skizze, welche seine talentvolle Tochter angefertigt hatte. Der Onkel betrachtete die Zeichnung sehr genau und sprach dann seine ungeheuchelte Bewunderung aus, als er von dem glücklichen Vater darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er das Bild verkehrt herum gehalten und den Erdboden für die Baumkrone gehalten hatte. Jetzt wurde das Bild umgedreht und war nun noch schöner, da es sich ergab, daß es auf beiden Seiten recht war.

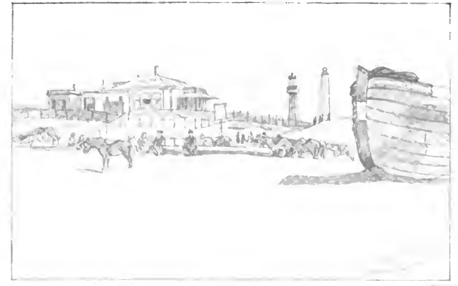


Dasselbe Fräulein hatte noch ein andres Gemälde angefertigt, das einen tannenbedeckten Abhang darstellte. Jede einzelne Tanne war als besonderer Baum sorgfältig gezeichnet, so daß man in Wirklichkeit den Wald vor lauter Bäumen nicht sah. Zu Ehren der Dame, welche den Vornamen „Wanda" führte, nannten wir die in dieser Manier angefertigten Bilder als Pendant zu den „europäischen Wanderbildern" europäische Wandabilder. Eine andre Künstlerin zeigte uns ein Aquarell, auf dem sich im Hintergrunde ein hellkrappfarben



Scheveningen.

angestrichener Berg befand, worauf sich der Onkel die Frage erlaubte, ob dies wohl den „Monte Rosa" vorstellen solle. Ueberhaupt erfüllte es uns stets mit großer Freude, wenn wir Leute antrafen, welche noch weniger konnten als wir; als wir aber das Glück hatten, einen wirklichen Maler mit höchst dekorativem Aussehen, einem König Lear-Bart und Künstlerlocken zu treffen, dessen sizilianische Oelbilder sich ungefähr etwas unter dem Niveau meiner bescheidenen Leistungen hielten, wurden wir ganz übermütig. Glücklicherweise hatte der betreffende Maler es nicht nötig, sondern war von einer gütigen Vorsehung mit einem reichen Schwiegervater bedacht worden.



Scheveningen.



Die Kralingsche Veer bei Rotterdam.

Daß übrigens Allers' Aquarelle höher geschätzt wurden als die des Onkels und meiner Wenigkeit, sollte uns in eigentümlicher Weise klar gemacht werden. In Lugano waren wir einmal so unvorsichtig gewesen, unsre Zimmerthür offen zu lassen. Bei der Rückkehr waren mehrere von Allers' Aquarellen gestohlen worden. Allers wurde deshalb sehr von uns beneidet. Wir legten nun unsre Gemälde am nächsten Tage sämtlich auf den Tisch, ließen die Thür offen und blieben den ganzen Tag fort. Abends zählten wir unsre Aquarelle, doch siehe es fehlt kein teures Haupt. Jetzt drehten der Onkel und ich aber den Spieß um, sagten zu Allers: „Sie sehen es jetzt selbst ein: Ihre Bilder konnten uns gestohlen werden."



Im Düsternbrooker Holz.

Da wir aus Liebhaberei für alte Architektur, die wir mit besonderer Vorliebe abkonterfeiten, oft längere Zeit in kleineren, sonst wenig besuchten Städten blieben, da der Onkel auf große und behagliche Zimmer mit schöner Aussicht viel Wert legte und nach dem Preis nicht viel fragte, da wir stets lustig

und guter Dinge waren, so waren wir in den Hotels stets gern gesehene Gäste, und zuweilen fühlten die Wirte das Bedürfnis, noch etwas Besonderes für uns zu thun, uns zu Sekt einzuladen oder sonst zu erfreuen.

Besondern Eindruck hatten wir auf den Wirt des badischen Hofs in einer kleinen süddeutschen Stadt gemacht. Schon als wir ihm erzählten, daß wir acht Tage bleiben wollten (wo sich die Commis Voyageurs meist mit ein bis zwei Tagen begnügten) war er gerührt, aber als wir ihm mitteilten, daß wir uns nur Vergnügens halber dort aufhielten, war er ganz aus dem Häuschen. An der Table d'hote erhielten wir die besten Plätze, das Menu wurde ganz nach unsrem Geschmack eingerichtet, und als er sah, daß wir wirklich Ernst gemacht hatten und bereits sechs Tage da waren, ohne Anstalten zur Abreise zu treffen, hielt er uns nach Tisch folgende Rede: „Meine Herren, es ist für unsre Stadt, besonders aber für mich eine große Ehre gewesen, Sie in unsrer Mitte zu beherbergen. Gestatten Sie mir, diesem Gefühl dadurch Ausdruck zu geben, daß ich Sie einlade, heute nachmittag mit mir in meinem Wagen eine Ausfahrt nach einem der schönsten Punkte der Umgebung, der Kartause, die Sie noch nicht kennen, vorzunehmen." Wir konnten solcher Liebenswürdigkeit nicht widerstehen und nahmen die Einladung an. Präzise drei Uhr, zwei Stunden nach der Table d'hote, sollte die Sache vor sich gehen. Wir hatten in der Stille Betrachtungen darüber angestellt, ob es wohl ein Einspänner oder ein Zweispänner werden würde. Es kam ein Zweispänner — der Hotelomnibus. Wir wurden aufgefordert Platz zu nehmen und erwarteten, daß unser Gastgeber sich zu uns setzen würde. Das geschah nicht. Vielmehr erzählte er, daß der Kutscher anderweitig beschäftigt sei, daß er deshalb selbst kutschieren würde. Dagegen setzte er sein zweijähriges Töchterchen zu uns in den Wagen, teils zu unsrer Unterhaltung, teils weil die Mama verreist und das Kind sonst nicht unter zuverlässiger Aufsicht war. Ehe wir noch Gelegenheit hatten, für das uns geschenkte Vertrauen zu danken, war der Schlag geschlossen und fort ging's in sausendem Galopp. Unsre jugendliche Reisegefährtin verhielt sich anfangs ziemlich ruhig. Allmahlich bereitete sie uns dadurch Schwierigkeiten, daß sie hartnäckig versuchte aus dem Fenster zu klettern. Später durften wir sie denn mit der vorsorglich mitgenommenen Milch füttern. Auch mußten



Holländischer Stiefelputzjunge.



Strand in Scheveningen.

wir auf ihren dringenden Wunsch und aus nicht näher anzugebenden Gründen zweimal Station machen. Nach ein und ein halb Stunden hielten wir auf einer blumigen, mit wenigen Büschen versehener Wiese still. Hier war das Ziel unsrer Reise. Einige meterhohe Steine und verschiedene andre Bröckel wurden uns als die Trümmer der einstigen Kartause vorgestellt. Nachdem wir diese ehrwürdigen Denkmäler einer großen Vergangenheit aus Höflichkeit unsrem Skizzenbuch einverleibt hatten, was ich um so lieber that, als Allers mir das Klötzezeichnen für meine Ausbildung in der Perspektive dringend ans Herz gelegt hatte, wurde die Rückfahrt angetreten, von der nur zu melden, daß unsre jugendliche Begleiterin wesentlich geringere Anforderungen an unsre Ritterlichkeit stellte. Ein bedauerlicher Mangel an archäologischem Interesse hatte sie veranlaßt, beim Anblick der Kartause sofort einzuschlafen. In diesem Zustand wurde sie dann in den Wagen gelegt und wir brauchten sie nur festzuhalten, damit sie nicht herunterfiel. Um sieben Uhr war das schöne Fest verrauscht.



Eine amerikanische Freundin.



Der neue Hafen in Schiedam.

Damit kann ich eigentlich meinen Reisebericht schließen, denn daß einmal in Brunnen Allers für einen geisteskranken Prinzen gehalten wurde, der, zum großen Kummer des Badearztes, der sich schon auf den feinen Patienten gefreut hatte, unter Bewachung seiner eigenen beiden Aerzte reiste, daß Allers und ich auf einer Tour auf der ersten Station eine Reisemütze, auf der zweiten unser kleines Gepäck, auf der dritten die Koffer und auf der vierten schließlich unsern Onkel mitzunehmen vergaßen, ist mehr von persönlichem Interesse.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Dr. M.



Kirche in Scherzlingen.

Erst nach mehreren Jahren, während welcher Willy aber oft auf längere Zeit Gast im Grothschen Hause war, kam wieder eine Reise in die Schweiz in Gesellschaft des Dichters an die Reihe. In Thun, und zwar im wunderherrlich gelegenen, bequemen und grandiosen „Thuner Hof", wurde die längste Rast gemacht. Dort hauste auch in der Nachbarschaft ein Landsmann und alter Freund, Johannes Brahms, mit welchem viele weite Wanderungen an den Gestaden des Thuner Sees gemacht wurden. Häufig ging Willy des Abends, um die Musik zu hören, mit Brahms in den

Kurgarten, wo sich der große Musiker an den reizenden, genialen Schöpfungen von Johann Strauß nie satt hören konnte — ganz im Gegensatz zu manchen wichtig thuenden, jedoch selbst nichts produzierenden Hofkapellmeistergrößen, die für diese, wie sie sagen, „leichte Ware" nur ein verachtungsvolles Lächeln haben.

* * *

Im Frühjahr 1892 ging unser Held im Auftrage der Stuttgarter Verlagsgesellschaft „Union" nach Friedrichsruh, um dort eine Reihe von Skizzen aus dem Leben des Fürsten Bismarck zu zeichnen. Was konnte es für ihn Interessanteres geben, als den größten Staatsmann des Jahrhunderts monatelang in seiner Häuslichkeit zu sehen und zu studieren! Später war er als Gast bei der Hochzeit des Grafen Bismarck in Wien anwesend, sah den Fürsten in Kissingen wieder und bekam zum Herbst eine Einladung nach Varzin. Varzin erwies sich höchst reizvoll für unsern Maler, da er dort in aller Ruhe den Fürsten inmitten seiner Bauern beobachten konnte. Da gab es keine Interviewer, keine Deputationen, keine „Wacht-am-Rhein"-Gesänge — es war eine einfache Dorfidylle mit dem großen Mann als Staffage. Im darauffolgenden Jahr (1893) lernte Willy auch Schönhausen kennen.

Im Winter 1890/91 hielt sich Allers einige Wochen beim Professor Klaus Groth in Kiel auf und dort entschloß er sich auf Zureden seines Freundes Ferdinand Lange, der die erste Orientfahrt der „Augusta Viktoria" mitmachen wollte, sich ebenfalls daran zu beteiligen. Er bekam noch einen Platz und nun hieß es sich beeilen. Es war zwei Tage vor der Abfahrt. Telegraphisch wurde Papa Allers mit allerlei Requisiten von Karlsruhe nach Hamburg berufen und der Rest der Reisebedürfnisse schnell in Hamburg zusammengelauft.

Schwierig war auch ein Paß von der Heimatsbehörde zu beschaffen, während sich im Gegenteil das türkische Konsulat sehr coulant zeigte und seine Unterschrift gegen einen Allers-Autographen austauschte. Bei der Heimatsbehörde wurde er aber viele Stunden von einem Bureau ins andre gehetzt. Er fuhr immer mit seinem Wagen zwischen dem Stadthaus und den Bureaux der Poststraße hin und her. „Jaaa! wenn Sie fremd wären," wurde ihm bedeutet, „so könnten wir Ihnen den Paß sofort ausstellen, aber als geborenem Hamburger — das ist nicht so einfach!" — Eine süße Einrichtung. Schließlich ging's auch ohne alle Formalitäten und auch ohne Paß, es hätten ja im Notfall seine Marinepapiere genügt.

Schleunigst wurde noch ein Seekoffer (der die vorgeschriebene Höhe hat, um unter die Schiffsbetten geschoben werden zu können) beim Kaffeehändler geliehen und die Reiseausrüstung sorgsam verstaut, der Name, das Schiff und die Kabinennummer daraufgemalt und nun konnte es losgehen.



In Friedrichsruh.

Fünfzehntes Kapitel.

Orientfahrt.

(Der „Kanaltürke". — Kaisers Geburtstag an Bord. — Straßenleben in Gibraltar und Linea. — Aegypten. — Jaffa. — Jerusalem. — Bethlehem. — Oelberg. — Beirut. — Ueber den Libanon. — Damaskus. — Der Jude Alphons. — Allers-Pascha. — Athen. — Die Akropolis. — Die Geschichte vom Löwenköpfchen. — Malta. — Lissabon. — England. — Ankunft in Hamburg. — Wieder nach Capri. — Reiseepilog unsres Freundes am Stammtisch.)

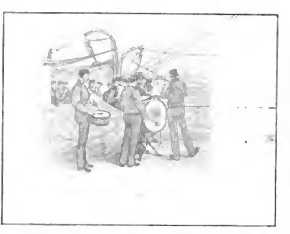
Zu Anfang des Jahres 1891 machte also Willy die Orientfahrt der „Augusta Viktoria" mit. Diese Reise gab ihm eine Fülle neuer Anregungen und Motive und setzte seinen Zeichenstift in unermüdliche Thätigkeit. Die künstlerische Ausbeute, welche er nach Hause brachte, war eine ungemein große und reichhaltige, und er legte sie dem Publikum in seinem hochinteressanten Werke „Bakschisch"*) vor, zu dem er auch den begleitenden Text schrieb. Die Originale zum „Bakschisch" wurden in einer Reihe größerer deutscher Städte ausgestellt.

Erzählen wir, unter Anlehnung an seine eigenen Schilderungen, was unser Freund im Orient sah und erlebte.

Am 22. Januar 1891 ward die Reise von Cuxhaven aus angetreten, nachdem die „Augusta Viktoria" mehrere Tage im Eise festgelegen. Jetzt leuchtete die Sonne über der in ein glänzendes Schneekleid gehüllten Landschaft. In langer Reihe stapften die Passagiere mit ihrem Handgepäck durch den Schnee zur behaglich dampfenden „Augusta Viktoria". An Bord Empfang mit Musik. Die reichlich vorhandenen Stewards hatten bald alle Mann samt Gepäck weggestaut. In den Kabinen wurde das elektrische Licht probiert, das Bett befühlt und beklopft, und dann zufrieden der Ausgang gesucht. Inzwischen hatte sich der Dampfer unmerklich auf den Weg gemacht. Gewaltige Hurras ertönten, die Musik, mit Meister Ascher als Anführer, fiel ein, alle Hüte und Taschentücher hüben und drüben wurden geschwenkt und bald verschwand „die alte Liebe" (der Quai von Cuxhaven) aus dem Gesichtskreis. Ein und eine halbe Stunde fuhr man durch Eis und Schnee, das wie dicker Rahm aussah, ehe man die eisfreie See erreichte. Allers fand viel mehr alte Bekannte unter den Passagieren, als er erwartet hatte. Jeder schleppte ihn in seine Koje, um die Begegnung mit Kognak anzufeuchten, denn der größte

*) Das nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur in 200 Exemplaren für Kunstliebhaber und Mitreisende herausgegeben worden.





Teil der Mitreisenden hatte im geheimen, trotz des Verbots der Gesellschaft, eine kleine Ladung davon eingeschmuggelt. In Bezug auf Kognak traut kein Mensch dem andern, nicht einmal der Paketfahrtgesellschaft. Indessen aufs angenehmste sah man sich enttäuscht, als man entdeckte, daß eine Unmasse des beißenden Zeuges von der besten Sorte an Bord war.

Schon am nächsten Tage hatte man sich an Bord eingelebt. Musik gab es in Hülle und Fülle. Morgens früh Flaggenparade mit einigen Gratisstücken, hinterher vormittags Promenadekonzert (mit belegten Butterbrötchen, als Vorbereitung zum Gabelfrühstück), dann außer der Musik bei den Mahlzeiten noch abends Bierkonzert mit Seideldeckelklappbegleitung bei passenden Stücken. Kapellmeister Ascher hatte sich mit zahllosen Musikpiecen und Döntjes versehen, hatte ferner alle Nationalhymnen an Bord, um das Wohlwollen der Völker, die man entdecken wollte, zu erwerben. Es befand sich auch eine Schnellpresse auf dem Dampfer, behufs des Druckes einer Zeitung, welche alle Ereignisse während der Fahrt in ihren Spalten verzeichnen sollte.

Als würdige Vorbereitung auf den Orient erschien bei der Insel Wight ein Mitreisender mit einem leuchtend roten Fes und sprach einen türkischen Gruß. Er zauberte Palmen, Sonne, Minarets, Harems und Eunuchen in die nebligen, kalten Gemüter der Passagiere, und ward dafür einstimmig zum „Kanaltürken" ernannt.

Bei Regen und Sturm lief die „Augusta Viktoria" in Southampton ein und traf hier mit der „Moravia" zusammen, auf deren Deck es von Auswanderern — armen, verseekrankt aussehenden und fröstelnden Geschöpfen — wimmelte. Die Kapelle der „Augusta Viktoria", stets zum Lostuten bereit, erfreute sie mit dem Gigerlmarsch, den die dankbaren armen Teufel beklatschten und mit Hurra beantworteten.



Den 25. Januar machte eine entsetzliche Schlingerei auf dem verrufenen Biscayischen Meerbusen zu einem recht ungemütlichen Tage. Die See ging so hohl, daß sogar die ganze Musikkapelle in einen Haufen zusammenfiel, als sie sich eben zum Promenadekonzert aufstellte.

Am 26. Januar ward Kap Finisterre passiert. Die Küste erhob

sich hoch und romantisch an der Backbordseite. Die an Bord befindlichen Dilettantenphotographen, eine stattliche Zahl, feuerten mit ihren Kodaks und dreibeinigen Apparaten zahlreiche Breitseiten gegen die Küste ab. Jedes kleine, ferne Segel wurde gekapert und zur späteren Auferstehung in der Dunkelkammer zurückgelegt. Zur Vorfeier von Kaisers Geburtstag gab es am Abend großen Zapfenstreich. Paarweise marschierte man unter Vorantritt der Musikkapelle dreimal ums Schiff herum.

Der 27. Januar — Kaisers Geburtstag — begann mit Flaggenparade, darauf abermaliger Festmarsch ums Schiff mit Musik. Das ganze Schiff prangte in Gala und Flaggenschmuck. Das Wetter entzückend, indigoblaues Meer, lichtblauer Himmel. Am Abend Festmahl, wobei alle Fräcke und Bratenröcke zum Vorschein kamen. Direktor Ballin hielt die Festrede und brachte den Kaisertoast aus. An das Festdiner schloß sich im Salon der ersten Kajüte ein Festkommers mit unzähligen Reden, während der Salon der zweiten Kajüte zum Tanz klar gemacht worden war. Es herrschte an Bord eine fabelhaft lustige, urfidele Stimmung.



Der Kapitän und Kommandant.

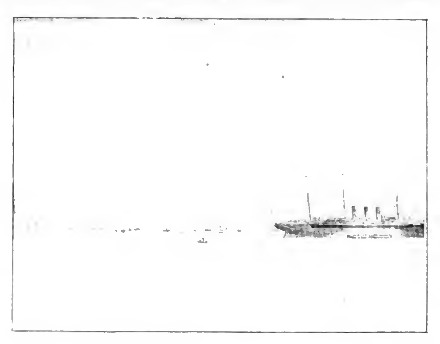
Lassen wir Willy von seinen Eindrücken in Gibraltar, das man am 28. Januar erreichte, erzählen:

„Heute blieb kein Passagier lange liegen. Neugierig ging's schon früh an Deck, nachdem man schon beim Anziehen erwartungsvoll aus den ‚Ochsenaugen' der Kammer hinausgelugt hatte. Die Gegend konnte sich sehen lassen. Die hohen Felsen und die malerisch aufgebaute Stadt mit den Befestigungen der Engländer wirkt höchst dekorativ. Ringsum ein gewaltiges Panorama. Die Sonne war noch hinter einer dicken Wolke verborgen, die schwer auf den Bergabhängen bei Europe-Point lag, warf aber ein rosiges Licht über Berge und See und machte aus Algesiras einen Haufen flimmernden Goldes am Fuß hoher Bergketten. Weit drinnen in Spanien schimmert ein hohes Schneegebirge, leicht und duftig in den Morgenhimmel hineinlasiert. Drüben in Afrika hohes Bergland in großen Linien. Auch der alte Atlas hatte einen kleinen Wolkenhut auf. Zahllose Dampfer und kleine Mittelmeersegler liegen rings um uns, vermischt mit vielen alten, abgetakelten Schiffen, sogenannten Hulks, als Kohlendepots. Bald umzingelt uns eine Anzahl spanischer Bumboote. Die Unternehmer ordnen ihre Schätze möglichst reizvoll. Meist Apfelsinen und Cigaretten. Wenn die Kerle nur wüßten, wie gut wir verpflegt werden! Aber auf uns Passagiere haben sie es auch weniger abgesehen, als



auf die Mannschaft. Das Geschäft ist bald flott im Gange, und die Stewards, Feuerleute und Matrosen machen vermittelst der Fingersprache und eines an einem langen Bindfaden hängenden Korbes die dümmsten und teuersten Einkäufe.

„Kleine mit der Paketfahrtflagge gezierte Dampfer bringen uns bald an Land. Am ‚Oldmole' stiegen wir an Land, wurden höflich empfangen und waren gleich mitten im Spektakel und Leben eines südlichen Hafenplatzes. Famose Gegend hier am letzten Happen von Europa: Schwarze und braune Kerle, Spanier, Araber und rotröckige Engländer. Eine verrückte Mischung! Die rote Uniform der Engländer wirkt höchst dekorativ und erfreulich auf der silbergraugelben Felsfarbe. Wohin man sieht, diese leuchtenden Farbenkleckse. Ueberall muß man seine Augen haben und alles möchte man in Blei und Farbe mitnehmen, aber Zeit und Engländer erlauben es nicht. Zwischen all den farbigen Menschengruppen trotten zahlreiche kleine, brave Esel, lustig und aufmerksam aussehend, flink wie alle südlichen Esel. Mit malerischen Körben sind sie bepackt, oben drauf noch viel malerischere Jungen oder Kerle. Farbige Frauenzimmer, schlampig und prachtvoll dreckig, jede des Mitnehmens wert (d. h. gemalt), viele hübsche, wild verlumpte Kinder, Mauren in gelben Schlurrpantoffeln, schwarze, dicke Weiber, die kreischend sich gegenseitig anscheinend unglaublich komische Geschichten erzählen, so daß sie sich den Bauch vor Lachen halten müssen, sich entzückt auf die Lenden klatschen und



gegenseitig in die Seiten puffen: schottische Soldaten mit nackten Beinen, rotem Rock, vorn ein Ziegenfell und auf dem Kopf den Korkhelm, elegante Herren und langlockige, blonde Damen auf schönen Pferden sitzend, dazwischen steife Polizeidiener genau wie in London und Plymouth.



Inspektor Wetzentbin.

„Wir nehmen uns gleich einen viersitzigen spanischen Wagen, eine Art kleinen Omnibus, mit Verdeck und an den Seiten leider Frangen herunterbaumelnd, die zwar die Sache etwa wie ein Kasperle-Theater verzieren, aber den freien Blick sehr beeinträchtigen. Wir rasseln durch all den Wirrwarr zuerst zum spanischen Linea. Hier sahen wir eine sehr naive, originelle Art des Schmuggels en detail. Die Schmuggelfrauen raffen einfach ihre Röcke hoch und holen aus den schmutzigen, unten zugebundenen Unterhosen die Herrlichkeiten heraus. Zahlreiche solcher Gruppen waren dort, ohne Scheu vor den herumlungernden Polizisten, die sich den Teufel darum kümmerten.

„Bald waren wir in Linea. Welch ein Unterschied zwischen dem wohlgeordneten Gibraltar und diesem fidelen Urzustand, der Wohlanständigkeit der Engländer und dem Naturspektakel und Dreck der Spanier! Stolz aussehende Polizeidiener, erhabene Schildwachen und Bettler voll Hoheit, Grandezza und Läuse. Einige elende, verkrüppelte, aber fidele Subjekte betteln





Einer von der Marinekapelle.

sich an uns 'ran. Unglaublich lustige Jungens und Mädchen, die sofort alle, selbst die schwierigsten und kompliziertesten Gesichter, die ich ihnen vorschneide, eifrig und ohne Fehler nachmachen. Zahllose schmierige, flohbeladene Hunde, Ziegen, Hammelhaufen, ruppige Hähne nebst Familie, Pferde, Maultiere, Esel und Mautbeamte, letztere gegen uns sehr höflich und verbindlich. Durchs alte Stadtthor ins Nest hinein mit dem Kutscher als Führer. Echt spanische Straßen, rechtwinkelig mit einstöckigen Häusern. In den offenen Thüren und vorm Haus wird alles verrichtet. Aller Schmutz, ob er stinkt oder nicht, immer 'raus auf die Straße! Das einzige reinliche Geschöpf, wie immer, die sich waschende Hauskatze, hier anscheinend in vollem Einverständnis mit den Hunden lebend. Ueberall sonst das bekannte Bild unsrer Vorfahren in ihren Wäldern bei der Familienbeschäftigung: einer den andern lausend. Hier wurden dann noch die auserlesensten Exemplare den Eigentümern vorgewiesen und besprochen, ehe sie vernichtet wurden. In eine Kleinkinderschule lugten wir auch hinein. Eine alte, gemütliche, gelbe Megäre, die sich mit einem Stöckchen die wirren, grauen Locken durchkratzte, leitete die Sache. Ein einfaches, schmutziges Zimmer, angefüllt mit malerischer junger Brut. Eine Art ABC zierte die Wand.

„Bald nachher trafen wir noch eine junge Dame von sechs bis sieben Jahren auf der Straße, die von drei älteren Schwestern unter gewaltigem Geschrei (wie ein Schwein, das gewogen werden soll) zu diesem Tempel der Wissenschaft geschleift wurde. Durch unsre Vorstellungen und einige passende Fratzen mit Gebrumm brachten wir sie zur Ruhe, so daß sich der verdutzte Racker still ziehen ließ. An einer Straßenecke war die Börse, und die Kaufleute sahen alle aus wie eine Opernverschwörung — lauter ernste Opernhelden mit malerisch drapierten Giftmischer- und Verschwörermänteln, rotes, grünes und gelbes Futter. Was sie wohl verkaufen? Sie hielten sich gegenseitig stillschweigend die Finger vor die Nase und drehten und leckten nebenbei Cigaretten. Nun kam die Markthalle mit ausgezeichnetem Gemüse, zahlreichen, verführerischen Früchten und komischen Mittelmeerfischen, scheußliche Biester, die jede ehrsame deutsche Hausfrau sich weigern würde, in ihre Pfannen oder Töpfe zu nehmen, gerade wie meine Großmutter, als ich die im Süden kennen gelernten Froschschenkelpfannkuchen anfertigen wollte.

„Draußen in der Vorstadt besuchten wir die Arena und besichtigten die Stierkämpferrequisiten. Ringsum sehr malerische



Der Kapitän die Sonnenhöhe aufnehmend.

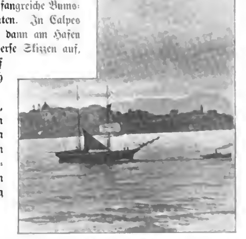

Im Mittelmeer.

kleine Strohhütten, überragt und umwuchert von gewaltigen Aloe- und Kaktuspflanzen, alles voller feuerroter Blumen. Im Sande vor diesen Idealspelunken für Maleraugen wälzen sich nackte, kleine Kinder, Katzen, Hunde, Küken und ganze Ferkelkolonien voller Witz und Lebenslust. Allerlei unglaubliche Wäsche hängt an den Kaktuspflanzen herum.

„Hierauf fuhren wir nach Europe-Point — bei dem Prachtwetter eine märchenhaft schöne Fahrt. Gut gehaltene Straßen und wundervolle Vegetation, die wir hier gar nicht erwartet hatten. Mollige, in Grün vergrabene Offizierswohnungen und luftige, gut gebaute Soldatenhäuser mit unendlichem Blick aufs Meer. Die Soldaten spielten Football in Hemdsärmeln. Dann wieder malerische Felspartien. Hier wohnen die einzigen letzten wilden Affen Europas — schwanzlose Gentlemen, sich nachdenklich im behaglichen Sonnenschein kratzend und die milde Brise angähnend. Tief unten das Meer, so blau, tief und satt im Ton, wie ich es noch nicht gesehen. Eine Barke in vollen Segeln, so groß wie ein Hamburger Rundstück, lief unten, aus dem Mittelmeer kommend. Der Leuchtturm von Europe-Point steht auf steilem, ins blaue Meer vorragendem Fels. Die Sonne brennt uns behaglich auf den Buckel, nach Tanger zu flimmert das Meer im Sonnenschein und die langen, jetzt weich verschwimmenden Konturen Afrikas drüben und die Horizontlinie des Mittelmeers schließen das Riesenbild ab. Ein unbezahlbar schöner Tag! Der Orient muß sich sehr anstrengen, wenn er uns diese Erinnerung übertrumpfen will.

„Auf einem gewaltigen Platz, im Hintergrunde das spanische Theater, war die ganze englische Truppenmacht versammelt. Einige Eimer Zinnober und Krapplack können kaum eine Vorstellung von der Pracht dieser Krieger geben. Dazwischen rasten allerlei Generäle auf Schimmeln herum, gewaltige Federhüte aufgestülpt, genau wie die Biedermännerzeitgeneräle von Nagel in den Fliegenden Blättern. Umfangreiche Bumstrommeln, viele Fahnen und blitzende Blechmusikanten. In Calpes Hotel frühstückten wir sehr gut. Ich mietete mir dann am Hafen ein Boot mit spanischer Besatzung und nahm diverse Skizzen auf, am Ufer entlang treibend. Drinnen im Nest darf man nichts aufnehmen ohne Erlaubnis, und danach herumzulaufen hatten wir keine Zeit.

„Donnerstag den 29. Januar. Glatte See, warme Luft, duftig blauer Himmel. Wir fahren in Sicht der spanischen Küste, weit drüben muß Malaga liegen. Die Schneefelder der Sierra Nevada schimmern im Sonnenlicht. Es ist rechtes Arbeits- und Faulenzerwetter — man weiß nicht, wozu man am meisten Lust hat. Auch die photographische Sektion ist fleißig


Im Hafen von Genua.



bei der Arbeit und feuert ihre Breitseiten auf die arme Küste. Wir fühlen uns nun schon alle so recht zu Hause an Bord, gerade als ob wir seit unsern frühesten Tagen kein andres Leben geführt hätten. Nur gegen das viele Essen kam man bald nicht mehr an. Aber den braven Stewards genügt das noch immer nicht. Wenn einem auch die Augen schon aus dem Kopf quillen, empfehlen sie noch immer neue Gerichte und maulen, wenn man nicht mehr kann. Im Himmel bekommen wir es nicht so gut, davon bin ich fest überzeugt. Abends unvergleichlicher Sonnenuntergang. Um sechs Uhr Cap Palos. Nach dem Essen Bierkonzert mit Potpourris zum Mitsingen und Auf-den-Tischen-klopfen. Nachts schlafen wir wie die Holzhacker."

Am 4. Februar ankerte die „Augusta Viktoria" im Hafen von Alexandria.

„Was sich hier," erzählt unser Freund, „für malerisches Gesindel herumtreibt und herumliegt, ist nicht zu beschreiben, nicht zu malen. Wir besuchten den Bazar, die Pompejussäule, die öffentlichen Plätze, ein Kaffeehaus und sahen Volkstänze. Elegante Straßen und elende Baracken, überall Palmen, Minarets, magere Hunde, Lumpenhaufen, schöne Monumente, Gasbeleuchtung, Esel,



Kamele, langohrige Schafe, Hühner, Ochsen und Menschen aus Tausend und Einer Nacht. Zum Schluß ein kleines Diner im Restaurant ‚Grande Bretagne' mit Wiener Mädelbedienung.

„Um acht Uhr Abfahrt mit Cooks Sonderzug. Vier und eine halbe Stunde Fahrt bis Kairo. Zuerst noch allerlei zu sehen: Fellahdörfer, Karawanen, mühlentreibende Büffel, weite Seen, Palmenwälder, Jungen auf Eseln neben der Bahn hertrottend, hohe, spitze Segel der Nilboote in der Ferne, dann ein glühender Sonnenuntergang mit malerischen Palmensilhouetten und dann wieder Nacht. Fröstelnd drücken wir uns in die Ecken der miserablen ägyptischen Waggons. Dreimal ist Aufenthalt. Damanhûr und Tanta las ich auf den Bahnhofsgebäuden. Es sind nachtdunkle, einsame Stationen. Auf den Bahnsteigen stehen malerische Räubergestalten und frieren, denn es weht ein kalter Wind. Einige der schwarzen Fra Diavolos bieten Mandarinen, Brot und gekochte Eier zum Kauf. Endlich Kairo. Ich bekam einen auf das Hotel Khedivial lautenden Quartierzettel. Wagen sind auch zur Stelle, und fast um Mitternacht rollen wir durchs schlafende Kairo. Bald nachher sind wir geborgen, gewaschen und sitzen beim gemeinschaftlichen Abendessen.



Der Obermaschinist Neupert.

„Donnerstag den 5. Februar. Um sieben Uhr sind wir auf und besichtigen das Hotel, einen früheren Palast. Mein Zimmer ist scheußlich, stinkend und ohne Licht. Erst nach vielem Spektakel bekomme ich nach zwei Tagen ein sehr anständiges Zimmer, das aber schon leer gestanden hat. Grob muß man sein, sonst erlangt man nichts in Hotels. Wir gingen natürlich gleich hinaus auf die Place de la Bourse und in die angrenzenden Straßen. Warmer Sonnenschein und wolkenloser Himmel. Was für ein Gewimmel von Volk und Vieh! Zu glauben ist es gar nicht, was man hier sieht: Esel, Garküchen, Tausende von Schuhputzerjungen in allen Farben, Teppichhändler, Räuber, Neger, Engländer und Karren voll verhängter Frauen. Im nahen Esbekijegarten ist es zauberhaft schön. Im Hotel putzten mir zwei arabische Prinzen- oder indische Fürstensöhne (so vornehm und schön sehen diese beiden als Hausknechte verkleideten Herren aus) die Stiefel am lebendigen Leibe, indem ich mich breitbeinig hinstellen mußte. Achmet und Dachmet hießen sie.

„Um halb zehn begaben wir uns zum Dampfer ‚Rameses', um den Nil bis Bedraschên hinaufzufahren. Am Nilufer hatte sich allerlei Gesindel aufgestellt: Eseljungen, Reitesel, Zuckerrohr- und Brotverkäufer. Ein dicker Schwarzer



saß daneben und kaute eine gewaltige Zuckerrohrstange. Alle Welt kaut hier Zuckerrohr. Wir versuchten das fade Zeug natürlich auch, es ging aber nicht. Wenn wir noch im Zeitalter der Zuckerstangen, der Johannisbrote und des Knallgummis lebten, würden wir der Sache wohl Geschmack abgewinnen. Tief unten liegt der Dampfer „Rameses", auf welchem viele unsrer Mitreisenden ein idyllisches Stromleben führen. Zahlreiche Nilboote liegen hier vor Anker und abenteuerliche Gestalten bewegen sich auf ihnen herum. Viele Weiber und Buben stehen im Fluß, waschend und Wasser schöpfend. Etwas weiter hinunter ist die große, schöne Brücke, auf der morgens ein endloser Zug von beladenen Kamelen, Eseln und Vieh hinüberzieht. Diese Cookschen Nilboote, welche den Fremdenverkehr nach Oberägypten vermitteln, sind äußerst passend gebaut und behaglich eingerichtet — man kann sie besonders Hochzeitsreisenden empfehlen.

„Die kleine Nilfahrt bis Bedraschén war traumhaft schön — lauter Wernersche Aquarelle. Ein angenehmer, kühler Wind pfiff uns belebend um die Nase, rauschte in den Palmenwäldern der Ufer und bauschte die malerischen Segel der Nilboote. Der ganze Dampfer bestand eigentlich nur aus großen Galerien, Terrassen, Verandas und luftigen Salons. Besonders nett war in der Mitte des Schiffs eine weite offene Halle, schattig und kühl, mit bequemen Stühlen, Sesseln und Sofas. Selbst an den heißesten Tagen muß es hier sehr behaglich sein. Zahllose malerische Fellahdörfer inmitten von Palmenhainen, Grabmonumente von Schechs, alte Klöster, Ruinen kleiner Hafenplätze ꝛc. Weit in der Ferne leuchtet die Wüste in weicher, dämmeriger Farbe.

„Gegen Mittag landeten wir in Bedraschén, wo uns Hunderte von Eseltreibern mit den reizenden kleinen Tieren erwarteten. Viel unnützes Volk war auch dabei, um Bakschisch herauszuschinden, oder wenigstens ein billiges Theater dabei zu profitieren. Ein Schwarzer in Cooks Diensten trieb mit einer Knute oder Knüppel die Aufdringlichsten zurück. Die ganze Gruppe mit dem hohen Nilufer und den vielen Palmen gab ein merkwürdig wirkungsvolles Bild. Die Kerle johlten, lachten, knufften sich und füllten so die Zeit, bis sie uns in die Finger kriegten, gut aus. Jeder erkämpfte sich schließlich einen Esel und galoppierte davon, während ein Junge das Tier von hinten mit einem Knüppel bearbeitete. Die Esel in Aegypten sind reizende Tiere und werden für uns alle wohl eine liebe Erinnerung bleiben. Sie sind klug, flink und ausdauernd, auch sehr billig zu mieten und haben angenehme, harmlos vergnügte Treiber, die sich möglichst viel mit dem Fremden unterhalten und sein Wohlwollen zu erwerben suchen. Ich



Die Moschee Kalder am Nil.

hatte jetzt einen kleinen, netten, kaffeebraunen Burschen mit weißer Kappe, blau verschossenem Hemd, barfuß und mit einem dicken Knüppel bewaffnet. Er mochte etwa zehn Jahre alt sein und stellte sich als Hassan vor. Nachdem er meinen Namen erforscht, plappert er unaufhörlich weiter, ab und zu dem Esel eins versetzend, oder ihn an einer kitzeligen Stelle stupfend. Sein Gemisch von Englisch, Italienisch, Deutsch und Arabisch ist sehr originell. Seinen Esel stellt er als ‚Telegraph' vor, drei und ein halbes Jahr alt, der klügste seines Stammes, seine Eltern sind tot (d. h. Hassans Eltern), wofür er ein Bakschischpflaster erwartet. Er forscht vorsichtig nach der Höhe des Bakschisch, den er wohl bekommen könnte, und küßt mir dankbar, da er es erfährt, den Rock. Dann schreit er unaufhörlich: ‚Good Mr. Allers, very good Mr. Allers, good Hassan Boy, poor Boy, viel Bakschisch, very good Mr. Allers, good Isel, Telegraph good Isel, very good Isel, very good Mr. Allers, good Bakschisch, poor Hassan etc. etc.' Dabei geht's immer in voller Carriere oder flinkem Trab durch die Palmenwälder, Fellahdörfer, über arabische Friedhöfe, über üppig grüne Felder, wo mit Ochsen und Kamelen gepflügt wird und zahllose Schwalben in der milden Frühlingsluft zwitschern. Hassan, Telegraph und ich fahren wie der Sturmwind durch Aegypten. In den Fellahdörfern lungern zahlreiche Kinder und Hunde vor den Hütten im Sande. Die Kinder laufen flink nebenher, manche ganz nackt, alle mit Prachtzähnen. Die Hunde kümmern sich gar nicht um uns. Ein Hund in Deutschland würde ja meilenweit mitrennen und blaffen. Dicht vorm Ende des kultivierten Landes geht's auf einen Damm, der bei Nilüberschwemmungen die Passage vermittelt. Etliche Verkrüppelte holen sich ihren Bakschisch — dann tauchen verschiedene Bengel auf mit antiken Münzen, Figuren 2c.: alles ägyptische gute Fabrikarbeit. Unser langgestreckter Zug bildet eine sehr originelle Staffage der Landschaft.

„Nun geht's in die Wüste hinein auf die Stufenpyramide zu, dann rechts, und bald sind wir bei Mariettes Haus, wo wir Halt machen. Einige besehen die Grabgewölbe — da jedoch kein Mensch da ist, der die Sache ordentlich leitet, so wissen wir andern nichts davon, sind auch mit der Sonne, der Wüste und den von den Treibern zu Kauf angebotenen Mandarinen und Apfelsinen vollkommen zufrieden. Zwei Frauen aus Sachsen sammeln sich in einen eigens dazu mitgebrachten kleinen Sack echten Wüstensand, um ihre Leipziger Freunde damit



Mit Rabine.



Koptisches Kloster am Nil.

in Erstaunen zu setzen. — Telegraph raste in solcher Eile zum Dampfer zurück, daß ich alle meine Freunde aus dem Gesicht verlor. Unser Dampfer war von einer ungeheuren Menschenmasse umlagert und von seinem Bord wurden Kupfermünzen an Land geworfen, nach denen sich dann Männer, Frauen und Kinder am staubigen Nilufer im wirren Knäuel herumwälzten, den hohen Abhang niederrollend, oft sogar bis in den Nil hinein. Die meisten Kinder bekamen Augen und Mund voll Erde und das Geldstück verlor sich im Erdreich.

„Am Abend ritt ich mit Freund Benrath, dem Redakteur des ‚Hamburger Correspondenten‘, zu Esel in die arabischen Stadtteile. Wie zu einer Episode aus Tausend und Einer Nacht gestaltete sich solch ein Ritt. Ueberall Leben und Spektakel, Musik, Gelächter und Handel. Die rohen, pöbelhaften Rüpel in unsern Großstädten, die mit den Ellbogen, mit Huteintreiben, mit Schimpfen und Johlen sich Bahn brechen, fehlen hier gänzlich. Oft im schnellsten Trab sausten wir durch die dichtesten Mohammedanerhaufen, unser warnendes Oooo-a brüllend. Hinten unser Eseljunge, immer drauflos dreschend. Viele Tingel-Tangel oder Cafés mit Musik, wo meist wild aussehende Kerle aus dem Sudan, die hier wohl die böhmischen Musikanten vertreten, eine schauderhafte Musik auf abenteuerlichen Instrumenten vollführten, waren geöffnet. Jeden Abend machten wir nun diese Ritte und fanden immer mehr Teilnehmer, so daß wir schließlich eine mächtige Truppe bildeten. Am ersten Abend hatte ich einen sehr musikalischen und dichterisch veranlagten Eseljungen, der allerlei Schnurren improvisierte und gleich in Musik setzte. Benraths Schwarzer accompagnierte ihn und sang den Endreim fleißig mit, dabei klatschten sie sich gegenseitig auf die Backen und wollten sich dann totlachen. Die Vorträge fanden beim Publikum stets großen Beifall. Es konnte auch sein, daß sie sich über uns lustig machten. Jedenfalls amüsierten wir uns alle gut dabei.

„Auf einmal erzählte mir mein Junge, daß sein Esel — diesmal war er ein ‚Bismarck-Esel‘ — auch Opium rauche. ‚Opium verry good for Isel — Isel viel essen — Opium-Isel good essen — very good Opium-Isel!‘ Na, denn man los. Wir ritten direkt in eine Opiumspelunke hinein und bestellten zwei Portionen für meinen Bismarck- und Benraths Telephon-Esel. Na — selber rauchen that der Esel zwar nicht, aber mit Wohlgefallen zog er den betäubenden Rauch, der ihm in die Nüstern geblasen wurde, ein. Beide Esel wurden äußerst fidel und spitzten

Ein Nilbot.



Der Obelisk von Heliopolis.

die Ohren. Der meinige hatte bald seine rechte Seite ganz vergessen und marschierte immer links herum. Benraths Esel war dagegen ganz übermütig und scheuerte seinen langbeinigen Reiter an der nächsten Ecke herunter. Am nächsten Abend wurde das Experiment en gros wiederholt.

„Freitag den 6. Februar. Besuche einiger Moscheen und der Mamelukengräber, dann durch unendlichen Staub zu den Kalifengräbern. Nachmittags Besuch der heulenden Derwische, die ihre Vorstellung recht billig herunterarbeiteten und so viel Publikum wie irgend möglich in den kleinen Raum pfropften. Wir waren froh, als wir aus dem Schwitzkasten heraus waren. Nun ging's nach Alt Kairo und in die Bazare. Besonders lustig war ein großer Markt mit Zauberern, Schaukeln (in Art der russischen), primitiven Karussells, Schlangenbeschwörern und anderm Unfug. Anscheinend das St. Pauli von Kairo. Ueberall gräßliche Musik und zahllose sonderbare Dinge zu verkaufen. Ich kaufte mir möglichst viel von diesen interessanten und billigen Sachen (Antiquitäten und fabelhafte Musikinstrumente). All dieser Trödel macht sich zu Hause an den Wänden prachtvoll. Eine Harfe sah aus wie Mirjams Harfe, genau die Fasson wie vor Tausenden von Jahren. Abends Eselritt durchs Araberviertel.

„Sonnabend den 7. Februar. Heute besuchten wir das herrliche Museum und machten den alten Königen unsre Aufwartung. Wir sahen die Mumien Amasis I., Amenothes I. und II., Thutmos I., II. und III., Ramses I., Setis I. und Ramses II. Ich freute mich sehr Ramses II. zu sehen, da er mir vor fünf Jahren 'mal in Konstanz zu Kauf angeboten wurde zu dreißig Mark. Der Händler meinte damals, die Mumien seien sehr im Preise gefallen und er hätte nur Primaware. Nun sah ich doch mit eigenen Augen, daß dieser Mann ein Schwindler war.

„Nach Tisch kamen die Pyramiden an die Reihe. Unsre Fahrt führte zuerst über die prächtige Nilbrücke, an deren Ausschmückung man fleißig arbeitete. Morgen zieht der Khedive ein und abends ist große Illumination. Eine ausgezeichnete Chaussee, seiner Zeit für die Kaiserin Eugenie angelegt, führt bis zu den Pyramiden. Dort mieteten wir uns Kamele, um stilvoll in der Wüste und bei den Pyramiden anzukommen. Es ist aber kein Vergnügen, auf diesen Biestern zu reiten. Am Fuß der Cheopspyramide ergriffen mich zwei in Bakschisch ergraute Beduinen und schleppten mich auf das Bauwerk. Freund Pieck hatte mich als Allers-



Frauen in Kairo.



Ankunft bei den Pyramiden.

Pascha vorgestellt, und dies wurde sofort in Form von sehr viel Bakschisch von den Kerlen ausgenutzt. Etwa zwölf bis vierzehn Mark wurde ich auf die liebenswürdigste Weise los.

„Ich stieg die Seite nach der Chefrespyramide zu ab, da die Beduinen behaupteten, die Stufen seien dort breiter (was auch der Fall war). Bei der guten, alten Sphynx waren unsre Maler und Photographen schon im Gange. Auch der dort hausende Wüstenphotograph bekam Arbeit. Er nimmt die verschiedenen Trupps von Reisenden, die täglich kommen, in Form von Kegelklubs und Gesangvereinen auf. Nur das Faß mit § 11 und die Fahne fehlt — dafür gibt's die Sphynx und die Pyramiden. Ich spürte die Pyramide noch bis Jerusalem in den Beinen. Man muß aber alles 'mal mitmachen, der Wissenschaft wegen.

„Sonntag den 8. Februar. Heute schleifte uns Cook leider nach Heliopolis, um den Obelisken und die Straußenzucht zu sehen. Derweilen zog, wie wir nachher erfuhren, der Khedive in Kairo ein. Nachmittags hatten wir frei — konnte es nicht umgekehrt sein? Die Illumination am Abend war das Großartigste, was man sich denken konnte. Wir machten einen ausgedehnten Ritt durch die ganze Stadt. Zahlloses Volk war von überall her gekommen, aber kein Betrunkener und kein Streit. Alle vergnügt und höflich. Ein merkwürdiges Volk. Fast alle Ecken waren mit Musikbanden besetzt, darunter viele sudanesische Pankokenmusik.*)

„Den 10. Februar. Fünf Minuten vor acht rasselte der Anker vor Jaffa in die Tiefe. Wir frühstückten noch an Bord und schmierten uns noch belegte Butterbrote zur Reise nach Jerusalem, nahmen ferner Schinken, Eier, kalten Braten, Geflügel, Apfelsinen, Aepfel und eine Pulle Rotwein mit (wir haben es doch viel besser als die alten Kreuzritter). Dann an Land mit Cooks Booten. Die braunen Ruderknechte von Cook and Son haben hier wie überall feuerrote Wollhemden an und auf der Brust in Weiß ‚Cook's Boatsmen'. Wir haben Glück. Fast nie kann man hier anständig landen. Meist werden die Jerusalemfahrer wie die Hammel per Kran über Bord in die tanzenden Boote geladen, oder das Schiff versucht viele Tage umsonst nahe heranzukommen und muß dann seine Pilgerfracht in andern Häfen löschen. Jetzt ist glatte See, und trotzdem rollen viele Meter hohe, weiche Wellenberge zum Ufer hin. Was mag hier bei stürmischem Wetter für eine See stehen! Alle kommen lebendig und ohne Bein- oder Armbruch in die auf und ab schwappenden Boote. Es gab aber doch noch einige besonders schwache Naturen, die es fertig brachten, bis zum Landen seekrank zu werden. In Jaffa weder Zoll- noch Paßschererei, nur höfliche Begrüßungen und Verbeugungen. In der Stadt aber ein entsetzlicher Dreck und viel Gedränge von beladenen rücksichtslosen Kamelen, Juden, Arabern und Eseln. Auch viele asiatisch aussehende Gestalten, malerische Reiter mit Sporen, Peitschen

*) Straßenmusik wird in Hamburg Pankokenmusik genannt.

und blauen Pumphosen. Dazu gestickte Westen und bunte Kopftücher. Zwei solcher Herren entführten meinen Kollegen Beurath und mich in großer Eile durch Thore und Gassen, über Schmutzhaufen, an breit beladenen, unendlichen Kamelherden immer in den engsten Straßen vorbei, über Spektakelstinkmärkte durch Geschrei und Unrat bis zu den Cookschen Wagen. Diese Rumpelomnibusse waren bald gefüllt, unser bißchen Handgepäck mit Mühe unter dem Sitzkasten und zwischen den Beinen verstaut, die Beine von vier Mann im engen Wagen genau sortiert, und nun konnte es losgehen. Wir mußten den Apfelsinenjungen aber erst noch Früchte abkaufen. Hier und in Jerusalem fanden sich die besten auf der ganzen Reise. Nun handelten wir Kleingeld von den Wechslern ein, die sich herandrängten und uns sehr gut behandelten. Für ein Zwanzigfrankenstück bekamen wir sechzehn Schilling — dabei verdienen diese Herren noch vierzig Pfennig. Wie sie es machen ist mir als Maler nicht klar, aber wir hatten gutes Kleingeld und konnten unsern Feldzug in Ruhe beginnen. Das Wetter war tadellos: sanfter, blauer Himmel voller Schäfchenwolken. Erst durch malerische Gassen und Marktgewühl, dann unendliche Apfelsinen- und Citronenwälder links und rechts. Beim Grabmal des Paschas Abu Nablût ein kleiner Halt, um alle Wagen zu sammeln, und nun los gen Jerusalem in eine weite frühlingsgrüne Ebene voller Singvögel und roter Blumen. Vor wenigen Tagen muß hier eine kleine Sündflut gewesen sein — ab und zu eine kleine Pfütze, aber auch kein Staub. Gelegentlich bebautes Land, umgeben von riesenhaften, stachligen Kaktushecken; dann und wann arabische Dörfer, wie große Schmutzhaufen wirkend. Als Straßenstaffage lange Reihen von Kamelen und Eseln, sowie Gruppen wild aussehender Feldarbeiter, um eine Schüssel herumliegend und mit den Händen essend. In der Ferne eine blaue, zierliche Bergkette, über welche wir hinüber müssen. Es ist das Gebirge Juda.

„Etwas hinter Jaffa wurde die Chaussee besser und die drei mageren Gäule vor unsrem Wagen griffen fix aus. Nach Jerusalem! Glauben konnte man es kaum, plötzlich auf dem Wege dorthin zu sein. Ich vermute, Jerusalem ist mit der Hauptanziehungspunkt für alle Mitreisenden gewesen. Man denkt sich übrigens das Reisen in diesen Ländern immer viel umständlicher, fabelhafter und schwieriger. Aber solch eine mit Leinwand überspannte Jerusalemer Rumpelkutsche (genau wie ein Ausflug zum Wandsbecker Pflaumenmarkt) macht die Sache viel einfacher und verständlicher. Unser Kutscher, ein richtiger Mohr, sprach sehr gut Deutsch. Ueberall hört man hier



Wieder an Bord mrüch (Alexandria)



Bakschischbettel an der Landstraße nach Jerusalem.

württembergischen Dialekt (durch die Templerkolonien verbreitet), und das erste, was wir in Jaffa von einem pechschwarzen Lumpenkerl hörten, war: „Kreiz Deifel noch emol!"

„In Ramle Frühstücksrast für Mensch und Vieh. Ein malerisches Trümmerhaufennest mit einem deutschen Bierrestaurant. Wie die Heuschrecken ließen wir uns dort nieder und vertilgten in zehn Minuten alle Wurstvorräte bis auf die Nagelprobe. Hinter uns bleibt eine bierlose Wüste. In Ramle viel unglückselige Leprakranke, die uns wimmernd umzingelten. Wir gaben viel und gern. Solchen Unglückswesen kann man nie genug geben. Teilweise hatten sie nur noch ein paar Finger vorzuweisen, manche nur noch Stumpen statt der Hände. Alle Glieder fallen den Elenden nach und nach ab. Ein jammervoller, scheußlicher Anblick!

„Einzelne unsrer wild aussehenden Dragomans reiten auf prächtigen Pferden nebenher, manchmal links und rechts in die Ebene jagend. Große Herden von Schafen — dabei kleine tiefbraune Hirtenjungen mit der Rohrflöte unterm Arm. Am Eingang der Straße ins Gebirge Bab el Wadi wieder Rast und Austeilen der Quartierbillets. Es ist dort ein kleines räuberhaft aussehendes Wirtshaus und daneben etliche Cooksche Frühstückszelte, wo wir als alte Araber auf dem Bauch liegend futterten. Es war ein lebendiges, reich bewegtes Bild: die Zelte, die Damen und Herren, grasende und ruhende Pferde, die zahllosen, etwas zigeunerhaft aussehenden Wagen, dazwischen Dragomans, Araberkinder, Bakschisch fordernd für Blumen, eine durchziehende Schafherde, bettelnde Wirtshaushunde und dann die stilvolle felsreiche Oede ringsum, sanft ansteigende Bergzüge, ein altes, verfallenes Wachthaus aus wer weiß was für wilden Zeiten.

„Nun langsam ins allmählich aufsteigende Gebirge — ein wilder Engpaß, voller Hinterhalte, öden Wäldern und unheimlich aussehenden Bergdörfern. Wir gedachten des Kaisers Rotbart lobesam, als er in diese Gegend kam. Immer müssen wir an diese armen Kreuzritterteufel denken: durstig, hungrig, ohne Hoteltickets und Cookzelte. — Angenehm kühle Luft. Wir gehen viel nebenher und streifen seitwärts die Berge hinauf. Ich fand plötzlich mitten in einem knorrigen Olivenwald, zwischen malerischem Felsgetrümmer an dem stachligen Unterholz nagend, eine schwarze, langohrige Schafherde. Hoch oben stand der Schäfer, ein schöner fünfzehnjähriger brauner Bengel in langwallendem Gewand, in der rechten Hand die Schleuder, in der linken Hand einen Stab, mit dem er mir zuwinkte und etwas zurief. Es war der junge David, wie aus der Bibel geschnitten. Im warmen Abenddämmer des alten Olivenwaldes ein wunderschönes Bild! Bald nachher



Nach Jerusalem.

sahen wir auch sieben junge Mädchen in weiten Bibelgewändern (wie wir sie immer malen und kennen) die Straße kreuzend, barfuß mit stolzem Gang, einige über die Schulter zurückblickend — so verschwanden sie zwischen den Felsblöcken des Gebirges. Sie sahen genau wie die sieben thörichten Jungfrauen aus.

„Schon das Wenige, was ich vom heiligen Land gesehen, setzt mich in Erstaunen über den ernsten, gewaltigen und einfachen Charakter dieser Landschaft. Dazu die Menschen genau wie vor Jahrtausenden, da ihre Tracht keine Modetracht und durch Land und Klima bedingt ist. Es ist die lebendig gewordene Bibel. Sonderbar, daß unsre sogenannten Heiligenmaler, welche die Bilderbedürfnisse in diesem Genre befriedigen, nie auf den Gedanken kommen hierher zu gehen und nach der wahren Natur zu malen, sondern ihre langweiligen, braven Bettlakenheiligen im Atelier zusammenstreichen mit edlem Faltenwurf und in süßen Tönen. Nur in Jerusalem streicht viel modernes Volk herum und die wenig geschmackvollen christlichen Schaustellungen, die vielen dreckigen Pilger mit reichlichem Ungeziefer, die langlockigen und -rockigen Juden, Russen, lotterigen Soldaten &c. wirken wenig erfreulich.



Unser Dragoman Demetrius N. Domian in Jerusalem.

Etwas nach Sonnenuntergang zogen wir über die Paßhöhe. Großartig war der Rückblick übers Gebirge. Tiefe, dunkle Schluchten, weit hinten die rosig schimmernde Ebene, und dann das Meer. Darüber ein gewaltig komponierter Abendhimmel in großen Wolkenmassen — ein sogenannter historischer Himmel à la Preller u. Co. Nun ging's bergab in die dunkle Nacht hinein. Wir drängten uns im Wagen zusammen, schwatzten und duselten. Pechdunkle Nacht. Nur manchmal ferne Lichter tief unten im Thal oder hoch über uns aus räuberhaften Bergnestern. In einem einsamen türkischen Wirtshause bekommen wir etwas Thee mit Kognak und fütterten die den Schakalen ähnlichen Hunde, sowie etliche wimmernde Hungerweiber mit unsren Butterbrot- und Apfelresten von der ‚Augusta Viktoria'.

„Gegen neun polterten wir durch die Straßen Jerusalems. Das heißt: eigentlich blieben wir draußen in der Vorstadt vorm Jaffathor, wo die Hotels liegen. Im Hotel Feil war bald ein höllisches Leben und die beiden Wirtsstuben voll Gäste. Amerikaner und Engländer für sich und die Deutschen desgleichen. Deutscher Wirt und deutscher Hausknecht, alles sauber und nett. Gutes Essen, richtige solide Hausmannskost und ausgezeichneter, etwas schwerer Jerusalemer Wein. Bis jetzt keinen Floh, nicht die magerste Wanze im Orient gesehen.

„Mittwoch den 11. Februar. Glockengeläute, Hahnengeschrei und Eselgequarke. Nach und nach besinnen wir uns, daß wir in Jerusalem sind. Wir stürzten gleich neugierig ans Fenster. Vor uns liegt der Oelberg, viele Kirchen, Hospize und Profanbauten mit roten Ziegeldächern. Hier sieht man noch nicht viel vom richtigen Jerusalem. Vorm Hotel liegen im

warmen Sonnenschein beladene Kamele und käuen wieder. Sofort stürzt, wie überall im Orient, die stiefelputzlustige Bande über uns her. Hier sind es sonderbare jüdische Stiefelputzjungen mit langen Ohrenlocken. Es sind nette, freundliche Bengel, und wir werden uns hier wohl, ebenso wie in Kairo, zwölfmal den Tag die Stiefel putzen lassen müssen. Ein türkischer Soldat wusch sich eben. Dazu gebrauchte er eine Tasse voll Wasser. Die eine Hälfte mit viel Seife, die er sich schäumend ins Maul schmierte, verwandte er zum Zähneputzen — die andre Hälfte genügte für Hände und Gesicht. Es ziehen wieder endlose Kamelzüge, Schafherden und Pilger vorüber, ferner Eseltreiber mit riesigen, grobknochigen Eseln, die wir geringschätzig besahen. Kommen wir doch aus dem Reiteselparadies Kairo! Antiquitäten-



und Spazierstockhändler, mit ‚Jerusalem' auf ihren Artikeln, melden sich, dann kommen Tätowierer, die diverse von unsrer Truppe billig verführen. Sie lassen sich das Jerusalemer Kreuz auf den Pelz brennen, als Legitimation zu Hause an den Skat- und Biertischen. Die hiesige Tätowiererei ist eine harmlose Spielerei ohne Schmerzen und Wundfieber.

„In Trupps von zehn bis zwölf mit je einem Dragoman marschierten wir los nach Jerusalem. Am Jaffathor hat man das wahre alte Jerusalem mit Türmen, Mauern, Gräben und Schießscharten vor sich. Hier ist der Mittelpunkt malerischen Volkslebens, das in Wort und Bild nur schwach zu schildern ist. Arabische Kaffeehäuser, deutsche Bierwirtschaften, türkische Soldaten, Garküchen und Leprakranke. Dazwischen traben mit weichem Schritt die Kamele oder lagern wiederkauend in ganzen Herden herum mit Ballen, Körben und Grünfutter beladen. Hunde, Esel, Kinder, Reitpferde, Pilger aller christlichen und heidnischen Sekten in dreckigen und grotesken

Exemplaren, sonderbare Heilige, langlockige Juden, armenische, koptische, griechische, russische x. Priester — der Teufel allein wird dazwischen durchfinden. Bei den meisten Sekten scheint die Frömmigkeit und die heilige Würde nicht ohne lange Haare möglich zu sein, wie sie bei uns die Komponisten und Musikanten tragen. Nur sind unsre Komponisten besser gekämmt und sauberer.

„Wir besuchten den Davidsturm, die Grabeskirche, das Johanniterhospiz (ein germanischer Trümmerhaufen mit dem Reichsadler geziert), das abessynische Kloster und die Bazare. Die Straßen, enge, überwölbt, treppauf und =ab voller raudiger Hunde und Pestilenzgestank. Das macht aber alles nichts — es gibt so viel zu gucken, daß die Nase nichts zu sagen hat. In der Grabeskirche sieht man manch erhebende, rührende Bilder; das meiste ist aber Trödel und Theater und der ganze Aufbau entsetzlich geschmacklos. Nach Tisch ging's zum Berg Zion und zu Kaiphas' Haus. Wir versuchten auch 'mal die Esel; sie haben leider einen kamelhaften Tritt und sind auch fast so hoch wie Kamele. Es juckt einem schon, wenn man nur die Sättel ansieht.



Schäfer an der Straße nach Bethlehem.

„Heute sah ich die türkische Besatzung durchs Jaffathor in die Stadt marschieren mit greulichem Bumbum und Traramusik. Ich fand, daß unsre orientalischen Opern und Operetten doch recht genau sind. Eine der Bierkneipen am Jaffathor ist zur Stammkneipe erkoren. Draußen steht groß in Kreide angeschrieben: ‚Sammelplatz der Passagiere der Augusta Viktoria.‘ Abends wird es sehr kühl und man schätzt seine Wollhemden und Ueberzieher. Bei Dunkelwerden besuchte ich mit meinen Schlafkollegen das Kloster Casa nuova, wo vierzig von uns wohnen. Wenn man ohne Cook dort wohnt, kostet Pension einschließlich Wein fünf Franken täglich. Das muß man sich fürs nächste Mal merken. Dabei alles sauber — kühle, originelle, nett eingerichtete Zimmer, liebenswürdige dicke Mönche, die fleißig mittrinken und Französisch und Italienisch reden. Gute Hausmannskost.

„Nachts machen die vielen Hunde einen teuflischen Spektakel. Unser württembergischer Hausknecht sagte, daß sich die Schakale nachts in die Stadt schleichen und dann mit den Hunden Krakeel anfangen."

„Donnerstag den 12. Februar. Fahrt nach Bethlehem, über Berg und Thal. So ein

Schmutznest wie Bethlehem haben wir noch nicht erlebt. Das ist polizeilich nicht erlaubt. Dazwischen das alte Gewühl von Arabern, Kamelen, Juden- und Christenschulen, Rosenkränzen und Pilgern. Mönche, stinkende und etwas weniger stinkende, Gelehrte, Bettler, Blinde, Neger, Soldaten, Prozessionen und Schmutzhaufen. Dazwischen wird sehr schöner Blumenkohl verkauft. Mädchen und Kinder sehen hübsch aus. Hier ist große Rosenkranzindustrie. In der Geburtskirche Herumkletterei mit Lichtern. In der Geburtskapelle stand ein türkischer Soldat mit Säbel und geladener Flinte, um etwaige Raufereien und Pistolenauseinandersetzungen der griechisch- und der römisch-katholischen Priester und Anhänger zu hindern. Diese braven Christen prügeln und morden sich alle Augenblicke um Dummheiten und thun sich allerlei Schabernack an wie dumme Jungen. Gut, daß die Türken hier herrschen — was wäre das für ein Hallo, wenn die Christen hier allein hausen würden!"

„Freitag den 13. Februar. Wieder wolkenloser Himmel und mollige Temperatur. Heute großer Eselritt auf den Oelberg. Eine tüchtige Tour für die geduldigen Tiere. Zuerst tief hinunter ins Thal Kidron und dann den steilen, holperigen Oelbergpfad hinauf. Ueberall Ruinen, Steinhaufen, Judengräber, Oelbäume, sonderbare moderne Gebäude, heilige Orte, Legendenwinkel und wieder unglückliche Leprakranke, die all unser Kleingeld bekommen. Ich ließ mir durch das Detail des Führers, der für jede Ecke und Spelunke etwas aus der Bibel hatte, nicht den großen Gesamteindruck stören. Diese gewaltige und dabei so einfache und ernste Landschaft ist besser ohne Führer zu genießen. Das Panorama vom Oelberg war viel großartiger als wir erwarteten. Der Blick über das Thal Kidron auf Jerusalem gab uns zum erstenmal ein Gesamtbild dieser Stadt und ihrer Umgebung, wie wir es uns vorgestellt hatten, hochragend und majestätisch mit gewaltigen Mauern, glänzenden Kuppeln und festen Thoren. Unsre Annäherung an die Stadt von der Jaffaseite aus hatte uns etwas enttäuscht. Die andre Seite war aber um so packender. Wildes, ödes Bergland, in großen Linien, von der Sonnenglut übergossen, weit hinten der flimmernde Spiegel des Toten Meeres und ganz in der Ferne die Wüsten und Bergzüge Arabiens.

„Heimwärts machten wir einen malerischen Ritt durchs Kidron- oder Josaphatthal bei Absalons Grabmal vorbei; links oben liegt ein wildes Nest voller Leprakranker und Diebe. Dann rechts ab, das Hinnomthal hinauf, zur Citadelle und zum Jaffathor.

„Vor unsrem Hotel lag ein Türke auf dem Pflaster und ließ seine Backbordseite in der Sonne schmoren.

„Nachmittags besuchten wir die Kolonie der württembergischen Templer. Herr Hoffmann junior, der Vorsteher sämtlicher Templergemeinden des heiligen Landes, empfing uns sehr freundschaftlich



Beduinenlager in Bethlehem.

und zeigte uns die ganze wohlthuende und verständige Organisation. Es war gerade Gesangstunde und wir horchten eine Weile auf den frischen Gesang der Kinder, die pausbäckig und gesund aussahen und Schwäbisch und Arabisch redeten. In einer Bierbrauerei landeten wir und warfen mit unsern Eseln Anker. Abends kamen die Honoratioren der Templer in unsern Gasthof, wo wir beim Jerusalemer Wein ein Abschiedsstündchen verschwatzten."



Ritt auf den Oelberg.

Am Sonntag den 15. Februar ankerte die „Augusta Viktoria" vor Beirut. „Eine saubere, große Stadt mit großem Gebirgshintergrunde und mit flimmerndem Schnee oben in den Wolken. Um halb acht an Land ohne Scherereien, überall nur höfliche Verbeugungen der Zollonkel. In der Stadt fanden wir unsre guten Bekannten wieder: die Cookschen Planwagen mit Leinwand, wundervoll für einen Ausflug zum Poppenbütteler Markt bei heißem Wetter, aber miserabel für eine Libanonfahrt von sechzehn Stunden, davon fast neun Stunden im Schnee, und vier Mann mit acht Beinen in jedem Wagen. Na, läßt sich nicht ändern — ab und zu kann man sich ja die Beine wieder etwas vertreten. Beirut zeigte sich voller Leben, aber fast ohne Schmutz. Sauber, wohlgeordnet, aber etwas ernster in der Stimmung. Alle Kinder gut gewaschen, sogar die Füße und Beine, und selten ein Bettler. Malerische Häusergruppen — dann wieder Citronen- und Apfelsinengärten und das freie Land. Vor uns der gewaltige Libanon und die blitzenden Schneefelder.

„Langsam steigt der Weg in großen Windungen. Der Blick rückwärts wird immer großartiger. Schließlich liegt Beirut (oder Beireuth, wie einige Mitreisende es beharrlich nennen) und das unendliche Meer wie eine Landkarte unter uns. Schwere Wolkenmassen lagern darüber. Mitten auf der Reede unsre gute ‚Augusta Viktoria', gewaltig groß, wie eine Raupe im Ameisenhaufen. Alle großen Mittelmeerdampfer sind schäbige Torfewer gegen unsern dekorativen Kasten. Malerische Felspartien — tief unten unendliche Thäler mit blitzenden Bächen. Originelle Dörfer, freundliche Menschen, aber fremdartig und ganz verschieden von unsern Bekannten zwischen Jaffa und Jerusalem. Immer höher hinauf, die Wolken lagern bald unter uns, der erste Schnee zeigt sich an den Seiten der Straße. Das Wetter ist vom molligsten Sonnenschein in miserables Schlackenwetter verwandelt. Unsre elenden, trauerhaft mageren drei Klepper stöhnen und schnaufen. Das arme Viehzeug wird in sechzehn Stunden nur einmal gewechselt, während die Post neun- bis zehnmal umspannt. Wir schämen uns vor den armen Duldern und schieben, im Schmuddeldreck watend, hinten nach. Immer größere

Schneeflächen. Sonderbare Felspartien und Felsenhäuser (Umspannhäuser für Post- und Packwagen). Schließlich auf der Paßhöhe 12—14 Fuß hoher Schnee und unsre Straße schmal herausgeschaufelt. Zahllose Kamelherden, Esel und Maultiere, alle hochbepackt, von malerischen Kerls geleitet. Viele dieser armen Teufel barfuß im Schneeschmutz. Dagegen die Führer der großen Wagentransporte der französischen Compagnie, die diese Straße gebaut, in riesigen Wasserstiefeln, Pumphosen, dicken Röcken und mit bunten Kopftüchern à la Beduine versehen. Jedesmal neun Maultiere vor einen Wagen: zwei, drei, drei und vorn ein Leittier.

„Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir alle Schtora, wo Umspann ist. Unser Wagen ist der allermiserabelste. Wir kamen erst an, als alle andern Passagiere, Dragomans und Pferde schon gefrühstückt hatten und wieder weiter wollten. Ohne die vielen Bindfaden, die Freund Benrath und ich seit Jerusalem wohlweislich immer in den Taschen trugen, um die Stränge und Räder dieser schäbigen Kutschen zusammenzubinden, wären wir unterwegs sitzen geblieben. In Schtora wurde nun schleunigst etwas Gewärmtes heruntergeschlungen — dann mit drei frischen Pferden wieder los, hinter den andern Wagen her. Bald ging's in den Antilibanon, der zwar nicht so hoch war wie der Libanon, aber doch genügend Kälte und Schnee brachte. Das Hammelfleisch mit Kohl und der syrische Wein in Schtora hatte unsern Mut gewaltig aufgefrischt. Nur einige alte Steinhäuser mit grinsenden Eingeborenen und zwei Wölfe, die nahe am Wege an den Resten eines Esels kauten, waren am Eingang ins Gebirge in der Dämmerung zu sehen. Dann wurde es dunkel, der Schnee kam wieder und der Mond stieg empor. Bald verloren wir wieder die Wagen aus den Augen und rasselten allein über das wilde Gebirge. Ab und zu stiegen wir aus und gingen eine Weile vor dem langsam aufsteigenden Wagen her, um uns zu wärmen und die gequälten Glieder etwas auszurecken. Prächtiger Sternhimmel, zahlreiche Sternschnuppen, das Gebirge großartig und erhaben im Mondlicht. Die Paßhöhe ist gewonnen, wir steigen wieder ein und mummeln uns, in zärtlich umschlungener



Der Felsendom auf dem Tempelplatz in Jerusalem.

Gruppe, in unsre Mäntel und Plaids. Der Kutscher peitscht auf die Gäule und wir rasseln bergab in die Ghutaebene. Schwatzend, druselnd, hin und her polternd und ganz gerädert kamen wir endlich gegen Mitternacht in Damaskus an.



Am Jaffathor in Jerusalem.

„Montag den 16. Februar. Besichtigung der Stadt und verschiedener Privathäuser. Mahomed Said Pascha begrüßte uns persönlich, ließ uns Kaffee im Salon reichen und unser Dragoman, kreuzbeinig vor dem alten, freundlichen Herrn sitzend, metschte doll. Freund Hempell leitete mit großem Geschick diese schwierige, sonderbare Unterhaltung. Es war zwar etwas im Stil, wie man etwa mit einem Häuptling der Südseeinseln redet, aber doch sehr gut. Wir andern grinsten pflichtschuldigst dazu bei passenden Stellen, und einige benutzten die Gelegenheit, um mehrere Tassen ausgezeichneten Kaffees verschwinden zu lassen. Vom Harem bekamen wir leider nur den Prunkhof und die Salons zu sehen. Eine Dame aus Leipzig wurde eingeladen, hereinzukommen und mit den Schönen des Harems Kaffee zu trinken.

„Beim alten reichen Juden Joseph Alphons, der uns mit ernster Miene und freundlicher Handbewegung in sein Haus lud, wurden wir von der jungen, hübschen Tochter, einem angenehm ausgewachsenen Backfisch, an der Hausthür empfangen. Alle diese freundlichen Hauseigentümer (Türken, Griechen und Juden) scheinen die Fremdenbesuche als ein billiges Theater zu betrachten, und wir werden den verschiedenen Herrschaften ebensoviel Freude gemacht haben wie sie uns. Fräulein Backfisch, die auch in Paris in Pension war, führte uns eifrig herum. Die ältere Schwester, ein weniger erfreulicher Anblick, kam nebst Mutter, die auf hohen Stelzpantoffeln herumklapperte, nach und nach näher. Leider war die ganze Familie recht schlampig und mit Patina bedeckt und die kostbare Seiden- und Pelzbekleidung recht flickbar und benzinbedürftig. Allerlei Nachbarn, Strolche und Kinder waren ungeniert mit in den Hof hineingekommen, um uns anzugrinsen.



Mädchen vom Oelberg.

„Herr Alphons zeigte uns in seiner Bibliothek kostbare alte jüdische Handschriften aus der Zeit Karls des Großen. Auch hat er immer etliche namhafte Gelehrte auf Lager, die bei ihm



wohnen und studieren. Jetzt saßen dort auch auf gekreuzten Beinen zwei malerische alte Gelehrte und guckten mit Vergrößerungsgläsern in alten Schmökern herum. Prachtvolle Modelle für Alchymisten, Sterndeuter und Teufelsbeschwörer! Fräulein Backfisch holte dann im Wohnzimmer noch das Familienphotographiebuch voller langweiliger Gesichter in photographischer Auffassung. Gerade wie bei uns, wo man die armen Besucher ebenfalls mit diesen nichtssagenden Konterfeis anekelt, wobei immer starkes Interesse geheuchelt werden muß beim Anblick all der Tanten, Onkels, Großmütter, an Säulen gelehnter Hausfreunde, oder in einem tropischen Hintergrunde oder an von Papierepheu umrankten gemalten Fenstern idyllisch gelagerter Jungfrauen und Schulkinder in Sonntagskleidern, sämtlich steif und glotzend retouchiert. Das Haus, Architektur en detail und Möbel waren prächtig und kostbar, aber auch etwas verlumpt und verlottert wie die Familie."

„Montag den 16. und Dienstag den 17. Februar. Verschiedene andre Privathäuser wurden noch besehen, sowie Wagenfahrten durch alle Teile der Stadt und in die Umgegend unternommen. Auch besuchte man einzeln und in Trupps die Bazare, die hier besonders reizvoll sind und zum Kaufen einladen. Am reichhaltigsten sind die Verkaufsbuden für alte Waffen. Da gibt's wundervolle Dinge zu sehen — wenn man sie nur gleich zu Hause an der Wand hängen hätte! Ich möchte eine Extrareise nach Damaskus machen, um Wandschmuck einzukaufen! Bei einem dicken Türken kaufte ich einen ganzen Haufen Pistolen, Gewehre und Säbel für den zehnten Teil der geforderten Summe. Es dauerte aber eine Stunde, und dreimal mußte ich fortgehen und drei Tassen Kaffee mit dem biederen Dickwanst trinken. Zeit muß man sich dabei lassen. Dann erhandelte ich mir einen prächtigen Schafpelzrock, den ich gleich anzog, darüber einen wasserdichten, braun- und weißgestreiften Beduinenmantel. Ferner schnallte ich mir meine krummen Säbel um den Bauch, steckte zahllose Pistolen in die Schärpe, schulterte meine Gewehre und fand gleich — als Allers-Pascha — großen Beifall beim Publikum.

„Allerlei Moscheen wurden auch besucht, ein Minaret bestiegen, sowie ein Panorama von Damaskus angesehen. Als Führer begleitete uns der Kawaß des deutschen Vicekonsulats — ein Herr mit weißen Haaren und mit grauem Schnauzbart. Er trug sich stolz und vornehm, drehte seinen Bart, hatte nette Pantoffeln, einen Prachtsäbel und auf dem Buckel einen gestickten deutschen Reichsadler. Wir alle, selbst die Schönsten von uns, sahen schofel gegen den Kawassen aus."

Am 21. Februar dampfte man durch den griechischen Archipelagus. „Wenn man sich den griechischen Archipelagus denkt und vorstellt, so ist alles eitel Sonnenschein, romantische

rosige Eilande voller alter Tempelreste, umsponnen von malerischer Vegetation. Tiefblaues Meer, milde rauschende Wogen, und was dergleichen Zeug sonst noch im Hirn spukt. Auch der alte Berichterstatter Homer macht uns solchen blauen Dunst vor. Wir waren jetzt mitten drin in dieser vielgepriesenen Inselwelt. Schmutziggraubraune Felsmassen, reichlich mit Schnee bestreut. Man hätte auf Island geraten. Dazu ein Tintenmeer. Wahrscheinlich haben wir die Reisezeit nicht ganz getroffen."

In Konstantinopel gefiel es unsrem Freunde nicht sonderlich. Es herrschte dort auch ein miserables Wetter: Schneetreiben und schneidender Wind.

„Freitag den 27. Februar. Die Luft ist etwas milder wie in Stambul. Gegen neun lagen wir im Piräus vor Anker, umschwärmt von vielen Booten. Immer dasselbe Bild vom Kampf zur Schiffsleiter. Wir grinsen über die Bordwände auf dies Theater. Geschrei, Hotelangebote, gegenseitiges Anschimpfen und Gedrängel. Sobald ein Hauptprügler die Treppe erobert und erklommen hat, kriegen ihn unsre blonden Kulis beim Krips und kopfüber saust der Kunde wieder 'runter auf die Kollegen. Für eine Drachme die Person kommen wir an Land. Wir kauften uns gleich einen Zweispänner und rasselten in dreiviertel Stunden nach Athen. Alle Berge ringsum mit leichtem Schnee bestreut, wie Zucker auf Geburtstagskuchen. Bald tauchte die Akropolis und Athen auf. Was für eine unendliche Portion Strafarbeiten und Nachsitzstunden hat diese Gegend der höheren deutschen Jugend gekostet!

„Zuerst Wagen- und Fußtour durch die saubere, aber merkwürdig langweilige Stadt. Gar kein Leben auf den Straßen, nur entsetzlich viel Staub. Manchmal hatten wir Staub zusammen mit Schnee, heiße Sonne und eisigen Wind. Die samumhaften Staubwolken, die um alle Ecken fegten und uns zwangen, Augen, Nase und Mund zuzukneifen, den Havelock über die Ohren zu ziehen, um den wilden Wirbel vorüberbrausen zu lassen, waren scheußlich. Aber Kenner, die hier ansässig sind, behaupteten, das sei noch gar nichts gegen den Sommerstaub. In den Straßen sieht man nur etwas modernes Publikum und etliche Soldaten, die vorn auf der Stiefelspitze unnütze Quasten trugen. Sonst war nichts los, eine Stadt zum Einschlafen, wenn der Staub nicht wäre. Nur auf einem Markt war ein Kasperletheater aufgeschlagen mit ausverkauftem Hause wie bei uns in St. Pauli.

„Nach dem Kasperletheater kam die Akropolis. Sie ist, glaube ich, schon irgendwo beschrieben, auch kennt man so ziemlich die Hauptumrisse. Trotzdem fragte eine harmlose Touristenseele, als wir das Parthenon vor der Nase liegen hatten: ‚Wo sind wir denn hier eigentlich?'

„Die Farben des alten Marmors sind wunderschön und warm im Ton. Aber ‚arl twei', wie jener Hamburger von Rom behauptete. ‚Ne, dat weer jo goar nix, wat se uns hüt wist heft — dat weer jo arl twei!'

„Bald verflog indessen bei den meisten die poetisch-klassische Stimmung und die gemeine Habgier kam oben



Jüdische Stiefelputzjungen in Jerusalem.



Hoffmann,
Vorsteher der Templerkolonien.

auf. Das beliebte Briefbeschwererstehlen ging los — alle Taschen wurden dick voll Marmorstückchen gestopft. Hinter einer Mauer sah ich einen älteren Herrn, mit einer großen Kanonenkugel (die dort massenhaft herumlagen) bewaffnet, an einem Tempel eifrig herumklopfen und ohne Scheu vor dem Wächter, der ja nicht überall sein kann, ganze Säulen und Kapitäle einsacken. Wenn's nicht zu schwer geworden wäre, hätte er auch noch die Kanonenkugel mitgenommen, die zwar auch historisch ist, aber nicht aus der alten Griechenwelt stammt. Es ist doch ein Wunder, daß von der alten Bude überhaupt noch ein Fetzen übrig!



Paulus, Senior der Templerkolonien im heiligen Lande.

„Wir sahen auch das berühmte Löwenköpfchen liegen, das schon so oft mitgenommen worden, aber immer wieder erscheint. Die Sache geht so zu: Da liegt ein reizendes antikes Löwenköpfchen, so recht lecker zum Stehlen und von passender Größe, um es bequem in die Tasche zu stopfen. Ein Blick übers Trümmerfeld — — dort hinten geht der Wächter und dreht uns gerade den Rücken zu. Wutsch — weg ist das Löwenköpfchen und in die Rocktasche.

„Harmlos gehen wir weiter, die Trümmer eifrig bewundernd. Da naht der Wächter. — ‚Wo ist der Löwenkopf? Soeben war er noch da! — Bitte, mein Herr, wissen Sie, wo er geblieben ist? Thut mir leid, muß Sie untersuchen!' — Das Löwenköpfchen kommt zum Vorschein — große Verlegenheit — drohendes Stirnrunzeln des Wächters. Zuerst unerbittlich — ist für Löwenköpfchen verantwortlich — dann etwas milder gestimmt. Viel Bakschisch rührt ihn und noch viel mehr Bakschisch läßt ihn sogar seine Pflicht vernachlässigen und das kostbare antike Löwenköpfchen verkümmeln. Froh, dem Arretiertwerden so glücklich entronnen zu sein, enteilt der Kenner der Stätte, in der Tasche das kostbare Löwenköpfchen. Aber am nächsten Morgen liegt ein gleiches Löwenköpfchen dort, vom sorgsamen Wächter behütet. Ob die Löwenköpfchen von einer Aktiengesellschaft oder von einem Privatunternehmer angefertigt werden, weiß ich nicht."

„Dienstag den 3. März. Einfahrt in den Hafen von Malta — ein malerischer Platz mit wundervollen Hafenanlagen und mit schönen Gebäuden und Anlagen. Zuerst wurden die Oper, der Palast des Gouverneurs, die Thore, Festungsgräben und die oft sehr steilen Straßen besucht. Ab und zu ein grandioser Blick aufs Meer oder tief hinunter in den Hafen. Dann in die Vorstädte und hinaus aufs Land. Ueppig aussehende, saftige, frühlings-

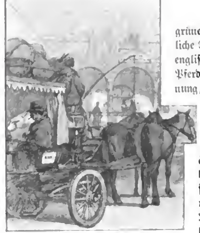


Jerusalemer Straßentypen.



مرور تذكرهسی

C. W. Allers' Reisepaß im heiligen Lande.


Eine Libanonkutsche.

grüne Felder, von kleinen Steinmauern eingefaßt. Die menschliche Staffage sehr interessant und buntscheckig. Rote und blaue englische Soldaten, Eseljungen und andere malerische Eingeborene, Pferde und Maultiere. Alle Wege und Straßen schön in Ordnung, wie überall, wo die Engländer regieren. Es sieht aus, wie ein gewaschenes und geordnetes Süditalien. Wir fuhren zum höchsten Punkt der Insel, nach Città Vecchia, bekamen dort einen großartigen Rundblick aufs Meer und die Insel und stiegen dann, um zu futtern, in einem äußerst malerischen Wirtshaus ab. So eine komische Bude bekommt man in jetzigen Zeiten aber doch selten zu Gesicht. Eine unerhörte verlumpte Pracht, knallende Farben und bezaubernd altertümliche wacklige Möbel. Große, weite Räume, wie überall in Italien — auch ein an ein Tischbein gebundener, kratzhafter Affe. Die Küche und Wirtin waren merkwürdig schmutzig, und wir sahen lieber nicht genauer hin, was sie uns in all den Pfannen und Töpfen zusammenrührte. Merkwürdigerweise waren nachher absolut keine gekochten Fliegen und Kakerlaken im Essen zu entdecken. In der Stadt streiften wir nachher noch viel herum, kauften herrliche Dinge in den indischen Läden, kletterten die Straßen auf und ab und fuhren gegen fünf Uhr an Bord."

Die „Augusta Viktoria" lief ferner Palermo, Neapel (von wo aus ein Abstecher nach Capri gemacht wurde) und Lissabon an.

Ueber seine Eindrücke in der portugiesischen Hauptstadt plaudert unser Freund:

„Leider haben wir nur einen Tag hier, aber es gibt doch eine Idee von der Sache und viel Ruhe haben wir doch alle nicht mehr. Es gibt so viel zu verdauen, daß wir schon dick zufrieden sind und uns nur nach Hause wünschen. Hier ist die Milreïsrechnerei. Ein Mittagessen für drei Personen kostet zwischen 3000 und 4000 Reis. O. Haack meinte, es sei wohl zu empfehlen, seinen Wäschesack und eine Schaufel mitzunehmen, da die Portemonnaies und Taschen doch nicht reichen dürften. Bei der schnellen Abfahrt zum Orient hatte ich ganz vergessen, den ‚Kleinen Portugiesen in der Westentasche' mit einzupacken und all mein Schulportugiesisch war rein weggeblasen. Nur eine kleine Fabel vom Star, der trinken will und eine Wasserflasche findet, ohne mit dem Schnabel ans Wasser reichen zu können, und nun so viele Steine hineinwirft, bis er trinken kann, wußte ich noch fließend portugiesisch auswendig und half mich damit auch genügend durch. Allen Kutschern, Kellnern, Beamten


Der erste Schnee auf dem Libanon.

am Billetschalter und Eseljungen erzählte ich die Geschichte des ‚estorninho sagaz', wenn sie etwas fragten. Etliche schüttelten verwundert die Köpfe und viele waren sehr erfreut über die Schlauheit des Stares.



Straße in Damaskus.

„Wir frühstückten zuerst in einem Fischrestaurant nebst Weinlager und fuhren nach Besichtigung der Stadt mit der Bahn nach Cintra (eine Stunde Fahrt). Dort liegt das wunderschöne Königsschloß auf hohem Fels, in einem unendlich malerischen Park, voller Teiche, Wasserfälle, Felsabhänge, Palmen und Citronen, halb maurisch, halb spanisch gebaut. Im Städtchen unten am Fuß der Berge mieteten wir uns Esel und ritten in großer Gesellschaft hinauf.

„Einen wohlthuenden Anblick gewährte das Gefängnis von Cintra, wo im Parterre und ersten Stock die gefangenen Galgenvögel Cigaretten rauchend durch ihre Gitter grinsten, wie auf der bekannten Lithographie von Salomon de Caus mit der Bittschrift. Mit fröhlichem Hurra begrüßte uns die Horde. Das Parterre ließ sich Feuer, Cigaretten und portugiesischen Bakschisch geben, und der erste Stock ließ einen Korb am Strick herunter, um ebenfalls milde Gaben einzuheimsen. Ich erzählte der Räuberhorde noch meine Geschichte von dem geistreichen Star, die allgemeinen Beifall fand. Nachher bettelte uns noch ein armer Reisender hoch zu Esel an."

Weiter ging es, Englands Küste entgegen.

„Den 15. und 16. März. Bis zum Kanal greuliches Wetter. Am 16. blieb ich den ganzen Tag im Bett liegen, las einen dicken Ebersband aus und aß Erbsensuppe mit Speck aus der Mannschaftsküche. Es wackelte alles in der Koje, die Koffer rutschten von Backbord nach Steuerbord und die Vorhänge marschierten an den Stangen herum. Ich flog diesen Tag sechsmal aus dem Bett und ließ mir schließlich den Quartermeister kommen, der mich mit einem dicken Tau gehörig festschnürte. Alle zwei Minuten wurde es dunkelgrün in der Kammer, wenn die See die Fenster bedeckte. Ich guckte ab und zu 'mal 'raus, ob ich keine Heringe sehen könnte. Es war eine angenehme Erholung für mich, 'mal so ganz allein zu liegen. Ich hatte einen ordentlichen Ekel vor Menschen. Zwei Monate lang solch einen großen Haufen um sich zu haben, so verschiedene Sorten Menschen, dazu gehört ein dickes Fell. Alle andern Passagiere hatten jeder seinen kleinen Kreis, welcher sich wenig um die andern kümmerte. Ich aber als Maler kannte eigentlich alle. Jedenfalls kannten mich alle und hatten sämtlich, wie immer, zahllose Motive vorrätig, wo sie selber als Hauptpersonen verwertet wurden. Einige hielten das Zeichnen für eine Art Gratistheater und einige Hamburger Herren fanden es sogar unpassend, wenn ich ohne Bleistift in der Ecke saß, und glaubten, es sei nötig, mich immer zur Arbeit anzutreiben."

„Dienstag den 17. März. Glattes Wasser — dicht vor Southampton. Nach dem Kaffee

wurden wir mit einem kleinen Dampfer an Land befördert, wo unser Sonderzug schon dampfte. In anderthalb Stunden waren wir in London in De Kaysers Hotel bei Blackfriarsbridge. Unser Schiff liegt in Southampton im Dock, wird abgekratzt und frisch gestrichen. Drei angenehme Tage verlebten wir in London bei richtigem Schlackenwetter und gelbschmuddeliger Luft. Verwandte und Freunde in Brixton wurden besucht, Westminster und Henglers Cirkus angesehen, in Fisch- und Austernsalons gefrühstückt, die wunderbaren alten Gemälde in der Galerie genossen, allerlei in Regentstreet eingekauft und nach drei Tagen wieder nach Southampton gedampft."

„Den 21. März. Spät abends liegen wir bei tüchtiger Kälte und schönem Mondschein auf der Elbe vor Cuxhaven. Alle Welt ist festlich gestimmt — wir tanzen sogar etwas auf dem beeisten Deck und singen das schöne Hamburger Volkslied: ‚Draußen in der Elbe schwimmt ein Krokodil.' Drinnen wird ungemein viel geredet und getrunken. Ich mußte mit einer ganzen Portion Brüderschaft trinken, weiß mich aber nicht mehr genau zu erinnern, wer es alles war.

„Am nächsten Morgen glorreiche Einfahrt in den Hamburger Hafen. Von Blankenese bis zur Gasfabrik allgemeiner Jubel. An vielen Stellen schwenkten sie sogar mit Bett- und Tischtüchern, da die Taschentücher nicht ausreichten. Am Lande alles proppenvoll, mit noch einer Extramusikbande und berittenen Konstablern. Wir wurden empfangen, als ob wir das heilige Grab erobert hätten."



Ein kleines Andenken an die Akropolis.

Von Hamburg reiste unser Freund sofort weiter nach Karlsruhe.

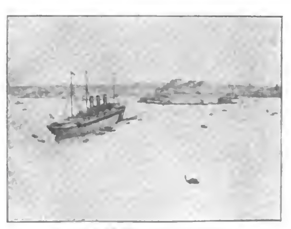
Nachdem er dort die Heimat genossen und sich behaglich „ausgeklönt", zog er wieder über die Alpen nach seinem geliebten Capri, um dort, bewaffnet mit Bleistift und Farben, die Skizzen zu seinem Capriwerk aufzunehmen. Wenn er im Albergo Pagano den Capri bianco schlürfte, oder zwischen den Klippen der Piccola Marina saß, oder unter den Citronen- und Apfelsinen-, Feigen- und Olivenbäumen seines eigenen Landes lag, oder Fischer, Barone, Kellner und Gräfinnen im harmlosen Gemisch in seinem Naturatelier versammelt waren, oder seine Ragazzi und Ragazzine die Tarantella tanzten — dann kam es ihm wie ein Traum vor, daß er noch vor wenigen Wochen in Kairo, Jerusalem, Damaskus, Konstantinopel und Athen herumgestapft war.



Im Hafen von La Valetta.

Reiseepilog unsres Freundes am Stammtisch.

„Ja, meine Herren, das kann ich Ihnen sagen, großartig war's! Nur eins hat mir immer viel Sorge, Verdruß und Kopfzerbrechen gemacht: das waren die vielen Schreiben der elenden Briefmarkensammler. Auf allen Poststationen fehlten immer die sehnlichst erwarteten Briefe von Hause, nur die Briefmarkenmarder hatten ihre Schreiben richtig berechnet. 45 Aufforderungen zum Mitbringen von allerlei seltenen Briefmarken habe ich bekommen. 5700 Mark Auslagekapital (zur späteren Wiedererstattung) wurde mir von diesen schwarzen Seelen gütigst bewilligt. Ich verstehe so viel von Briefmarken, wie ein Elefant vom Kauen von Knallgummi. Wer mir auf Reisen wieder von Briefmarken redet, den verachte ich. Ich habe selbst als Junge nur Knöpfe gesammelt, aber nur der Mode wegen, da ja jeder richtige Junge irgend welches Zeug sammeln muß. Ich bin immer gern erbötig, bei genügendem Platz allerlei Unrat mitzubringen, wenn ich es nicht selber gebrauche: ein mäßig großes Nilpferd, Mumien, kleinere Pyramiden zu Briefbeschwerern, diverse profane und heilige Gewässer auf Flaschen gefüllt, Stückchen von Inseln und Vorgebirgen, Kisten voll Wüstensand und altägyptische Funde aus den renommiertesten Fabriken, Rosenwasser, Jerusalemer Rosenkränze 2c. Auch empfehle ich mich zum Mitnehmen von allerlei heiligen und klassischen Reliquien vom Schädel Adams bis zu einigen der Figuren des Erechtheion, oder was sonst von eifrigen Reisenden gestohlen und gesammelt wird — nur keine Briefmarken!"



Die „Augusta Viktoria" im Hafen von La Valetta.



Die Insel Capri.

Sechzehntes Kapitel.

Das Künstlerschloß am Meer.

(Capri, der schönste Punkt der Erde. — Ein Rundgang durch die Villa Allers. — Einweihungsfeier. — Schluß.)

Es mag wohl kaum einen Punkt der bewohnten Erde geben, wo die Natur ihren ganzen Zauber, ihre ganze Schönheit in so verschwenderischer Weise entfaltet, wie auf der Insel Capri. Die Globetrotter, welche alle fünf Erdteile besucht, sind darüber einig, daß von Capri in Wahrheit und Wirklichkeit das geflügelte Wort gilt, welches in Bezug auf Neapel doch nur bedingungsweise Gültigkeit beanspruchen darf: daß es ein zur Erde gefallenes Stück Himmel.

Schon der alternde Imperator Tiberius wußte wohl, was er that, als er den Entschluß faßte, den Rest seines Lebens auf Capri zu verbringen. Im Mittelalter und bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts verirrte sich nur selten ein fremder Reisender auf die Insel — selbst Altmeister Goethe, der doch sonst eine so feine Witterung für das Schöne in Natur und Kunst besaß, dachte auf seiner italienischen Reise nicht entfernt daran, Capri aufzusuchen und in seinen Naturreizen zu schwelgen. Die Entdeckung der blauen Grotte durch den Maler Kopisch lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf die Tiberius-Insel, wenngleich der Fremdenstrom sich anfangs nur ganz tropfenweise dorthin ergoß. Erst die dichterische Verklärung der Insel durch unsern Viktor von Scheffel, der Ausbau des italienischen Eisenbahnnetzes, sowie die Einrichtung einer regelmäßigen täglichen Dampferverbindung Neapels mit Capri machte das Eiland zu einem beliebten und bevorzugten Reiseziel und der Besuch Capris wurde von jetzt an für den Neapelfahrer ebenso obligatorisch, wie die Besteigung des Rigi oder Pilatus für den Besucher der Schweiz.

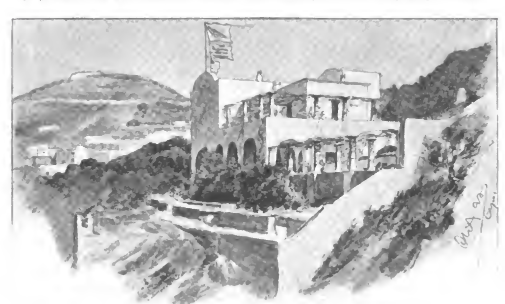
Man fand ja bald aus, daß alles, was für die meisten den Aufenthalt in der Stadt der Parthenope zu einer gelinden Quälerei stempelt: das Menschengewühl, die Staubwolken, das Geschrei der Ausrufer, das Anknallen und Anbrüllen der Kutscher, das Klopfen der

Stiefelwichser — auf Capri nicht existiert. Ueberall trinkt man hier die reine, balsamisch frische Seeluft — überall versenkt sich hier der Blick in die blaue Unendlichkeit des Meeres — überall hat man nur Bilder idyllischen Friedens, träumerisch-behaglicher Ruhe vor sich. Auf Capri vergißt man ganz, was es Schmerzliches, Kummervolles, Widriges, Beengendes im Dasein gibt — man glaubt sich auf einen glücklicheren Stern versetzt — ja, man hat hier die Empfindung, als sei die bloße Existenz an sich schon der höchste nur denkbare Genuß.

Vor allem sind es unsre deutschen Landsleute, welche auf der Tiberius-Insel sich ein Stelldichein geben und sich hier gleich am ersten Tage heimisch fühlen — die Engländer ihrerseits bevorzugen, weil es bei ihnen nun einmal so hergebracht, Sorrento und Amalfi. So ist es denn jetzt dahin gekommen, daß Capri thatsächlich ein Kleindeutschland im Neapolitanischen Golf darstellt, wo selbst die kleinen italienischen Ragazzi und Ragazzine mit deutschen Redensarten, mit deutschen Liederstrophen um sich werfen.

Es ward schon in diesen Blättern erzählt, daß ich bei Gelegenheit einer Segelpartie, die ich auf der Elbe mit Allers machte, dem Wunsche Ausdruck verlieh, es möchte doch einem von uns beschieden sein, einst die Rolle Tibers auf Capri zu spielen — nicht als blutdürstiger Tyrann, sondern als Epikuräer, dessen Devise heiteres Genießen — als Lebensphilosoph, der darauf ausgeht, die ganze Schönheit dieser Welt gleichsam wie den Saft einer Citrone auszuschlürfen.

Eine Zeit lang beschäftigte ich mich lebhaft mit dem Gedanken, mir auf Capri ein Heim zu gründen, doch mit Rücksicht auf meine Kinder, denen ja die in Deutschland zu findende



gute Schulbildung nicht entzogen werden durfte, sah ich mich gezwungen, diesem Vorhaben zu entsagen. Wohl aber war es meinem Freunde Allers beschieden, sich auf Capri seßhaft zu machen und unsern Tiberius-Traum zu verwirklichen.

Als er im Sommer 1891 während eines längeren Aufenthaltes auf der Insel die unendlich reizvollen Blätter zu dem Prachtwerk „Capri" (welches im Verlage von Franz Hanfstängl in München erschienen und von dem jetzt eine zweite Auflage veranstaltet worden) entwarf, wählte er sich auch den Bauplatz für seine Villa aus.

Mit den Arbeiten zum Bau der letzteren wurde im März 1892 begonnen. Um Raum für die Baulichkeiten zu schaffen, mußten großartige Felssprengungen vorgenommen werden. Der Bau der Villa versetzte die Einwohnerschaft der Insel in lebhafte Erregung und der Bauplatz war häufig von Capresen und Capresinnen dicht umlagert, welche den Arbeitern neugierig zusahen. Anfang April 1893 stand die Villa vollendet da.

Machen wir jetzt einen kleinen Rundgang durch den „Palazzo Nuovo", wie die Villa von den Insulanern genannt wird.

Sie erhebt sich an der südlichen Abdachung der Insel an der Strada Tragara und ist demzufolge geschützt vor der Tramontana, dem Nordostwind, der, häufig im Winter und Frühjahr von den Schneegipfeln der Apenninen und dem ebenfalls manchmal mit Schnee bedeckten Vesuv her wehend, ein unangenehmes Kältegefühl hervorbringt. Da Allers Capri so genau wie Hamburg und Karlsruhe kennt, so verstand er es wohl, sich für sein Tuskulum den wärmsten und zugleich malerischesten Punkt der Insel zu annektieren. Die Strada Tragara läuft ganz eben und ohne Steigung vom Hotel Quisisana bis zur Punta Tragara und repräsentiert, da, wie bereits hervorgehoben, dem Kältehauch der Tramontana hier der Zutritt verwehrt ist, die belebteste Promenade der Insel. Der von mächtigen Karuben-, Feigen- und Olivenbäumen, sowie von Rebenspalieren beschattete Weg führt durch reiches, fruchtbares, üppiges Gartenland — überall lugen hier durch das Laubgrün die silbergrauen Felsen und die blaue Meeresflut.

Nicht weit von der Punta Tragara, diesem hochromantischen, schon unzähligemal gezeichneten und gemalten Felsplateau, wo tief unten die zerklüfteten, turmhohen, von Möven umschwärmten und beständig von der Brandung umschäumten Faraglioni aus dem neptunischen Element hervorragen, fällt uns über einem massiv-steinernen, von Agaven und Schlingpflanzen überwachsenen Eingangsportal die Inschrift „Villa Allers" in die Augen. Die Villa, die uns von hoch oben grüßt, ist in reinem Capreser Stil errichtet. Was ist der Capreser Stil? Um es kurz zu sagen: ein Gemisch, ein Potpourri aus der ägyptischen, griechischen und arabischen Bauweise. Auf Capri hat diese Bauart nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, sondern wird durch die Natur bedingt — ein Haus nach nordischer Bauanlage würde hier gleichsam wie eine Dissonanz wirken. Der orientalisch-malerische Eindruck der Villa wird noch erhöht und gesteigert durch mächtige Bogengewölbe und breite, sonnige Terrassen, auf welche man unmittelbar von den Zimmern und Korridoren hinaustritt. Das Ganze erhebt sich auf einem historisch-denkwürdigen Terrain: es stand hier nämlich zur römischen Zeit eine Villa des Augustus, der ja bekanntlich vor Tiberius hier oft und mit Vorliebe geweilt hat. Von dieser Augusteischen Villa sind auf dem Baugrunde noch Trümmer und Fundamente vorhanden. Bei dem Bau der Villa Allers wurden im Erdreich antike Mosaiken aufgefunden, die unser Freund bei den Absätzen der Aufgangstreppe hat einfügen lassen.



Aus „La bella Napoli“.

Auch eine antike Kammer wurde hier entdeckt. Wozu dieselbe früher gedient, mögen die Altertumsforscher entscheiden. Die Umgebung dieser camera antica bildet jetzt, eingefaßt von alten Säulen und umrauscht von den Wipfeln der Orangen- und Olivenbäume, einen allerliebsten Kaffeeplatz, während die Kammer selbst zu einem Heiligtum der Dichtkunst geweiht worden. Jeder Besucher der Villa Allers, von dem man nur im geringsten annehmen kann, daß er in der praktischen Anwendung der Verskunst erfahren, wird zu strengem Arrest in der Kammer verurteilt. Gemildert und erträglicher gemacht wird diese Klausur durch eine Flasche des feurigsten und süffigsten Capriweins, welche der oder die Inhaftierte bis zur Nagelprobe leeren darf. Die Erlösungsstunde aus diesem Arrestlokal schlägt für das betreffende Dichtergenie erst, nachdem es, umweht von den Schatten der Vergangenheit und begeistert von dem Kuß der Musen, den es in erhabener, feierlicher Stille empfangen, ein klassisch-schönes, unsterbliches Gedicht produziert hat. Für die Aufnahme aller auf solche Art entstandenen Gedichte ist ein besonderes Buch bestimmt. Dasselbe, in grünen Sammet mit Goldschnitt gebunden und auf der Vorderseite das Künstlerwappen (ursprünglich das Wappen Albrecht Dürers: ein rotes Schild, in dessen Mitte drei kleinere weiße Schilde befindlich) tragend, wurde von Klaus Groth mit folgenden sinnigen Strophen eingeweiht:

Nun geht dies Buch von meiner Hand
Dahin ins ferne Inselland;
Aus Eis und Schnee, vom Norden her,
Trägt's warmen Gruß von Meer zu Meer.

Nun mag es ruh'n am festen Platz
Ein Hausbuch und Familienschatz;
Und wer es schaut und schreibt hinein
Wird Freund und Schatz des Hauses sein.

Das Untergeschoß der Villa enthält Küche und Wirtschaftsräume sowie das Speisezimmer, während ein weites, imposantes Treppenhaus nach oben zu dem in den großartigsten Verhältnissen angelegten Atelier und zu den Schlafzimmern führt. Ganz oben auf dem flachen Dach des Hauses klebt wie ein Falkennest das Fremdenzimmer.

Die Villa liegt eingebettet in die reizvollsten, terrassierten Gartenanlagen, wo eine üppige Fülle von Gewächsen einer südlichen Zone das Auge erfreut und weithin Duft und Wohlgeruch verbreitet.

Die wunderbare Aussicht von der Pergola, von den Terrassen, von dem Dach der Villa läßt sich mit Worten gar nicht schildern. Der Blick umfaßt von hier das in endloser Weite nach Sizilien hin blauende Meer — die wie eine unbezwingliche Riesenburg emporstarrende Südwesthälfte der Insel — den Castiglioneberg mit der romantischen „Malerplatte“ an seiner östlichen Abdachung — die wie ein orientalisches Märchen mit ihren weißen, silberglänzenden Dächern amphitheatralisch aufsteigende Stadt Capri — den Monte San Michele — weit hinten in duftiger Ferne die violettblauen Umrisse Ischias. Wo mag es auf der Erde ein Künstlerheim geben, welches eine ähnliche paradiesische Lage aufweisen könnte?

Im Innern mittelalterliche Möbel, orientalische Waffen, kostbare uralte Teppiche, Musikinstrumente, Schiffsmodelle und all der groteske Hausrat, den die Maler sich zusammentragen. Das Treppenhaus ist als Salon eingerichtet und im riesigen Atelier wird oft getanzt.

Am 15. April 1893 ließ Allers das von seinen Arbeitern schon sehnsüchtig erwartete und lange besprochene Einweihungsfest vor sich gehen. In der Pergola war eine ungeheure Tafel errichtet und etwa hundert Capresen schmausten ihre geliebten Maccaroni mit Pomidoro und Salsiccie (Bratwürste) in Oel und Schweinefett. Die Frau des Baumeisters Vitale hatte heute mit ihrem Mädchen und einigen Inselweibern die Küche übernommen und bald roch es so echt im Haus nach Oel, Pfeffer, Tomaten, Fenchel und Knoblauch wie in Alt-Neapel. Ganze Gebirge von Maccaroni und Würstchen bedeckten bald die Tische und verschwanden noch schneller und auch der Wein wurde heute von den mäßigen Italienern in ungeheuren Quantitäten vertilgt. —

Da saßen sie vergnügt und sorgenlos beim Festmahl, all die lustigen Capresermädel, die ein ganzes Jahr lang unter Scherzen und Gesang die Steine, den Kalk und die Porzellanerde zum Hausbau vom Meer auf dem Kopf hinaufgetragen hatten. Giovannina, Concetta, Maria, Antonia, Angiolina, Constanza, Mariuccia, Carlotta und wie sie sonst heißen mögen. Ihre schönsten, farbenfreudigsten Tücher hatten sie umgeschlagen und all ihr bißchen Schmuck für dies in ihren Augen unvergleichliche Fest angelegt.

Gegen zwei Uhr rückte sie an, die Schar der lavoranti: die jungen Burschen den Hut schief aufs Ohr gesetzt, die Mädchen sorgfältiger als sonst frisiert und in Schuhen und Strümpfen, während sie für gewöhnlich die Fußbekleidung als einen überflüssigen Luxus erachten. Das Orchester zeigte sich gleichfalls auf der Bildfläche: es bestand aus vier gutgekleideten Jünglingen, zwei mit Guitarren, der dritte mit einer Mandoline, der vierte mit einer Violine bewaffnet. Zwischen ihnen sah man auch einige verrunzelte Matronen und Greise, die ebenfalls beim Bau der Villa thätig gewesen. Es war ein Vergnügen, zu sehen, mit welch urwüchsigem Appetit man den Maccaroni und Würsten zusprach, wie rasch die Zähne das knusperige Weißbrot zermalmten, mit welchem Wohlbehagen die Lippen immer und immer wieder in das Rebenblut tauchten! Die Honneurs machten der Hausherr, Papa und Mama Allers, Herr Architekt Lang und Frau aus Karlsruhe und eine zu vorübergehendem Aufenthalt auf der Insel weilende Hamburger Dame, Frau Classen.

In Willys Auftrag hielt ich dann die Festrede und schloß dieselbe mit den an die Arbeiter und Arbeiterinnen gerichteten Worten:

„Alla fine vi prego di bevere alla salute del mio amico intimo, il celeberrimo pittore Allers, e dei suoi parenti e v'invito di augurare loro in questa nuova villa i più aggradevoli e più ridenti giorni.



Aus „La bella Napoli“.



Aus „La bella Napoli“.

Evviva la famiglia Allers!“ (Schließlich bitte ich euch, auf die Gesundheit meines Herzensfreundes, des berühmten Malers Allers, sowie seiner Eltern zu trinken und lade euch zugleich ein, ihnen die angenehmsten und freundlichsten Tage in dieser neuen Villa zu wünschen. Es lebe die Familie Allers!)

Das Evviva, welches nun zu Ehren der Familie Allers erscholl, war so laut und donnernd, entrang sich den Kehlen mit so elementarer Gewalt, daß die soeben mit dem Blauengrotten-Dampfer angelangten Fremden unzweifelhaft in den Glauben versetzt wurden, es sei auf der Tiberius-Insel eine Revolution mit Mord und Totschlag ausgebrochen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten holte eine Rede die andere. Willy ließ seinen Baumeister Vitale leben mit dem Wunsch, daß sein Beispiel viele Germanen anfeuern möge, sich auch auf Capri anzusiedeln und sich von Vitale ihre Palazzi bauen zu lassen. Nun redeten viele Arbeiter, Vitale selber und immer wogte der Ruf durch die Pergola: „Evviva la Germania! Evviva la famiglia Allers!“

Es war ein ganz originales, wunderbar reizvolles Bild: diese in südlicher Ungebundenheit und Zwanglosigkeit und mit unendlichem Wohlbehagen schmausende und zechende Tischgesellschaft, sich plastisch abhebend von dem Hintergrunde des azurenen, sonnenbeschienenen Meeres und der jäh emporstarrenden Felsenwand der Westhälfte der Insel. Dazu das in die Pergola hineinnickende Grün der Orangen- und Citronenbäume, der Myrten und Weinreben — die lustig im Winde flatternden, von der Villa herabwehenden deutschen und italienischen Trikoloren — das melodienreiche Mandolinengeklimper — das Ganze ein Gemälde süditalienischen Lebens, an welchem man sich nicht satt zu sehen vermochte!

Eine andere interessante Szene, die einen passenden Vorwurf für den Pinsel eines Murillo abgegeben haben würde, spielte sich auf dem Treppenaufgange ab. Hier hatte sich ein Rudel armer, barfüßiger Nachbarkinder, denen aber trotz ihrer Lumpen helle Lebensfreude aus den Augen blitzte, zusammengefunden und ergötzte sich, auf dem Bauche liegend, an einer enormen Schüssel Maccaroni mit Pomidoro, die Mama Allers vor sie hingestellt. Köstlich

sah es aus, wie die kleinen Proletarier jedesmal die lange Maccaroninudel, ehe sie dieselbe in den weit geöffneten Abgrund des Mundes fallen ließen, triumphierend in der Luft herumschwenkten! In diesem Moment wußten sie, was Glück heißt!

Nach der Mahlzeit stieg alles auf das flache Dach des Hauses und es begann unter den rasselnden Klängen eines Tamburins die Tarantella. Die Capreser vollführten diesen nationalen Tanz mit einem Feuer, mit einer Begeisterung, als hänge davon ihr Seelenheil ab. Das war nichts Gemachtes, nichts Künstliches, wie bei den Ballettproduktionen in unsern Theatern — man merkte es vielmehr den Burschen und Mädchen an, daß der Tanz gleichsam der äußerliche Ausdruck ihrer Festfreude, gleichsam die Versinnbildlichung des Lust- und Wonnegefühls, das sie beseelte.

Die ganze deutsche Kolonie auf Capri hatte sich nach und nach vollzählig in der Villa Allers eingefunden, um dem Fest beizuwohnen. Die deutschen Gäste wurden von Mama Allers mit selbstgebackenem Hamburger Klöben (eine Art Stollen), Kaffee, Marsala- und Gragnanowein (letzterer wächst bei Castellamare) bewirtet.

Bei sinkender Sonne ward die Tarantella im Atelier fortgesetzt. Hier konnte man auch fast sämtliche Modelle der Insel sehen, die, ohne geladen zu sein, es dennoch nicht unter ihrer Würde hielten, sich unter die Festgäste zu mischen. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung unter dem einheimischen Publikum sorgte der Baumeister Vitale, der mit seinem Spazierstock in allen Räumen der Villa herumpatrouillierte und mit seiner Mienen- und Augensprache mehr ausrichtete, als ein deutscher Polizist mit seiner Stentorstimme.

Auch einige der deutschen Herren und Damen fühlten sich von der bacchantischen Lust, der sich fast vulkanisch äußernden Festesfreude, welche die herumwirbelnden Paare beseelte, mit fortgerissen und sie tanzten wacker die Tarantella mit, ohne sie vorher jemals geübt zu haben. Es ging besser, als sie geglaubt hatten!

Die Festlichkeit fand ihren Abschluß in einem großartigen Feuerwerk, dessen Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln sich in der Meeresflut spiegelten.

— —

Jetzt bildet die Villa Allers — abgesehen von den Naturreizen der Insel — einen Hauptanziehungspunkt Capris. Selten unterläßt es ein Deutscher mit seinen Damen (wenn er deren mitgebracht) seine Schritte zum Palazzo Nuovo zu lenken. Freund Allers oder dessen Eltern empfangen alle Besucher in liebenswürdigster Weise und dienen ihnen bei der Durchwanderung und Durchmusterung des Künstlerschlosses am Meer als Cieeroni.

* * *

Hier möge die Lebensgeschichte unsers Helden für jetzt ihren Abschluß finden. Seltsamer, origineller und vielseitiger mag sich ein Künstlerdasein wohl kaum jemals gestaltet haben.

Allers gehört jetzt zu den Lieblingen des deutschen Volkes — seinen Namen kennt und verehrt man in allen fünf Weltteilen, wo Deutsche wohnen, wo die deutsche Zunge klingt. Möge er uns in Zukunft noch durch eine reiche Anzahl neuer genialer Schöpfungen seines Zeichenstiftes erfreuen!

Und ich, ich rufe dem Freunde nochmals die Strophen entgegen, die ich, als Ergebnis meiner Einsperrung in die oben erwähnte Dichterkammer, in sein goldgeränderteś, in grünen Sammet eingebundenes Album geschrieben:

In Deinem Zauberschloß am blauen Meer
Erstrahlte mir der Daseinsfreude Stern
Im gold'nen Schimmer, hell und farbenbunt
Jedwedes trübe Wölkchen blieb ihm fern.

Verrauscht sind jene Wonnetage nun,
Doch Eines bleibt besteh'n im Strom der Zeit:
Es ist das Freundschaftsband, das uns verknüpft,
Und das die Kunst und Poesie geweiht!















